Stadien auf dem Lebenswege.

Sören Kierkegaard.

Stadien auf dem Lebenswege.

Studien von Verschiedenen.

Zusammengebracht, zum Druck befördert und herausgegeben

von

Hilarius Buchbinder.

Übersetzt von **A. Bärthold.**

Leipzig,

Druck und Verlag von Johannes Lehmann

1886.

Vorwort des Übersetzers.

Als dies Werk zum erstenmal erschien (1845, wenige Tage vor K.s 32. Geburtstage), kam es zu früh, in demselben Sinn wie Sokrates in seiner Zeit zu früh kam, da eben noch die Sophisten das Volk bezauberten. Seitdem ist die Reflexion merklich gewachsen, und in demselben Maße ist man wohl diesem Buche näher gekommen. Wird auch vielleicht nicht ohne weiteres bemerkt, wo nach Kierkegaards Sinn die tiefste Satire in dem Vorwort des Buchbinders Hilarius liegt, oder wie charakteristisch verschieden z. B. die „Erinnerung" in den drei Einleitungen reflektiert ist, so berührt doch wohl jetzt manchen sympathisch dieser Feldzug gegen die Unmittelbarkeit, um der Geistesexistenz Freiheit zu schaffen, diese Erweiterung und Vertiefung der Reflexion in jedem der Stadien — um die Wahrheit zu zeigen, zu der man durch die Reflexion *hindurchgelangt*.

Ist man zu verständig geworden, um in ästhetischer Unmittelbarkeit zu leben, so sind ja heut auch die nicht selten, welche reflektierte Schwermut hindert, an der Verwirklichung der sittlichen Güter ausreichende Daseinsfreude zu haben, die es also befriedigen kann, daß auf das zweite Stadium ein drittes folgt. Insofern kann gerade die Herausgabe dieses Werkes Kierkegaards zeitgemäß heißen.

Bei den reichlichen Einleitungen des Buches ist hier kein Raum zu Mitteilungen über seine Stellung in der „Kierkegaard-Litteratur"; es muß der Hinweis auf die Angaben in

„S. Kierkegaard, eine Verfasserexistenz eigner Art“, „Noten zu S. K.s Lebensgeschichte“ und „Zur Bedeutung der ästhetischen Schriften“ (Halle, J. Fricke) genug sein. Über den Gesichtspunkt für die Auffassung habe ich eine Bemerkung an die Einleitung des dritten Teils gefügt, wo es am meisten nötig sein mag. — Als eine Skizzierung der Tendenz des Buches mit Fortsetzung darüber hinaus kommt vielleicht dem einen oder anderem nach der Lektüre ganz gelegen die kleine Schrift: „Die Wendung zur Wahrheit in der modernen Kulturentwickelung“ (Gütersloh, Bertelsmann 1885).

Wer das Buch zur Hand nimmt, um das Urteil über K. bestätigt zu finden, das ihm von angesehenen Männern überliefert wurde, wird es ganz am Ende des Buches finden, und wohl überrascht sein zu sehen, daß es Kierkegaard selbst jenen Autoritäten „vorgesagt“ hat durch seinen Ironiker. — Sonst wird gerade dieses Werk, soweit darin Kierkegaards Persönlichkeit hervortritt, an jenes Wort Campanellas erinnern:

Einsam und nicht allein, frei und gebunden
Ein stummer Rufer, ohne Schwert ein Held,
Ein Thor dem Auge niedrer Welt,
Ein Weiser bin ich vor dem Herrn erfunden!

Halberstadt, 13. Februar 1886.

A. Bärthold.

Inhaltsverzeichnis.

Lectori benevolo.

Dieweil und nachdem Redlichkeit in allem sein soll, besonders da im Reich der Wahrheit und der Bücherwelt, und auf daß kein vornehmer Herr Professor oder hochstehender Mann sollte ungnädig aufnehmen, wenn ein Buchbinder, anstatt auf seinen Nahrungszweig zu passen, sich unbefugt unter die Zahl der Litteraten mischt, welche Dreistigkeit auch nur strenge Urteile über das Buch veranlassen würde und möglicherweise bewirken, daß manche, sich des Buchbinders schämend, das Buch gar nicht lesen wollten: so folgt hier die wahrhaftige Geschichte des Buches.

Vor verschiedentlichen Jahren sandte ein mir wohlbekannter Litteratus eine bedeutende Menge Bücher zum Einbinden, item verschiedentliche Bücher Schreibpapier, welche sollten in Quarto geheftet werden. Da es in der geschäftigen Jahreszeit war, und der Herr Litteratus nicht trieb, wie er immer ein gelinder und willfähriger Mann war, blieben die Bücher, mit Scham zu melden, über ein Vierteljahr bei mir. Und wie es so geht, wie der Deutsche sagt: „Heute rot, morgen tot," und wie der Pastor sagt: „Der Tod kennt keinen Stand und kein Alter," und wie meine selige Frau sagte: „Den Weg müssen wir alle; aber unser Herr weiß am besten, wenn es dienlich ist, und dann geschieht es wohl mit Gottes Hilfe;" wie es also geht, daß selbst die besten Menschen von hinnen müssen, so war inzwischen der Litteratus tot, und seine

Erben, welche im Ausland waren, empfingen durch das Erbschaftsgericht die Bücher, und durch dasselbe Gericht empfing ich die Bezahlung für meine Arbeit.

Als ein strebsamer Mann und guter Bürger, der jedem redlich das Seine gibt, fiel mir niemals andres ein, als daß ich dem Herrn Litteratus alles zurückgesendet hatte, da ich einmal einen kleinen Packen geschriebne Papiere fand. Vergebens grübelte ich, wer mir diese gesendet haben, was damit gemacht werden sollte, ob sie sollten eingebunden werden, kurz, was so ein Buchbinder sich in solchem Fall für Gedanken machen kann; oder ob das Ganze ein Irrtum war. Endlich ging meiner nun verstorbnen seligen Frau, die mir ein selten treuer Gehilfe und Beistand im Nahrungszweige war, ein Licht auf, daß dieser Packen müßte in dem großen Korbe gelegen haben, worin die Bücher des Herrn Litteratus kamen. Dieser Meinung war ich auch, aber nun war so lange Zeit hingegangen, keiner hatte daran gedacht den Packen zurückzuverlangen; so dachte ich, das Ganze ist wohl nicht groß wert, und ließ die Papiere liegen, nachdem ich jedoch einen kouleurten Umschlag darum geheftet, damit sie nicht sollten daliegen und im Laden herumschwimmen, wie meine selige Frau zu sagen pflegte.

In den langen Winterabenden, wenn ich nichts andres zu thun hatte, nahm ich da zuweilen das Buch vor und las darin zu meinem Vergnügen. Aber ich kann nicht sagen, daß das Vergnügen groß war, denn ich verstand nicht groß davon; aber ich hatte doch mein Vergnügen zu sitzen und zu spekulieren, was das Ganze wohl sein könnte. Und da ein großer Teil geschrieben war von einem in Schönschrift Wohlgeübten, so ließ ich meine Kinder ab und zu eine Pagina abschreiben, daß sie durch das Nachschreiben der schönen Schriftbuchstaben und Züge in der Führung der Feder Übung bekämen, was man unbegreiflich und unerklärlich genug im Schulunterricht ganz vernachlässigt und wohl

noch lange vernachlässigen würde, wenn nicht jetzt der verdiente Litteratus Hr. J. Levin, von dem man in den Zeitungen liest, hätte diesem Mangel abzuhelfen gesucht und mich gelehrt hätte, meiner seligen Frau Worten recht geben: „daß Schriftlesung notwendig ist in verschiednen Lebensstellungen und niemals in der Schule versäumt werden müßte.“ Was kann es auch helfen, daß man schreiben kann, wenn man nicht lesen kann, was man schreibt, wie Henrich in der Komödie sagt: daß er wohl Deutsch schreiben kann, aber es nicht lesen kann.

Mein ältester Sohn war nun zehn Jahre alt geworden, da ich vorigen Sommer dachte, ihn einen strengern Unterricht beginnen zu lassen; und da wurde mir von einem angesehenen Mann als besonders tauglich empfohlen ein mir von Person nicht unbekannter Seminarist und Kandidatus der Philosophie, den ich öfter mit wahrer Erbauung in unsrer Erlöserkirche im Abendgottesdienst gehört hatte. Obschon er nämlich sein Examen nicht gemacht und ganz aufgegeben hatte, Prediger zu studieren, seitdem er entdeckt hatte, daß er ein schöner Geist und Dichter war (so nennt er das ja wohl), war er doch brav studiert und machte gute Predigten, aber insbesondre hatte er eine herrliche Stimme auf der Kanzel. Unsre Übereinkunft war, daß er fürs Mittagessen den Jungen in den wichtigsten Lehrgegenständen zwei Stunden täglich unterrichten sollte.

Das war zum wahren Glück für mein geringes Haus, daß der beschriebne Seminarist und Kandidatus der Philosophie Lehrer bei dem Jungen wurde, denn nicht bloß machte Hans große Fortschritte, sondern etwas weit Wichtigers verdankte ich diesem Manne, was ich jetzt erzählen will. Eines Tages wurde er aufmerksam auf das Buch im kouleurten Umschlag, welches ich zum Unterricht meiner Kinder gebraucht hatte, er las etwas darin und danach bat er mich, es ihm zu borgen. Ich sagte zu ihm, wie ich es meinte: „Sie können es ebensogern behalten, denn da nun der

Junge einen Lehrer bekommen hat, der selbst ihm vorschreiben kann, so brauche ich es nicht." Aber dazu war er doch, wie ich nun einsehe, edel genug, es nicht zu wollen. So borgte er es. Den dritten Tag darauf, ich erinnre mich so deutlich, als wäre es gestern, es war den 5. Januar in diesem Jahre, kommt er hin zu uns und will mit mir reden. Ich dachte, er wollte vielleicht ein kleines Anlehen machen, aber nein! Er überreicht mir das wohlbekannte Buch und sagt: „Lieber Herr Hilarius! Sie haben vermutlich nicht gewußt, welch herrliches Geschenk und Gabe die Vorsehung Ihrem Haus in diesem Buch beschert hat, das Sie so gleichgültig weggeben wollten. Ein solches Buch ist goldeswert, wenn es in die rechten Hände kommt. Durch den Druck solcher nützlichen Bücher trägt man bei zur Förderung der guten und gewinnreichen Gelehrsamkeit unter den Menschenkindern in dieser Zeit, wo nicht bloß das Geld, sondern auch der Glaube unter den Leuten selten wird. Und nicht bloß dies, sondern Sie, Herr Hilarius, dessen Wunsch es immer war, auch auf andre Weise denn als Buchbinder Ihren Mitmenschen zu nützen, sowie das Andenken Ihrer seligen Frau durch das eine oder andre ungewöhnliche gute Werk zu ehren, Sie, in dessen glückliches Los gefallen ist, dies thun zu können, Sie werden durch dies Unternehmen zugleich eine nicht geringe Summe verdienen können, wenn das Buch verkauft wird." Ich war tiefgerührt und wurde es noch mehr, da er die Stimme erhob und mit erhobner Stimme fortfuhr: „Ich für meinen Teil begehre nichts oder so gut wie nichts; in betracht des großen erwarteten Kapitals verlange ich bloß zehn Thaler gleich und ein Nößel Wein zu Mittag an Sonn- und Festtagen."

So ist es denn geschehen, wie der brave Seminarist und Kandidatus der Philosophie mir riet, bloß daß ich das große Kapital gern so gewiß hätte, wie er die zehn Thaler, welche ich mit Freude ihm bezahlte, um so mehr, als er mich darauf aufmerk-

sam machte, daß mein Verdienst um so größer würde, da es nicht ein Buch wäre, sondern mehrere Bücher, die ich herausgäbe, vermutlich von mehreren Verfassern. Mein gelehrter Freund nimmt nämlich an, daß es muß eine Brüderschaft, eine Gesellschaft, einen Verein gegeben haben, dessen Kaput oder Hauptmann jener Litteratus gewesen ist, welcher deshalb die Schriften aufbewahrt hat.

Daß ein Buchbinder wollte Verfasser sein, könnte nur billige Entrüstung in der litterarischen Welt wecken und dazu beitragen, daß man das Buch mißachtete; aber daß ein Buchbinder heftet, zum Druck befördert und herausgibt ein Buch, daß er „auf andre Weise denn als Buchbinder seinen Mitmenschen zu nützen sucht," wird der billigdenkende Leser nicht übel aufnehmen.

Und hiermit sei das Buch und der Buchbinder und das Unternehmen ehrerbietigst empfohlen.

Christianshavn, im Januar 1845.

Ehrerbietigst

Hilarius, Buchbinder.

„In vino veritas."

Eine Erinnerung

nacherzählt

von

William Afham.

Solche Werke sind Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt, kann kein Apostel herausſehen.

Lichtenberg.

Vorerinnerung.

Welch schöne Beschäftigung, sich eine Heimlichkeit zu bereiten, wie verführerisch, sie zu genießen, und doch, wie bedenklich zuweilen, sie genossen zu haben, wie leicht, daß sie einem nicht wohlbekommt. Falls nämlich einer glaubt, eine Heimlichkeit sei ohne weiteres transportabel, sie könne einem Inhaber gehören, da fehlt er, denn hier gilt es: Speise kommt von dem Fresser; aber wenn einer glaubt, daß man durch den Genuß sich nur die Schwierigkeit auflädt, sie nicht zu verraten, da fehlt er auch; denn man bekommt ja zugleich die Aufgabe, sie nicht zu vergessen. Doch ist es noch widerwärtiger, sich halb zu erinnern und seine Seele in eine Durchgangsniederlage für havariertes Gut zu verwandeln. Im Verkehr mit den andern sei da Vergessen der seidne Vorhang, der vorgezogen wird, die Erinnerung die vestalische Jungfrau, welche durch den Vorhang geht; hinter dem Vorhang ist wieder Vergessen, wenn da nicht rechte Erinnerung ist, denn die schließt das Vergessen aus.

Die Erinnerung muß nicht bloß genau sein, sie muß auch glücklich sein; im Abzug der Erinnerung muß der Duft des Erlebten geborgen sein, ehe er versiegelt wird. Wie sich die Traube nicht zu jeder Zeit keltern läßt, wie das Wetter zur Zeit des Kelterns großen Einfluß auf den Wein hat, so läßt das Erlebte sich auch nicht wieder vergegenwärtigen zu jeder Zeit oder unter jeder Umgebung.

Erinnerung ist keineswegs identisch mit Gedächtnis. Man kann ganz gut eine Begebenheit auf ein Haar im Gedächtnis haben, ohne sich ihrer deshalb zu erinnern. Das Gedächtnis ist nur eine verschwindende Bedingung. Durch das Gedächtnis stellt das

Erlebte sich dar, um die Weihe der Erinnerung zu empfangen. Der Unterschied ist bereits im Unterschied des Menschenalters zu merken: Der Greis verliert das Gedächtnis, das überhaupt die Gabe ist, die zuerst verloren wird. Doch hat der Greis etwas Dichterisches; er ist in der Volksvorstellung prophetisch, gottbegeistert. Aber die Erinnerung ist ja auch seine beste Kraft, sein Trost, der ihn durch den poetischen Fernblick tröstet. Die Kindheit hat umgekehrt in hohem Grade Gedächtnis und Auffassung, gar nicht Erinnerung. Anstatt zu sagen: Das Alter vergißt nicht, was die Jugend erfaßt, könnte man vielleicht sagen: was das Kind im Gedächtnis hat, dessen erinnert sich der Greis. Die Brille des Greises wird geschliffen, um damit nahe zu sehen. Wenn die Jugend Brillen braucht, ist das Glas um in die Ferne zu sehen, denn ihr mangelt die Kraft der Erinnerung, welche ist: zu entfernen, in Abstand zu bringen. Indessen ist die glückliche Erinnerung des Alters wie die glückliche Auffassung des Kindes eine Gnadengabe der Natur, welche die beiden hilflosesten und doch in gewissem Sinne glücklichsten Abschnitte des Lebens mit Vorliebe umfaßt. Aber deshalb ist auch die Erinnerung so gut wie das Gedächtnis zuweilen nur Inhaber von Zufälligkeiten.

Obschon die Verschiedenheit von Gedächtnis und Erinnerung groß ist, werden sie oft verwechselt. Im Menschenleben gibt diese Verwechslung Gelegenheit, die Tiefe der Persönlichkeit zu studieren. Die Erinnerung ist nämlich die Idealität, aber als solche ganz anders anstrengend und verantwortlich, als das gleichgültige Gedächtnis. Die Erinnerung will den ewigen Zusammenhang im Leben behaupten und dem Menschen sichern, daß sein irdisches Dasein uno tenore wird, ein Atemzug und in einem auszusprechen. Deshalb verbittet sie sich, daß die Zunge soll genötigt werden, fort und fort Geschwätz zu machen, um das Geschwätz des Lebensinhalts nachzubilden. Dies ist die Bedingung für die Unsterblichkeit des Menschen, daß sein Leben uno tenore ist. Sonderbar genug ist Jakobi, soweit ich weiß, der einzige, bei dem man Äußerungen findet über das Fürchterliche, sich selbst unsterblich zu denken. Es war ihm zuweilen, als sollte der Gedanke der Unsterblichkeit, wenn er ihn in einzelnen Augenblicken länger festhielt, den Verstand ihm verwirren. Ist der Grund, daß Jakobi nervenschwach war? Ein starker Mann, der harte Haut in der Hand schon von

dem Schlagen auf die Kanzel oder den Katheder bekam, wenn er die Unsterblichkeit bewies, fühlt keinen solchen Schrecken, und doch versteht er sich ja auf Unsterblichkeit, denn harte Haut haben bedeutet im Lateinischen etwas hinlänglich verstehen. Sobald man indessen Gedächtnis und Erinnerung verwechselt, wird der Gedanke nicht so fürchterlich. Fürs erste, weil man mutig, mannhaft und robust ist, und fürs andre, weil man den Gedanken gar nicht denkt. Da ist gewiß mancher Mann, der Erinnerungen aus seinem Leben geschrieben hat, in denen nicht eine Spur von Erinnerung war, und doch waren ja die Erinnerungen seine Ausbeute für die Ewigkeit. In der Erinnerung nimmt der Mensch das Ewige in Anspruch. Das Ewige ist human genug, jede Forderung zu honorieren und jeden für zuverlässig anzusehen. Aber das Ewige kann nicht dafür, daß ein Mensch sich selbst zum Narren macht — und im Gedächtnis hat, statt sich zu erinnern und infolge davon vergißt, anstatt sich zu erinnern; denn was man im Gedächtnis hat, das vergißt man auch. Aber das Gedächtnis macht wieder das Leben ungeniert. Ungeniert durchläuft man die lächerlichsten Verwandlungen; selbst in vorgerückten Jahren spielt man noch Blindekuh, spielt noch in der Lotterie des Lebens und kann noch werden, was da werden mag, ungeachtet man unglaublich vielerlei gewesen ist. Darauf stirbt man — und so wird man unsterblich. Und sollte man doch nicht auch gerade durch solches Leben sich reichlich Vorrat gesichert haben, um sich eine ganze Ewigkeit zu erinnern? Ja, wenn das Hauptbuch der Erinnerung nichts andres wäre, als eine Kladde, worein man das erste beste schmiert. Aber die Buchführung der Erinnerung ist von eigner Art. Man könnte einige solche Stücke zur Aufgabe vorlegen — doch nicht in Gesellschaftsrechnung. Ein Mann redet Tag für Tag auf Generalversammlungen und beständig von dem, was die Zeit fordert, doch nicht katonisch-langweilig durch Wiederholung, sondern beständig interessant und pikant folgt er dem Augenblick und sagt niemals dasselbe; auch in Gesellschaft strengt er sich an und teilt den Vorrat seiner Beredsamkeit aus, bald mit gestrichnem, bald mit gehäuftem Maß, immer mit Händeklatschen begrüßt; mindestens einmal in der Woche steht etwas von ihm im Blatt zu lesen; selbst in der Nacht nützt er, seiner Frau nämlich, da er selbst im Schlaf von den Forderungen der Zeit redet, als wäre er auf einer General-

versammlung. Ein andrer Mann schweigt, ehe er redet, und bringt es so weit, daß er gar nicht zum Reden kommt: sie leben gleich lange; hier wird nach dem Fazit gefragt: Wer hat am meisten zu erinnern? Ein Mann verfolgt einen Gedanken, einen einzigen, allein mit diesem beschäftigt; ein andrer wirkt schriftstellerisch in sieben Wissenschaften und „bricht in seiner bedeutungsvollsten Wirksamkeit ab (es ist ein Journalist, der spricht), gerade da er die Veterinärwissenschaft umschaffen wollte“: sie leben gleich lange; hier wird nach dem Fazit gefragt: Wer hat sich am meisten zu erinnern?

Eigentlich kann man sich nur des Wesentlichen erinnern, denn die Erinnerung des Greises unterliegt, wie gesagt, der Zufälligkeit, und von dem damit verwandten Erinnern gilt dasselbe. Das Wesentliche liegt nicht bloß in der Sache, sondern auch in ihrem Verhältnis zu dem Betreffenden. Wer mit der Idee gebrochen hat, kann nicht wesentlich handeln, kann nichts Wesentliches sich vornehmen, er müßte denn bereuen; das ist die einzigste neue Idealität für ihn. Alles, was er sonst thut, ist unwesentlich trotz der äußern Kennzeichen. Sich eine Frau nehmen, ist ja etwas Wesentliches; aber wer einmal in der Liebe gepfuscht hat, kann sich gern vor die Stirn oder vor die Brust oder sonstwohin schlagen aus lauter Ernst und Feierlichkeit; es sind doch Narrenspossen. Ob seine Ehe ein ganzes Volk angeht, ob mit den Glocken geläutet wurde, ob der Papst die Trauung hält, das ist doch für ihn nichts Wesentliches, sondern wesentlich Narrenspossen. Der äußre Lärm thut gar nichts ab oder zu, so wenig wie die Fanfare und das Präsentieren des Gewehrs die Lotterieziehung zu einer wesentlichen Handlung für den Jungen macht, der die Lose zieht. Für eine wesentliche Handlung kommt es nicht wesentlich darauf an, daß die Trommel geschlagen wird. — Aber das, woran man sich erinnert, kann man auch nicht vergessen; man kann es fortwerfen, es kehrt zurück wie Thors Hammer, und nicht bloß so, sondern es hat eine Sehnsucht nach der Erinnerung wie eine Taube, ja, wie eine Taube, die, wie oft sie auch an andre verkauft wird, doch niemals eines andern Eigentum werden kann, weil sie immer heimfliegt. Aber es hat auch die Erinnerung selbst das, woran man sich erinnert, ausgebrütet, und dieses Brüten ist verhüllt und verborgen, heimlich und deshalb ungekränkt von einem profanen Wissen: es will auch der Vogel nicht auf seinen Eiern brüten, wenn ein Fremder sie berührt hat.

Das Gedächtnis ist unmittelbar und kommt unmittelbar zu Hilfe, die Erinnerung nur reflektiert. Deshalb ist Sicherinnern eine Kunst. Im Gegensatz zum Gedächtnis wünsche ich mit Themistokles vergessen zu können; aber Sicherinnern und Vergessen sind nicht Gegensätze. Die Kunst der Erinnerung ist nicht leicht, weil sie im Augenblick der Bereitung verschieden geraten kann, während das Gedächtnis nur Schwankungen hat zwischen richtig und falsch wissen. Was ist so Heimweh? Was das Gedächtnis gibt, wird Erinnerung. Einfach wird das Heimweh dadurch hervorgebracht, daß man fort ist. Die Kunst würde sein, obschon man daheim ist, Heimweh fühlen zu können. Dazu gehört Fertigkeit in Illusion. In einer Illusion hinleben, worin es beständig dämmert, niemals Tag wird, aus aller Illusion sich herausreflektieren ist nicht so schwierig, als sich zur Illusion reflektieren und sie auf sich wirken lassen mit aller Macht der Illusion, obschon man ein Wissender ist. Das Vergangne zu sich zu zaubern ist nicht so schwierig, wie das Nächste von sich wegzuzaubern für die Erinnerung. Dies ist eigentlich die Kunst der Erinnerung und die Reflexion des zweiten Grades.

Um eine Erinnerung sich zu bereiten, dazu gehört Bekanntschaft mit den Gegensätzen der Stimmungen, Situationen und Umgebungen. Einer erotischen Situation, worin die trauliche Abgeschiedenheit des Landlebens war, kann man sich zuweilen am besten erinnern und einerinnern im Theater, wo die Umgebung und der Lärm den Gegensatz hervorzwingt. Immer ist jedoch der direkte Gegensatz nicht der glückliche. Wäre es nicht unschön, einen Menschen als Mittel zu brauchen, so wäre es vielleicht zuweilen der glückliche Gegensatz, um sich eines erotischen Verhältnisses zu erinnern, daß man sich eine neue Liebesgeschichte anschaffte, bloß um sich zu erinnern. — Der Gegensatz kann äußerst reflektiert sein. Die äußerste Bethätigung der Reflexion bei Gedächtnis und Erinnerung ist die, das Gedächtnis gegen die Erinnerung zu brauchen. Zwei Menschen können aus entgegengesetztem Grunde eine Stätte nicht wiedersehen wollen, die an eine Begebenheit erinnert. Der eine ahnt gar nicht, daß etwas da ist, was Erinnerung heißt, sondern fürchtet nur das Gedächtnis. Aus den Augen, aus dem Sinn! denkt er; wenn er nur nicht sieht, so hat er vergessen. Der andre will gerade sich erinnern, deshalb will er nicht sehen. Nur gegen die

unbehaglichen Erinnerungen braucht er das Gedächtnis. Wer sich auf Erinnerung versteht, aber dies nicht versteht, hat wohl Idealität, aber ihm fehlt die Erfahrung zu brauchen consilia evangelica adversus casus conscientiae. Er wird wohl gar den Rat für ein Paradox ansehen und sich scheuen, den ersten Schmerz auszuhalten, der doch immer vorzuziehen ist, gleich dem ersten Verlust. Wenn das Gedächtnis wieder und wieder aufgefrischt wird, bereichert es die Seele mit einer Menge von Einzelheiten, welche die Erinnerung zerstreuen. Die Reue ist so ein Sicherinnern der Schuld. Rein psychologisch angesehen glaube ich wirklich, daß die Polizei den Verbrechern behilflich ist, nicht zur Reue zu kommen. Durch das beständige Aufzeichnen und Repetieren seines Lebenslaufs bekommt der Verbrecher eine solche Fertigkeit des Gedächtnisses, sein Leben herzuleiern, daß die Idealität der Erinnerung vertrieben wird. Es gehört große Idealität dazu, wirklich zu bereuen, und besonders, gleich zu bereuen; denn die Natur kann auch einem Menschen helfen, und die späte Reue, welche auf das Gedächtnis angesehen unbedeutend ist, ist oft die tiefste und schwerste. — Die Bedingung für alles Produzieren ist sich erinnern können. Will man nicht mehr produktiv sein, braucht man bloß im Gedächtnis aufzufrischen, was man aus der Erinnerung produzieren wollte, und das Produzieren ist unmöglich gemacht oder es wird einem so ekel werden, daß man es je eher je lieber aufgibt.

Eine Gemeinsamkeit der Erinnerung gibt es eigentlich nicht. Eine Art Quasigemeinschaft ist eine Art Gegensatz, welchen die Erinnerung um ihrer selbst willen braucht. Es lockt zuweilen die Erinnerung am besten hervor, wenn man sich stellt, als vertraute man sich einem andern, bloß um hinterher diese Vertraulichkeit in einer neuen Reflexion zu bergen, worin die Erinnerung für einen selbst entsteht. Für das Gedächtnis kann man sich gut zusammenthun zu gegenseitigem Beistand. In dieser Hinsicht sind Festmahle und Geburtstagsfreuden, Liebespfänder und teure Andenken zweckmäßig, gerade wie ein Zeichen in das Buch legen, um zu wissen, wo man abbrach, und um dann mit Hilfe des Zeichens sicher zu sein, daß man das ganze Buch durchgelesen. Die Kelter der Erinnerung muß dagegen jeder selbst treten. An und für sich liegt darin durchaus kein Fluch. Insofern man immer seine Erinnerung allein hat, ist jede Erinnerung eine Heimlichkeit. Selbst

wenn mehrere an dem Gegenstand der Erinnerung interessiert sind, jeder hat doch seine Erinnerung für sich; die scheinbare Öffentlichkeit ist bloß illusorisch.

Das hier Dargestellte ist für mich selbst zur Erinnerung an Gedanken und Gedankengänge, die manchmal und in mancherlei Weise meine Seele beschäftigt haben. Der Anlaß sie hinzuwerfen ist, daß ich mich nun gestimmt fühle, eine erlebte Begebenheit für die Erinnerung einzulösen und aufzuzeichnen, was bereits einige Zeit fertig im Gedächtnis lag und teilweise auch in der Erinnerung. Was ich im Gedächtnis habe, ist an Umfang gering; die Arbeit des Gedächtnisses insofern leicht; dagegen fand ich Schwierigkeit, es recht für die Erinnerung herauszubekommen, gerade weil es für mich etwas ganz andres wurde, als für die Herren Teilnehmer, die vermutlich lächeln würden, wenn sie solcher Kleinigkeit irgendwelchen Wert beigelegt sähen, einem ausgelaßnen Einfall einer verzweifelten Idee, wie sie es nennen würden. Ja, wie wenig das Gedächtnis hier für mich zu bedeuten hat, sehe ich daraus, daß mir zuweilen ist, als hätte ich es gar nicht erlebt, sondern es selbst gedichtet.

Wohl weiß ich, daß ich nicht so bald jenes Gastmahl vergessen werde, woran ich teilhatte ohne Teilnehmer zu sein; aber trotzdem kann ich mich nicht entschließen, davon zu lassen, ohne mir ein sorgfältiges ἀπομνημόνευμα von dem, was mir wirklich memorabile ist, gesichert zu haben. — Das erotische Verständnis der Erinnerung habe ich zu begünstigen gesucht, dagegen habe ich für das Gedächtnis nichts gethan. Die Situation der Erinnerung ist durch den Gegensatz gebildet, und bereits seit einiger Zeit habe ich gesucht, mir das, dessen ich mich erinnere, in den Gegensatz der Umgebung zu flechten. Der prachtvoll erleuchtete Speisesaal, das berauschende Strahlenmeer der Lichtreflexe brachte eine phantastische Wirkung hervor. Insofern wünscht die Erinnerung einen Gegensatz, der nicht phantastisch ist. Des Exaltierten in der Stimmung der Teilnehmer, des Lärms der Festlichkeit, der schäumenden Lust des Champagners erinnert man sich am besten in stiller ablegner Verborgenheit. Der Üppigkeit des Geistes von der die Stimmung der Redner schwoll, erinnert man sich am besten in friedlicher Sicherheit. Jeder Versuch, der Erinnerung unmittelbar zu Hilfe zu kommen, würde nur verfehlt sein und nur den Abschmack der Nachäffung schaffen. — So wählte ich die Um-

gebung, welche auf den Gegensatz berechnet war. Ich suchte die Einsamkeit des Waldes, aber nicht zu einer Zeit, wo sie phantastisch ist. Die Stille der Nacht würde nicht günstig gewesen sein, weil sie auch in das Phantastische hineinreicht. Ich suchte den Frieden der Natur gerade zu einer Zeit, da sie am wenigsten belebt ist. Deshalb wählte ich die Nachmittagsbeleuchtung. Insofern hier das Phantastische zur Stelle ist, ist es nur fern in der Seele geahnt; dagegen ist nichts milder und friedlicher und beruhigender als der matte Glanz des Nachmittags. Und wie ein Kranker, der für das Leben wiedergewonnen ist, am liebsten diese lindernde Erquickung sucht; wie der geistig Angestrengte, der viel gelitten hat, am liebsten die Beruhigung sucht: so habe ich sie aus entgegengesetztem Grunde gesucht, um das Entgegengesetzte zu erreichen.

Es liegt im Gribs-Wald eine Stelle, der Achtwegewinkel genannt, ihn findet nur, wer würdig sucht, denn keine Karte gibt ihn an. Der Name selbst scheint einen Widerspruch zu enthalten, denn wie kann das Zusammentreffen von acht Wegen einen Winkel bilden, denn wie kann das Betretne und Allbefahrne sich einen mit dem Ablegnen und Versteckten? Und was der Einsame flieht wird ja schon nach dem Zusammenstoß dreier Wege genannt: Trivialität; wie trivial muß da nicht der Zusammenstoß von acht Wegen sein? Und doch ist es so: es sind wirklich acht Wege und doch sehr einsam, entlegen, versteckt, heimlich ist man ganz nahe an einem Gehege, welches die Unglückshecke heißt. Der Widerspruch im Namen macht die Stelle nur noch einsamer, wie der Widerspruch immer einsam macht. Die acht Wege, der viele Verkehr ist nur eine Möglichkeit, eine Möglichkeit für den Gedanken; denn keiner befährt diese Wege, nur ein kleines Insekt, das querüber hastet, eilend mit Weile; keiner befährt sie, nur der flüchtige Reisende, der sich immer umsieht, nicht nach jemand, sondern um allen zu entgehen; jener Flüchtling, der selbst in seinem Versteck nichts vernimmt von der Sehnsucht des Reisenden nach Botschaft von jemand; jener Flüchtling, den nur die todbringende Kugel einholt, die wohl erklärt, warum der Hirsch nun stille wurde, aber nicht, warum er so unruhig war; keiner fährt über diese Wege als der Wind, von dem man nicht weiß, von wannen er kommt, noch, wohin er fährt. Selbst wer sich von jenem ver-

führerischen Wink, womit hierdrinnen die Verschlossenheit den Wanderer lockt, betrügen läßt und dem engen Fußweg folgt, der in den Verschluß des Waldes zieht: selbst er ist nicht so einsam, wie man es ist bei den acht Wegen, auf welchen niemand reist. Acht Wege und kein Reisender! Das ist ja, als wäre die Welt ausgestorben und der Überlebende in Verlegenheit, weil keiner da ist, ihn zu begraben; oder als wäre das ganze Volk davon gewandert auf den acht Wegen und hätte einen vergessen! — Ist es wahr, was der Dichter sagt: Bene vixit, qui bene latuit, so habe ich wohl gelebt, denn mein Winkel war gut gewählt. Gewiß ist es auch, daß die Welt und alles, was sich draußen befindet, niemals sich besser ausnimmt, als wenn man es von einem Winkel aus sieht und man verstohlen sieht; gewiß ist es auch, daß alles, was in der Welt gehört ist und gehört werden soll, am lieblichsten und am meisten verzaubernd klingt, wenn man es von einem Winkel aus hört, wo man verstohlen hört. So bin ich oft zu meinem stillen Winkel gegangen. Ich kannte ihn vorher, lange vorher; nun habe ich gelernt, daß ich nicht die Nacht brauche, um Stille zu finden, denn hier ist es immer stille, immer schön, aber am schönsten erscheint es mir doch jetzt, wenn die Herbstsonne Vesper hält und der Himmel schmachtend sich blaut; wenn die Schöpfung nach der Hitze aufatmet, wenn die Kühlung sich naht und die Blätter auf der Wiese wohlig zittern, während der Wald fächelt; wenn die Sonne an den Abend denkt, um sich im Meere zu baden, wenn die Erde sich zur Ruhe schickt und an ihren Dank denkt, wenn sie vor dem Abschied einander verstehen in dem weichen Zusammenschmelzen, das den Wald dunkler und die Wiese grüner macht.

O freundlicher Geist, der diese Stätte bewohnt, habe Dank, daß du allezeit meine Stille umfriedigtest, habe Dank für jene Stunden, erfüllt mit dem Werk der Erinnerung, habe Dank für deinen Versteck, den ich mein nenne! Da wächst die Stille, wie der Schatten, wie das Schweigen wächst: eine beschwörende Zauberformel! Was ist doch berauschend wie die Stille! Denn wie hurtig auch der Trinker den Becher zur Lippe führt, seine Berauschung wächst nicht so schnell wie die der Stille, welche mit jeder Sekunde wächst! Und wie ist der Inhalt des berauschenden Bechers nur wie ein Tropfen im Vergleich mit dem unendlichen

Meer des Schweigens, aus dem ich trinke! Und wie ist alles Sieden des Weines nur wie ein armer Betrug gegen die Kelterung des Schweigens, das stärker und stärker siedet! Aber was ist auch schneller verschwunden als dieses Schweigen — sowie geredet wird! Und was ist so widerwärtig wie der Zustand, wenn man plötzlich herausgerissen wird — schlimmer als des Trinkers Erwachen, wenn man im Schweigen die Sprache vergaß, schamvoll bei dem Klang des Wortes, stammelnd wie der, dem das Band der Zunge nicht gelöst wurde, geschwächt wie ein überraschtes Weib, zu ohnmächtig, um im Augenblick mit der Rede betrügen zu können! Dank deshalb, du freundlicher Geist, daß du Überraschung und Störung fernhieltest, denn die Entschuldigung des Störenden nützt nur wenig. — Wie oft habe ich nicht das bedacht! Im Menschengewimmel wird man nicht schuldig, wenn man unschuldig ist; aber die einsame Stille ist heilig, deshalb wird jeder schuldig, der sie unterbricht, und der keusche Umgang des Schweigens, wenn er gekränkt wird, duldet keine Entschuldigung oder hat keinen Nutzen davon, so wenig wie die Scham von Erklärungen. Wie hat es geschmerzt, wenn es mir selbst geschah, und man dasteht mit dem nagenden Schmerz in der Seele, beschämt durch seine Übelthat, den Einsamen gestört zu haben! Vergebens will die Reue ausgrübeln, was es ist: diese Schuld ist unaussprechlich gleich dem Schweigen. Nur wer unwürdig die Einsamkeit suchte, nur ihm kann die Überraschung nützen, wie wenn ein liebendes Paar nicht einmal die Kraft gehabt hat, eine Situation zu bilden. Ist dies der Fall, da kann man Eros und den Liebenden dienen, indem man sich zeigt, ob auch dem Liebespaar das Verdienst rätselhaft bleibt, wie die Schuld es bleibt: sie stecken die Köpfe dichter zusammen im Unwillen gegen den Störer, dem sie doch verdanken, daß sie es thun. Aber sind es zwei Liebende, die würdig die Einsamkeit suchen, wie schwer da zu überraschen; wie könnte man sich selbst verwünschen, gleich wie jedes Tier verflucht war, das dem Sinai sich nahte! Wer fühlt das nicht; wer könnte, wenn er sieht, obschon noch ungesehen, nicht wünschen, ein Vogel zu sein, der sich wohlig über den Häuptern der Liebenden schaukelt; zu sein wie ein Vogel, dessen Schrei die Liebenden warnt; wie ein Vogel, der durch die Büsche schlüpft, verführerisch anzusehen, oder wie die Natureinsamkeit,

welche Eros anlockt; wie das Echo, welches bekräftigt, daß man allein ist; wie der ferne Lärm, der dafür bürgt, daß die übrigen fortgehen und die Liebenden zurücklassen! Und dieser letzte Wunsch ist wohl der beste, denn da wird man einsam, wenn man die andern verschwinden hört. Die einsamste Situation in Don Juan ist die Zerlines; sie ist nicht allein, nein sie bleibt allein; man hört das Verschwinden des Chors, und aus diesem fernen Hinsterben des Lärms wird die Einsamkeit hörbar, entsteht die Ein samkeit: Ihr acht Wege, Ihr führtet alle andern Menschen nur von mir fort und brachtet mir nur meine eignen Gedanken zurück.

So sei nun zum Abschied gegrüßt, du lieblicher Wald; sei gegrüßt. Du verkannte Nachmittagsstunde, die du dir nichts anlügst, nicht wie die Morgenstunde, nicht wie der Abend, nicht wie die Nacht etwas bedeuten willst, sondern anspruchslos und demütig dich begnügst, zu sein, was du bist; dich begnügst mit deinem ländlichen Lächeln! Wie die Arbeit der Erinnerung immer gesegnet ist, so hat sie auch diesen Segen, daß sie selbst eine neue Erinnerung wird, die wieder fesselt; denn wer einmal verstand, was Erinnerung ist, er ist für alle Ewigkeiten gefangen und wird in demselben wieder gefangen; und wer eine Erinnerung besitzt, ist reicher, als ob er die ganze Welt besäße; und nicht bloß die werdende Mutter, sondern vor allem wer Erinnerung hat, ist in gesegneten Umständen.

Es war einer der letzten Tage im Julimonat am Abend gegen 10 Uhr, als die Teilnehmer sich zu jenem Gastmahl sammelten. Datum und Jahreszahl habe ich vergessen; solches interessiert auch nur das Gedächtnis, nicht die Erinnerung. Die Stimmung allein und was zur Stimmung gehört ist Gegenstand der Erinnerung; und wie der edle Wein gewinnt, wenn er die Linie passiert, weil die Wasserteilchen verdampfen, so gewinnt auch die Erinnerung, wenn sie die Wasserteilchen des Gedächtnisses verliert: doch wird die Erinnerung ebensowenig eine Einbildung, wie der edle Wein es wird.

Der Teilnehmer waren fünf: Johannes, mit dem Beinamen der Verführer, Viktor Eremita, Konstantin Konstantius*) und noch zwei, deren Namen ich nicht gerade vergessen habe, was ziemlich gleichgültig wäre, sondern deren Namen ich nicht zu wissen bekam. Es war, als hätten diese beiden kein proprium, denn sie wurden beständig nur mit einem Epitheton genannt. Der eine hieß der junge Mensch. Er war auch wohl nicht älter als zwanzig und einige Jahre, schlank und fein gebaut, sehr dunkel. Der Ausdruck in seinem Gesicht war nachdenklich, aber mehr als dies besagte seine Miene, die, liebenswürdig und einnehmend, eine

*) Viktor Eremita ist der erdichtete Herausgeber von Entweder-Oder, worin Johannes der Verführer seine Rolle spielt; Konstantin Konstantius ist der ebenfalls von Kierkegaard erdichtete Verfasser der „Wiederholung".

Seelenreinheit ausprägte, die völlig mit der fast weiblichen vegetativen Weichheit und Durchsichtigkeit seiner ganzen Erscheinung harmonierte. Aber diese äußre Schönheit vergaß man doch wieder über dem nächsten Eindruck oder behielt sie doch nur im Sinn, während man diesen Jüngling betrachtete, der nur durch Denken gebildet oder, um einen noch zartern Ausdruck zu brauchen, aufgezogen war, durch den eignen Inhalt seiner Seele genährt, nichts mit der Welt zu schaffen hatte, nicht erregt und entflammt, nicht beunruhigt noch verstört geworden war. Wie ein Schlafwandler hatte er das Gesetz für sein Auftreten in sich selbst und seine liebenswürdige wohlwollende Miene ging keinen an, sondern spiegelte nur die Grundstimmung der Seele wider. Den andern nannten sie den Modehändler; das war seine bürgerliche Stellung. Von ihm konnte man unmöglich einen ganzen Eindruck bekommen. Er war nach der neuesten Mode gekleidet, gekräuselt und parfümiert, duftend nach Eau de Cologne. Sein Auftreten war in dem einen Augenblick nicht ohne Aplomb; aber im nächsten Augenblick nahm sein Gang eine gewisse tanzende Feierlichkeit an, ein gewisses Schweben, dem jedoch seine Beleibtheit bis auf weiteres eine Grenze setzte. Selbst wenn er in seiner Rede am boshaftesten war, hatte seine Stimme beständig etwas von der Laden-Behaglichkeit, der Galanterie-Süßlichkeit, was gewiß ihm selbst äußerst widerwärtig war und nur seinen Trotz befriedigte. Nun ich an ihn denke, verstehe ich ihn wohl besser, als da ich ihn aus dem Wagen treten sah und unwillkürlich lachen mußte. Doch bleibt ein Widerspruch in ihm. Er hat sich selbst verzaubert oder verhext, durch die Zaubermacht seines Willens sich zu einer fast närrischen Gestalt geschaffen, aber sich selbst darin nicht ganz zufriedengestellt, weshalb die Reflexion ab und zu heraus guckt.

Wenn ich jetzt daran denke, kommt es mir fast absurd vor, daß fünf solche Menschen ein Gastmahl angerichtet bekommen.

Es wäre vermutlich auch niemals etwas daraus geworden, wäre nicht Konstantin Konstantius dabei gewesen. Bei einem Konditor, wo sie zuweilen einander im besondern Zimmer trafen, war die Sache unter ihnen zur Sprache gekommen, aber gänzlich durchgefallen, als die Frage entstand, wer an der Spitze stehen sollte. Der junge Mensch erklärte sich untauglich, der Modehändler hatte keine Zeit. Viktor Eremita entschuldigte sich zwar nicht damit, daß er ein Weib genommen oder ein Paar Ochsen gekauft, die er besehen müsse; aber wenn er hier auch eine Ausnahme machen und kommen wolle, verbitte er sich doch die Ehre, an der Spitze zu stehen, „und rede hiermit zur rechten Zeit." Johannes fand, das sei ein gutes Wort an rechter Stelle, denn nach seinen Begriffen sei nur im stande ein Gastmahl anzurichten jenes Tuch, das sich ausbreitet und alles vorsetzt, wenn man nur sagt: decke dich. Ein junges Mädchen in Hast zu genießen, sei nicht immer richtig; auf ein Gastmahl könne er nicht warten und wäre gewöhnlich schon lange voraus davon gelangweilt. Doch sollte Ernst daraus werden, so stelle er eine Bedingung: es müßte angerichtet werden „auf einmal einzunehmen." Darin waren alle einig. Die ganze Umgebung sollte neu geschaffen werden und alles vernichtet werden, ja, bevor man vom Tische aufstehe, könne man gern die Vorbereitung zur Vernichtung wahrnehmen. Nichts dürfte übrigbleiben, auch nicht so viel, sagte der Modehändler, als von einem Kleide übrigbleibt, wenn es zu einem Hut umgenäht wird; nichts, sagte Johannes, denn nichts ist unbehaglicher als ein Affektionsstück, und nichts widerwärtiger als zu wissen, daß auf der einen oder andern Stelle eine Umgebung ist, die auf unmittelbare und naseweise Art eine Wirklichkeit sein will. Als so das Gespräch lebendig wurde, erhob sich Viktor Eremita plötzlich, trat zurück, winkte mit der Hand wie der, welcher befiehlt, hielt den Arm ausgestreckt wie der, welcher den Pokal erhebt, und als ob er den Becher schwinge, sagte er: „Mit diesem

man es auch nicht sieht und hört, bildet die Phantasie doch unwillkürlich ein Bild von dem heimlichen Sehnen des Abends, so daß man Mädchen und Burschen von der Feldarbeit heimwandern sieht, das eilige Rasseln des Erntewagens hört und selbst das ferne Brüllen von der Wiese als Sehnsucht deutet. So lockt der Sommerabend das Idyllische hervor, erquickt selbst einen verlangenden Sinn mit seiner Beruhigung, bewegt selbst die fliegende Phantasie, mit ursprünglichem Heimweh bei der Erde zu weilen, als der Stätte, von der man gekommen ist, lehrt den unersättlichen Sinn sich genügen, stimmt einen zufrieden, denn in der Abendstunde steht die Zeit still und die Ewigkeit weilt. — So kamen sie in der Abendstunde: die Eingeladnen; denn Konstantin war etwas früher hinausgefahren. Viktor E., der auf dem Lande in der Nähe wohnte, kam geritten, die andern gefahren, und gerade als ihr Wagen zur Seite fuhr, bog ein holsteinscher Wagen ins Thor: eine lustige Kompanie von vier Handwerksburschen, die bewirtet wurden, um im entscheidenden Augenblicke bereit zu sein als Einreißungskorps: so ist die Feuerwehr aus entgegengesetztem Grunde im Theater zur Stelle, um gleich zu löschen.

Solange man Kind ist, hat man Phantasie genug, auch eine Zeit im dunkeln Zimmer die Seele auf der Spitze, auf der Spitze der Erwartung zu erhalten; wenn man älter ist, wirkt die Phantasie leicht, daß man des Weihnachtsbaums überdrüssig ist, ehe man ihn sieht.

Die Flügelthüren öffneten sich; die Wirkung der strahlenden Beleuchtung, die Kühle, die ihnen entgegenströmte, des Wohlgeruchs gewürzte Bethörung, der Zurichtung reicher Geschmack überwältigte einen Augenblick die Eintretenden; und da zugleich vom Orchester die Töne des Balletts im Don Juan erklangen, verklärten sich die Gestalten der Eintretenden, und wie in Ehrerbietung vor einem unsichtbaren Geist, standen sie einen Augen-

blick wie der, den Bewunderung gepackt hat, und der sich erhoben hat zur Bewunderung.

Wer weiß, was der glücklichste Augenblick ist? Wer hat seine Wollust vernommen und nicht vernommen jene Angst, daß plötzlich etwas geschehen sollte, eine Kleinigkeit, die doch mächtig ist, alles zu stören! Wer hat Aladdins Lampe in seiner Hand gehalten und doch nicht den Schwindel der Wollust gefühlt, weil man bloß zu wünschen brauchte! Wer hielt das Winkende in seiner Hand und hatte nicht gelernt, das Handgelenk geschmeidig zu machen, um gleich loszulassen! — So standen sie bei einander. Nur Viktor stand etwas abgesondert, versunken in sich selbst; ein Schauer ging ihm durch die Seele, er zitterte fast; da sammelte er seine Seele und grüßte das Zimmer mit diesem Wort: Ihr verborgnen, festlichen, verführerischen Töne, die ihr mich aus klösterlicher Einsamkeit einer stillen Jugend risset und mich mit einem Mangel betrogt, als wäre es ein Erinnern, fürchterlich, wie wenn Elvira noch nicht verführt wäre, sondern hätte es nur begehrt! Unsterblicher Mozart, du, dem ich alles schulde; doch nein, noch schulde ich dir nicht alles, aber wenn ich ein Greis geworden bin, falls ich es jemals werde, oder wenn ich zehn Jahre älter bin, falls ich es jemals werde, oder wenn ich sterbe, denn das weiß ich doch wird geschehen, dann will ich sagen: Unsterblicher Mozart, du, dem ich alles schulde, da will ich die Bewunderung, die meiner Seele erste und einzigste ist, aus all ihrer Macht hervorbrechen lassen, sie mich töten lassen, was sie doch oft gewollt hat. Da hab ich mein Haus bestellt, da hab ich meine Geliebte bedacht, da hab ich meine Liebe gestanden, da hab ich ganz vernommen, daß ich dir alles schulde; da gehöre ich nicht mehr dir, nicht der Welt, sondern nur dem ernstlichen Gedanken des Todes! — Nun klang vom Orchester jene Einladung, worin die Lust am höchsten jubelt, sich himmelstürmend über Elviras schmerzlichen Dank aufschwingt; und leicht apostrophierend wiederholte Jo-

hannes: Viva la liberta; — et veritas! sagte der junge Mensch; aber vor allem in vino, unterbrach sie Konstantin, indem er am Tisch Platz nahm und die andern dazu aufforderte.

Wie leicht ist es nicht, ein Gastmahl zu geben! Und doch hat Konstantin versichert, daß er es niemals wieder wagen wollte; und doch hat Viktor versichert, er wolle nie wieder seiner Bewunderung Ausdruck geben, denn eine Niederlage ist fürchterlicher als im Kriege invalid werden! Wie leicht ist es nicht zu begehren, wenn man eine Wünschelrute hat, und doch zuweilen fürchterlicher, als umkommen im Mangel.

Sie nahmen am Tische Platz. Im selben Augenblicke war die kleine Gesellschaft wie mit einem Sprunge draußen auf dem unendlichen Meer des Genusses. Jeder hatte all sein Denken, all sein Begehren bei dem Gastmahl, jeder hatte seine Seele flott gemacht für den Genuß, der im Überfluß sich bot, und in dem die Seele überfloß. Den geübten Kutscher kennt man daran, daß er das schnaubende Gespann mit einem Satz beginnen läßt und es gleichmäßig zusammenhält; das geschulte Roß erkennt man daran, daß es sich absolut entscheidend in einem einzigen Satz erhebt: war einer oder der andre der Gäste vielleicht nicht so, so war Konstantin ein guter Wirt.

So aßen sie denn. Bald hatte das Gespräch seinen schönen Kranz um die Gäste geflochten, als säßen sie da bekränzt; bald war das Gespräch verliebt in das Mahl, bald in den Wein, bald in sich selbst; bald war es als wollte es etwas bedeuten, bald wieder bedeutete es gar nichts. Bald wickelte sich der Einfall heraus, jener prachtvolle, der nur einmal blüht, jener zarte, der sich gleich schließt; da erscholl ein Ausruf von den Speisenden: diese Trüffeln sind süperb! nun ein Zuruf vom Wirt: diesen Chateau Margeaux! Nun war die Tafelmusik verschwunden im Lärm, nun hörte man sie wieder. Bald stand die Dienerschaft still wie in pausa in dem entscheidenden Augenblicke, wenn ein

neues Gericht gebracht wurde oder ein neuer Wein geboten und mit Namen genannt wurde, bald wurden sie wieder geschäftig. Nun trat eine Sekunde Stille ein, dann gingen wieder die belebenden Geister der Musik über die Gäste. Nun warf der Einzelne sich mit einem dreisten Gedanken an die Spitze des Gesprächs und sie folgten ihm, fast das Mahl vergessend, und die Musik klang hinter ihnen her, wie sie klingt hinter dem Jubel der Stürmenden; bald hörte man nur den Lärm der Gläser und den Klang der Tellerchen, und das Werk des Speisens geschah still, nur unterstützt von der Musik, die festlich voranging und das Gespräch wieder hervorlockte. — So speisten sie.

Wie arm ist doch die Sprache im Vergleich mit jenem zwar nichtssagenden, aber doch so bedeutungsvollem Zusammenklang von Tönen in einer Schlacht wie in einem Gastmahl; auch die szenische Darstellung kann es nicht wiedergeben und die Sprache hat nur ein paar Worte dafür! Wie ist doch die Sprache im Dienste des Wunsches so reich im Vergleich mit ihrem Vermögen, wenn sie die Wirklichkeit beschreibt!

Nur ein einzelnes Mal trat Konstantin aus seiner Allgegenwart, in der man eigentlich seine Gegenwart nicht merkte. Gleich im Beginn brachte er sie dazu, „um an jene alte Periode zu erinnern, da Mann und Frau beim Gastmahl zusammensaßen," eins der alten Trinklieder abzusingen, ein Vorschlag, der eine rein parodische Wirkung hervorbrachte, worauf er vielleicht auch berechnet war, und die fast die Oberhand gewonnen hätte, da der Modehändler wollte, man sollte singen: Soll ich einmal ins Brautgemach, falderi, faldera. Als ein paar Gerichte gegessen waren, schlug Konstantin vor, das Gastmahl solle damit enden, daß jeder eine Rede hielt, doch müsse man sich sichern, daß die Reden nicht allzu unbestimmt umherflatterten. Er machte da zwei Bedingungen. Zunächst daß nicht früher als nach dem Mahl geredet würde, und daß keiner früher rede, als bis er so viel ge-

trunken, daß er die Macht des Weines merke und in dem Zustand wäre, worin man viel sagt, was man sonst nicht sagen mag, ohne daß doch der Zusammenhang der Rede und des Gedankens beständig von Schlucken unterbrochen zu werden braucht. Jeder sollte deshalb, ehe er rede, feierlich erklären, daß er in diesem Zustand sei. Ein bestimmtes Maß Wein lasse sich nicht setzen, da die Fassungskraft sehr verschieden sein könne. Hiergegen protestierte Johannes. Er könne nie berauscht werden, und wenn er zu einem gewissen Punkte gekommen sei, würde er immer nüchterner, je mehr er tränke. Viktor Emerita war der Meinung, daß experimentierende Reflexion, in der man darauf merken sollte, ob man berauscht würde, es gerade verhinderte. Sollte man berauscht werden, so müßte man es unmittelbar werden. Sie sprachen nun mancherlei von der verschiednen Wirkung des Weines auf das Bewußtsein, und daß viel Wein getrunken haben bei sehr reflektierten Leuten nicht eine auffallende Erregtheit, sondern im Gegenteil auffallend kalte Besonnenheit wirken könne. Was den Inhalt der Reden angehe, schlug Konstantin vor, daß von der Liebe, oder von dem Verhältnis zwischen Mann und Frau geredet werde, doch sollten nicht Liebesgeschichten erzählt werden, wohl aber könnten gern Geschichten der Auffassung zu Grunde liegen.

Die Bedingungen wurden angenommen. Alle gerechten und billigen Anforderungen eines Wirts an seine Gäste wurden erfüllt: sie aßen, tranken und tranken und wurden trunken wie es im Hebräischen heißt, d. h. sie tranken tapfer.

Das Dessert wurde vorgesetzt. Hatte Viktor bisher seine Forderung, das Plätschern eines Springbrunnens zu hören, nicht erfüllt bekommen, die er glücklicherweise seit jenem Gespräch vergessen hatte, so brauste nun der Champagner im Überfluß. Die Uhr schlug zwölf; da gebot Konstantin Stille, grüßte den jungen Menschen mit einem Becher und dem Wort: Quod felix sit faustumque, und hieß ihn zuerst reden.

Der junge Mensch erhob sich, erklärte, daß er die Macht des Weines fühlte, was auch teilweise sichtbar war, denn das Blut pochte stark in seinen Schläfen und sein Äußres war nicht so schön wie vor der Mahlzeit. Er redete so:

„Ist Wahrheit in dem Wort des Dichters, liebe Trinkgenossen, da ist ja unglückliche Liebe der tiefste Schmerz. Sollte es eines Beweises bedürfen, so achte auf die Rede der Liebenden. Sie sagen, daß es der Tod ist, der gewisse Tod, und glauben es das erste Mal vierzehn Tage lang; das zweite Mal sagen sie, es ist der Tod; das dritte Mal sagen sie, es ist der Tod; und endlich sterben sie — aus unglücklicher Liebe; denn daß sie aus Liebe sterben, darüber ist kein Zweifel, und daß die Liebe dreimal ansetzen muß, um ihnen das Leben zu nehmen, ist wie wenn der Arzt dreimal ansetzen muß, um den festen Backenzahn heraus zu bekommen. Aber ist unglückliche Liebe so der gewisse Tod, wie glücklich bin ich da nicht, der ich niemals geliebt habe und es hoffentlich nur dazu bringe, einmal zu sterben, und glücklicherweise nicht aus unglücklicher Liebe! Aber vielleicht ist gerade dies das größte Unglück; wie unglücklich muß ich da nicht sein? Die Bedeutung der Liebe muß vermutlich, denn ich rede wie der Blinde von der Farbe, muß vermutlich ihre Seligkeit sein, und der Ausdruck hierfür ist wieder, daß ihr Aufhören der Tod der Liebenden ist. Dies verstehe ich als ein Gedankenexperiment, das Leben und Tod zusammenstellt. Aber soll die Liebe bloß ein Gedankenexperiment sein, so sind ja die Liebenden lächerlich, die wirklich hingehen und sich verlieben. Soll sie dagegen etwas Wirkliches sein, so muß ja die Wirklichkeit bekräftigen, was die Liebenden von ihr sagen. Aber hört und spürt man wohl in der Wirklichkeit, daß es geschieht, ob man auch hört, daß es gesagt wird. Bereits hierin sehe ich einen der Widersprüche, in welche die Liebe die Menschen verwickelt; denn ob es für die Eingeweihten anders ist, weiß ich nicht; aber mir scheint sie die Menschen in die sonder-

barsten Widersprüche zu verwickeln. Kein andres Verhältnis unter Menschen beansprucht so Idealität wie die Liebe, und doch lautet das Urteil, daß sie niemals sie hat. Bereits aus diesem Grunde fürchte ich die Liebe, weil ich fürchte, sie könnte die Macht haben, auch mich dahin zu bringen, daß ich ins Blaue hinein von einer Seligkeit schwatzte, die ich nicht vernähme, und von einem Schmerz, den ich nicht fühlte. Ich sage das hier, da mir geboten ist, von der Liebe zu reden, obschon unkundig; ich sage es hier in einer Umgebung, die mich anmutet wie ein griechisches Symposion; denn sonst wünsche ich nicht davon zu reden, wünsche nicht einen in seinem Glück zu stören, sondern begnüge mich mit meinen Gedanken. Vielleicht sind diese Gedanken in den Augen der Eingeweihten nur Thorheiten und Spinnweben, vielleicht ist meine Unkunde daraus erklärlich, daß ich niemals lernte, noch zu lernen wünsche, wie man zum Lieben kommt; daß ich niemals, weil es keck war, ein Weib mit einem Blick herausgefordert habe, sondern immer das Auge niederschlug, ohne mich einem Eindruck hingeben zu wollen, ehe ich ergründet hatte, was die Macht zu bedeuten hat, in deren Gewalt ich mich hingeben sollte."

Hier wurde er von Konstantin unterbrochen, der ihm vorhielt, daß er durch sein Geständnis nie eine Liebesgeschichte gehabt zu haben, sich selbst abspreche, daß er mitreden könne. Der junge Mensch erklärte, daß er zu jeder andern Zeit mit Freude einem Befehl nachkommen wolle, der Schweigen gebiete, da er oft genug gefühlt, wie langweilig das Reden sei, aber hier wolle er sein Recht verfechten. Keine Liebesgeschichte gehabt zu haben, sei gerade auch eine Liebesgeschichte, und wer das sagen könne, sei gerade berechtigt von Eros zu reden, weil er in seinen Gedanken das ganze Geschlecht umfasse und nicht eine einzelne. Es wurde ihm denn bewilligt, zu reden, und er fuhr fort.

„Da meine Berechtigung zu reden in Zweifel gezogen ist, hat dieser Zweifel mich wohl von euerm Gelächter befreit, denn ich

weiß wohl, daß wie unter Bauerburschen der nicht als ein rechter Kerl angesehen wird, der nicht eine Tabakspfeife hat, so gilt auch unter Männern nicht als rechter Kerl, wer nicht erfahren ist in Liebe. Will jemand lachen, so lache er; der Gedanke ist und bleibt mir die Hauptsache. Oder hat vielleicht die Liebe das Privilegium, das Einzige zu sein, worüber man nicht im voraus denken soll, sondern erst hintennach? Wenn das, was würde geschehen, wenn ich, der Liebende, hintennach denken müßte, daß es zu spät wäre? Sieh, deshalb will ich voraus über die Liebe denken. Wohl sagen die Liebenden auch, daß sie im voraus daran gedacht haben, aber das ist nicht so. Sie setzen voraus, daß dem Menschen wesentlich zukomme, zu lieben, aber das heißt ja nicht über Liebe denken, sondern sie voraussetzen, um darauf bedacht zu sein, sich eine Liebste anzuschaffen.

„Überall wo meine Reflexion die Liebe greifen will, behält sie nur den Widerspruch. Zuweilen ist es mir wohl, als wäre mir etwas entgangen, aber was es ist, kann ich nicht sagen; dagegen kann meine Reflexion mir hier gleich wieder den Widerspruch zeigen. Sieh, deshalb ist es meine Auffassung von Liebe, daß sie der größte Widerspruch ist, der sich denken läßt, und zugleich komisch. Das eine entspricht dem andern. Das Komische liegt immer in der Kategorie des Widerspruchs, was ich hier nicht ausführen kann; aber was ich hier zeigen will, ist, daß die Liebe komisch ist. Ich verstehe da hier unter Liebe das Verhältnis zwischen Mann und Frau und denke nicht an Eros im griechischen Sinn, wie er so schön von Plato gepriesen ist; aber bei ihm ist auch so weit entfernt keine Rede davon, Frauen zu lieben, daß dies nur vorübergehend genannt wird und sogar für unvollkommen angesehen wird im Vergleich mit dem Lieben junger Menschen. Ich sage, daß die Liebe komisch ist für den Dritten, mehr sage ich nicht. Ob deshalb die Liebenden immer den Dritten hassen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß die Reflexion immer Dritter

ist, und deshalb kann ich nicht lieben, ohne zugleich in meiner Reflexion mir selbst Dritter zu sein. Das kann keinem sonderbar sein, da ja jeder an allem gezweifelt hat, und ich nur einen Versuch mache, an allem in bezug auf die Liebe zu zweifeln; aber dagegen scheint es mir sonderbar, daß man an allem gezweifelt und wieder Gewißheit gefunden hat und doch niemals ein Wort von den Schwierigkeiten fallen läßt, die mir mein Denken gebunden haben, so daß ich zuweilen sehnsuchtsvoll Befreiung wünschte durch dessen Hilfe, der, wohl zu merken, erst die Schwierigkeiten gedacht hatte, und nicht im Schlafe eingegeben bekam zu zweifeln und an allem gezweifelt zu haben, und dann wieder im Schlafe eingegeben bekam, zu erklären und alles erklärt zu haben. So schenkt mir denn eure Aufmerksamkeit, liebe Trinkgenossen, und wenn ihr selbst Liebende seid, so unterbrecht mich doch nicht, unterdrückt mich nicht, weil ihr die Erklärung nicht hören wollt; wendet euch auch nicht fort, hört nicht mit abgewandtem Gesicht auf das, was ich zu sagen habe und was ich nun Lust habe zu sagen, da ich einmal begann.

„Fürs erste finde ich es komisch, daß alle Menschen lieben und lieben wollen, und man doch nie erfahren kann, was das Liebenswerte, also der eigentliche Gegenstand der Liebe ist. Das Wort ‚lieben' lasse ich beiseite, denn damit ist nichts gesagt; aber sobald die Rede beginnt, ist die erste Frage: Was liebt man? Hierauf gibt es keine andre Antwort, als daß man das Liebenswürdige liebt. Antwortet man nämlich mit Plato, daß man das Gute lieben soll, so hat man mit einem Schritt das ganze Gebiet des Erotischen überschritten. Aber dann antwortet man vielleicht, man solle das Schöne lieben. Wenn ich da fragte, ob lieben heiße, eine schöne Gegend, ein hübsches Gemälde lieben, so würde man gleich sehen, das Erotische ist etwas ganz Besondres. Wenn so ein Liebhaber, um recht auszudrücken, wieviel Liebe in ihm wohnte, solche Rede hielt: Ich, ich liebe schöne Gegenden

und meine Lalage und den schönen Tänzer und ein schönes Pferd, kurz, ich liebe alles Schöne, so würde seine Lalage, wenn sie auch sonst mit ihm zufrieden wäre, doch nicht zufrieden sein mit seiner Rede, selbst wenn sie schön wäre; und gesetzt nun, Lalage wäre nicht schön, ob er sie auch liebt.

„Wollte ich da das Erotische aus jener Teilung erklären, von der Aristophanes spricht, wenn er sagt, daß die Götter den Menschen in zwei Teile teilten, wie Flundern, und daß diese getrennten Teile nun einander suchen, so stoße ich hier wieder auf etwas, was ich nicht ergründen kann, wofür ich mich auf Aristophanes berufen kann, der in seinem Vortrag, gerade weil kein Grund den Gedanken aufhält, weiterdenkt und denkt, daß die Götter zu noch größerm Spaß darauf verfallen könnten, den Menschen in drei Teile zu teilen. Zu noch größerm Spaß; ist's also nicht wie ich sage, daß die Liebe lächerlich macht, wenn nicht in andrer, so in der Götter Augen? Doch ich will annehmen, daß das Erotische seinen Geltungsbezirk in der Beziehung zwischen dem Weiblichen und dem Männlichen hat; was dann? Wenn der Liebende zu seiner Lalage sagen wollte: Ich liebe dich, weil du ein Weib bist; ich könnte ebensogut jedes andre Weib lieben, ebensogut die häßliche Zoe! so würde die schöne Lalage wohl gekränkt werden. Was ist da das Liebenswürdige? Das ist meine Frage; aber das Fatale ist, daß nie einer das sagen konnte. Der einzelne Liebende glaubt beständig, er für sein Teil wisse es, aber für einen andern könne er sich nicht verständlich machen, und wer auf die Rede mehrerer Liebenden lauscht, wird erfahren, daß nicht zwei dasselbe sagen, obschon sie von demselben reden. Abgesehen von den ganz thörichten Erklärungen, die einen mit der Nase gegen die Stubenthür rennen lassen, in dem sie die reizenden Füße der Geliebten oder den bewunderten Knebelbart des geliebten Mannes als eigentlichen Gegenstand der Liebe nennen — auch wenn man einen Liebenden in hohem Stile reden hört, nennt er zuerst verschiedne

Einzelheiten, aber endlich sagt er: Ihr ganzes liebliches Wesen, und wenn die Rede den Gipfel erreicht hat, sagt er: Jenes Unerklärliche, wovon ich mir nicht Rechenschaft geben kann. Und diese Rede soll der schönen Lalage besonders behagen. Mir behagt sie nicht, denn ich verstehe nicht ein Wort, sondern finde, daß die Rede einen doppelten Widerspruch enthält; teils weil sie im Unerklärlichen endet, teils weil sie darin endet; denn wer mit dem Unerklärlichen enden will, thut am besten, damit zu beginnen und gar nichts andres zu sagen, um nicht verdächtig zu werden.

Also dem Lieben entspricht das Liebenswerte, und das Liebenswerte ist das Unerklärliche. Das läßt sich hören, aber verstehen läßt es sich nicht, ebensowenig wie die unerklärliche Weise, mit der die Liebe ihre Beute ergreift. Wer würde nicht das Ängstliche fühlen, wenn die Menschen um einen her, bald der, bald jener, umfielen und plötzlich stürben nach konvulsivischen Zuckungen, ohne daß jemand die Ursache erklären könnte! Aber so greift die Liebe gerade in das Leben ein, nur daß man nicht ängstlich wird, da die Liebenden es selbst als das höchste Glück ansehen; dagegen muß man darüber lachen, denn das Komische und das Tragische kreuzen sich beständig. Heute redet man mit einem Menschen und kann ihn einigermaßen verstehen, morgen redet er mit Zungen und mit sonderbaren Gebärden — er ist verliebt. Wenn Liebe wäre die erste beste lieben, so ließe sich verstehen, daß man es nicht näher erklären kann; aber da Liebe ist, eine Einzige lieben, eine Einzige in der ganzen Welt, da müßte doch ein solcher ungeheurer Aussonderungsakt eine Fülle von Gründen enthalten, die man sich nicht verbitten müßte, weil sie nichts erklärten, sondern weil es zu weitläufig wäre, sie anzuhören. Aber nein, der Liebende kann gar nichts erklären. Er hat hundert und aber hundert Frauen gesehen, ist vielleicht zu Jahren gekommen und hat nichts vernommen; plötzlich sieht er sie, sie, die Einzige — Katharine! Ist das nicht komisch. Ist es nicht komisch, daß, was das Leben

verklären und verschönen soll, die Liebe, nicht wie ein Senfkorn ist, aus dem ein großer Baum wächst, sondern noch weniger, im Grunde nämlich nichts ist; denn nicht ein einziges Merkzeichen läßt sich im voraus angeben, daß z. B. in einem bestimmten Alter das Phänomen einträte; und nicht ein einziger Grund läßt sich angeben, warum er sie wählt, sie allein in der ganzen Welt, und das keineswegs in demselben Sinn, „wie Adam wählte Eva, weil keine andre da war.“ Oder ist die Erklärung, welche die Liebenden geben, nicht ebenso komisch und hebt sie nicht gerade das Komische hervor? Sie sagen: Liebe macht blind, und erklären damit das Phänomen. Wenn jemand in ein dunkles Zimmer geht, etwas zu holen, und ich rate ihm ein Licht mitzunehmen, wenn er da antwortete: Das Ganze ist eine Kleinigkeit, deshalb nehme ich kein Licht mit, oh, da würde ich ihn vortrefflich verstehen. Wenn aber derselbe Mann mich beiseite nähme und mir in geheimnisvoller Weise anvertraute, was er holen wolle sei von äußerster Wichtigkeit, und deshalb könne er es nur blindlings holen — oh! ob da mein armer sterblicher Kopf dem hohen Fluge dieser Rede folgen könnte. Wenn ich auch, um ihn zu kränken, nicht lachen wollte, sobald er den Rücken wendete, würde ich kaum mich halten können. Aber bei der Liebe lacht keiner, denn ich bin darauf vorbereitet, daß ich in dieselbe Verlegenheit komme wie der Jude, da er am Ende seiner Erzählung fragte: Ist da keiner, der lacht? Doch habe ich nicht wie der Jude die Pointe ausgelassen, und, insofern ich selbst lache, ist mein Lachen sehr weit entfernt, einen kränken zu wollen. Dagegen verachte ich die Thoren, die sich einbilden, ihre Liebe habe so gute Gründe, daß sie über andre Liebende lachen könnten; denn da sich die Liebe überhaupt nicht erklären läßt, ist der eine Liebende ebenso lächerlich wie der andre. Ebenso thöricht und hoffärtig finde ich es auch, wenn sich ein Mann stolz umsieht im Kreis der Mädchen, um die zu finden, die seiner würdig ist, oder wenn ein Mädchen den Kopf stolz in

den Nacken wirft und mißachtet, daß man sich mit endlichen Gedanken trägt innerhalb einer unerklärten Voraussetzung. Nein, mich beschäftigt die Liebe als solche und die kommt mir lächerlich vor; und deshalb fürchte ich sie, daß ich mir nicht selbst lächerlich werde oder lächerlich in den Augen der Götter, die den Menschen so gebildet haben. Wenn nämlich die Liebe lächerlich ist, so ist es ebenso lächerlich, ob ich eine Prinzessin bekomme oder ein Dienstmädchen; und ist sie nicht lächerlich, so ist es auch nicht lächerlich ein Dienstmädchen zu lieben, denn das Liebenswerte ist ja das Unerklärliche. Sieh, deshalb fürchte ich die Liebe, aber sehe hier wieder einen Beweis dafür, daß die Liebe komisch ist, denn meine Furcht wird von einer so sonderbar tragischen Art, daß sie das Komische beleuchtet. Wenn ein Dach abgedeckt wird, stellt man Stangen, daß ich aus dem Wege gehe; wenn eine Thür gestrichen ist, hängt man ein Plakat an; wenn ein Kutscher einen bald überfährt, ruft er: Platz da! wenn Cholora da ist, wird ein Posten gestellt u. s. w. — ich meine, wo Gefahr ist, läßt sie sich bezeichnen, und man entgeht ihr glücklich, wenn man auf die Warnung achtet. Da ich mich fürchte, durch die Liebe lächerlich zu werden, so sehe ich sie ja als eine Gefahr an; was soll ich nun thun, um ihr zu entgehen, oder was soll ich thun um der Gefahr zu entgehen, daß sich ein Weib in mich verliebt? Sehr fern ist mir der Gedanke, daß ich sollte ein Adonis sein, in den sich jedes Mädchen verliebt (relata refero, denn was das sagen will, verstehe ich nicht); die Götter bewahren mich! aber da ich nicht weiß, was das Liebenswerte ist, kann ich ja gar nicht wissen, was ich thun soll, um der Gefahr zu entgehen. Da überdies gerade das Gegenteil das Liebenswerte sein kann, und das Liebenswerte das Unerklärliche ist, so bin ich in derselben Lage, wie der Mann, der, wie Jean Paul erzählt, auf einem Bein stehend auf einem Plakat las: hier sind Fußangeln gelegt, und sich nun nicht traut, das Bein auf die Erde zu setzen. Lieben will ich nicht, bis ich die Liebe durch-

gedacht habe; das kann ich nicht; ich bin im Gegenteil zu dem Resultat gekommen, daß sie komisch ist; darum will ich nicht lieben, aber damit bin ich der Gefahr nicht entgangen, denn da ich nicht weiß, was das Liebenswerte ist, und wie es über mich kommt, oder wie es über ein Weib kommt in bezug auf mich, so kann ich nicht sicher sein, ob ich der Gefahr entgangen bin. Das ist tragisch, in einem Sinn sogar tief tragisch, wenn auch keiner sich darum kümmert oder sich kümmert um den bittern Widerspruch, daß etwas da ist, was überall seine Macht ausübt und sich doch nicht denken läßt, das vielleicht sogar plötzlich hinterrücks über den kommt, der es vergebens zu denken versucht. Aber das Tragische hat seinen Grund hier in dem aufgezeigten Komischen. Vielleicht wird jeder andre mir alles umdrehen und gar nicht komisch finden, was ich komisch finde, aber wohl das komisch, was ich tragisch finde; aber selbst das zeigt, daß ich bis zu einem Grade recht habe, wenn ich sage: Werde ich ein Opfer, ein komisches oder tragisches Opfer, so ist es, weil ich über alles denken und mir nicht einbilden will, ich durchdenke das Leben, wenn ich doch zu dem Bedeutungsvollen sage: Laß gehen.

Der Mensch besteht aus Seele und Leib, darin sind all die weisesten und besten Menschen einig. Sieht man nun dabei auf die Liebe zwischen Mann und Weib, so zeigt sich wieder das Komische in dem Umschlag, daß sich das höchste Seelische ausdrückt in dem stärksten Sinnlichen. Ich denke hierbei an die höchst sonderbaren Gebärden und mystischen Zeichen, kurz an die ganze Freimaurerei aller Liebe, die eine Fortsetzung jenes ersten Unerklärlichen ist. Der Widerspruch, in den hier die Liebe verwickelt, ist, daß das Symbolische gar nichts bedeutet, oder, was dasselbe ist, daß keiner sagen kann, was es bedeuten soll. Zwei liebende Seelen versichern einander, daß sie sich für alle Ewigkeit angehören wollen; darauf umarmen sie sich und durch einen Kuß besiegeln sie diesen ewigen Bund. Ich frage jeden Denker, ob

er darauf verfallen wäre. Und so wechselt es beständig in der Liebe. Das höchste Seelische bekommt seinen Ausdruck im äußersten Gegensatz, und das Sinnliche will das höchste Seelische bedeuten. Gesetzt, ich wäre verliebt. Es würde mir da von äußerster Wichtigkeit sein, daß mir die Geliebte in alle Ewigkeit angehörte. Das verstehe ich, denn eigentlich rede ich Narr hier nur von griechischer Erotik, womit man schöne Seelen liebt. Wenn es mir da die Geliebte versicherte, so würde ich es glauben, oder, sofern ein Zweifel bliebe, ihn zu bekämpfen suchen. Aber was geschieht? Denn wenn ich verliebt wäre, würde ich mich benehmen wie alle andern, ich würde eine andre Vergewisserung suchen, als ihr zu glauben, was doch offenbar die einzige Vergewisserung ist. Wenn ein Kakadu, während er am besten sitzt, sich sträubt, wie eine Ente, die sich verschluckte, und dann das Wort ausstößt: Marianne, so lachen alle Menschen, ich mit. Vielleicht findet der Zuschauer es komisch, daß der Kakadu, der Marianne gar nicht liebt, doch in solchem Rapport zu ihr steht; aber gesetzt nun, der Kakadu liebte Marianne, wäre es dann nicht komisch? Mir ist es gerade so komisch, denn das Komische liegt darin, daß dies Gebaren soll ein entsprechender Ausdruck für die Liebe sein. Ob das seit Beginn der Welt Brauch gewesen, thut nichts zur Sache, denn das Komische hat ein ewiges Recht an jedem Widerspruch. Ein Gliedermann ist eigentlich nicht komisch, denn es ist kein Widerspruch in seinen sonderbaren Gebärden, da man ja an der Schnur zieht. Aber ein Gliedermann werden im Dienst von etwas Unerklärlichem, das ist komisch; denn da ist kein vernünftiger Grund einzusehen, warum man bald in dem einen Bein einen Zug bekommt und bald in dem andern. Wenn ich mir nicht erklären kann, was ich thue, so will ich es nicht thun; wenn ich die Macht nicht verstehen kann, in deren Gewalt ich mich gebe, so will ich mich nicht in ihre Gewalt geben. Und ist die Liebe solch ein rätselvolles Naturgesetz, das die äußersten Gegensätze zusammenknüpft, wer

bürgt mir dafür, daß nicht plötzlich Konfusion hineinkommt? Doch beschäftigt das mich weniger. So habe ich wohl gehört, einige Liebende finden, daß andre Liebespaare sich lächerlich benehmen. Das fasse ich nicht; denn ist jenes Gesetz ein Naturgesetz, so ist es ja für alle Liebenden dasselbe; und ist es ein Freiheitsgesetz, so müssen ja jene lachenden Liebespaare alles erklären können, was sie doch nicht können. Insofern verstehe ich es besser so, daß immer das eine Liebespaar über das andre lacht, weil der eine immer den andern lächerlich findet, aber nicht sich selbst. Wenn es lächerlich ist, ein häßliches Mädchen zu küssen, so ist es auch lächerlich, ein hübsches zu küssen; und die Einbildung, daß man es auf besondre Weise thue und deshalb über die andern lachen könne, ist nur Hoffart, die nicht minder lächerlich macht. Wenn ein Mann, während er am besten sitzt, den Kopf auf die eine Seite legt oder mit dem Kopfe schüttelt oder ein Bein ausstreckt und mir auf die Frage, warum er es thue, antwortete: Ich weiß es wirklich selbst nicht, es fällt mir so ein, ein andermal mache ich es anders, denn es ist unwillkürlich; oh! da wollte ich ihn wohl verstehen. Aber wenn er sagte, was ja die Liebenden von ihren Gestikulationen sagen, daß die ganze Seligkeit darin liege, wie sollte ich es da nicht lächerlich finden, gleichwie ich auch jenes andre lächerlich fand, bis der Mann das Lachen hinderte durch die Erklärung, daß es nichts bedeuten sollte. Denn wenn das Nichtsbedeutende nichts vorstellen soll, ist es nicht lächerlich, wohl aber wenn es alles bedeuten soll. In Hinsicht auf das Unwillkürliche ist ein Widerspruch ursprünglich zur Stelle, denn von einem freien Vernunftwesen erwartet man nichts Unwillkürliches. Wenn man so annimmt, daß der Papst, als er die Krone auf Napoleons Haupt setzte, husten mußte, oder daß Braut und Bräutigam im feierlichen Augenblick der Trauung niesen, so zeigt sich dies Komische. Je mehr bei der bestimmten Gelegenheit das freie Vernunftwesen betont wird, um so stärker zeigt sich das

Komische. Und bei den Gestikulationen der Liebenden kommt es zum zweitenmal, da man ihnen will absolute Bedeutung geben. Man kann sich zum Überfluß auf die Kinder berufen, denn Kinder haben wie bekannt großen Sinn für das Komische. In der Regel müssen Kinder über ein Liebespaar lachen, und läßt man sie erzählen, was sie gesehen haben, kann gewiß keiner das Lachen lassen. Vielleicht kommt es davon, daß die Kinder die Pointe auslassen. So sonderbar ist es. Als der Jude die Pointe ausließ, lachte keiner; hier ist's umgekehrt: wenn man die Pointe ausläßt, lachen alle; aber da keiner sagen kann, worin die Pointe liegt, so ist sie ja allemal ausgelassen.

„Sollte es euch stören, liebe Trinkgenossen, mir zu folgen, so folgt mir mit abgewandtem Gesicht! Ich selbst rede ja wie mit einem Schleier vor den Augen, denn da ich nur das Rätselvolle sehe, so kann ich ja nicht sehen oder sehe nichts. Was ist eine Konsequenz? Wenn sie sich nicht irgendwie unter Identität mit dem bringen läßt, woraus sie sich ergibt, so wird es ja lächerlich, daß sie doch als Konsequenz gehen und gelten soll. Wenn so ein Mann beim Baden etwas verwirrt auftaucht und nach dem Tau greift, um sich festzuhalten, aber fehlgreift und die Schnur der Douche faßt, die nun ganz wohl motivirt und mit allem möglichen Fug über ihn stürzt, so ist die Konsequenz ganz richtig. Das Lächerliche liegt darin, daß er fehlgriff, aber nicht darin, daß das Sturzbad kommt, wenn man die Schnur zieht; eher wäre es lächerlich, wenn es ausbliebe, wie wenn, um die Richtigkeit meines Satzes am Gegenteil nachzuweisen, wie wenn ein Mann sich recht zusammennähme, um recht vorbereitet jenes Schauern zu tragen und mit begeistertem Entschluß die Schnur erfaßte — und das Sturzbad ausbliebe. Laßt uns nun sehen, wie es mit der Liebe ist! Die Liebenden wollen einander für alle Ewigkeit angehören. Das drücken sie in jener sonderbaren Weise aus, indem sie einander in der Innigkeit des Augenblicks umschließen

und alle Lust der Liebesseligkeit soll darin liegen. Aber alle Lust ist selbstisch, und die Vereinigung beider ist absolut selbstisch, da sie ja in Vereinigung und Liebe ein Selbst bilden. Und doch sind sie betrogen; denn im selben Augenblick triumphiert die Art über die Individuen; die Art siegt, während die Individuen herabgesetzt sind in ihrem Dienst zu stehen. Dies finde ich lächerlicher als das, was Aristophanes so lächerlich fand. Das Lächerliche jener Halbierung liegt in dem Widerspruch, den Aristophanes hinlänglich hervorhebt. Wenn man einen Menschen betrachtet, sollte man doch glauben, er wäre ein Ganzes für sich; und das glaubt man auch, bis man in der Besessenheit der Liebe sieht, daß er nur eine Halbheit ist, die nach ihrer andern Hälfte läuft. Es ist nichts Komisches in einem halben Apfel, es würde sich erst zeigen, wenn ein ganzer Apfel ein halber Apfel wäre; darin wäre ein Widerspruch. Wenn man Ernst mit der Redensart machte, daß das Weib nur ein halber Mensch ist, so wäre sie in der Liebe gar nicht komisch. Der Mann dagegen, der bürgerliche Achtung als ein ganzer Mensch genossen hat, wird komisch, wenn er plötzlich zu laufen beginnt und damit verrät, daß er nur ein halber Mensch ist. Je mehr man darüber denkt, um so lächerlicher wird es; denn wenn der Mann wirklich ein Ganzes ist, so wird er ja nicht in der Liebe ein Ganzes, sondern er und die Frau geben dann anderthalb. Was Wunder, daß die Götter lachten und besonders über den Mann. Doch ich kehre zu meiner Konsequenz zurück. Wenn sich nun die Liebenden gefunden haben, sollte man doch glauben, sie wären ein Ganzes; und darin sollte ja die Wahrheit davon liegen, daß sie für einander leben wollten in alle Ewigkeit. Aber sieh, statt für einander zu leben, leben sie für das Geschlecht und ahnen es nicht. Wenn jene getrennten Hälften einander gefunden haben, so haben sie ja ihre vollkommne Befriedigung und Ruhe; doch nun folgt daraus ein neues Dasein! Daß es für die Liebenden ein neues Dasein ist, wenn sie sich

gefunden haben, läßt sich verstehen; aber nicht, daß ein neues Dasein für einen andern daraus sich ergibt. Und für eine solche Konsequenz ist gar kein Ausgang da; denn daß sich die Liebenden fanden, war ja der Abschluß, der keine ferneren Konsequenzen denken ließ. Hat irgend eine andre Lust etwas Ähnliches? Im Gegenteil bedeutet ja sonst immer die Befriedigung der Lust einen Stillstand, und selbst wenn eine tristitia eintritt, die darauf deutet, daß alle Lust komisch ist, so ist eine solche tristitia eine ganz einfache Konsequenz. Dagegen ist es etwas andres mit einer so ungeheuern Konsequenz, wie die, von der wir reden, von der keiner weiß, woher sie kommt, oder ob sie kommt, während sie doch, wenn sie kommt, als eine Konsequenz kommt.

Wer faßt das? Und doch ist für die Eingeweihten die höchste Lust der Liebe zugleich das Bedeutungsvollste; es ist so bedeutungsvoll, das die Liebenden sogar neue Namen annehmen, die von der Konsequenz abgeleitet sind, die also, sonderbar genug, rückwirkende Kraft bekommt. Der Liebende heißt nun Vater und die Geliebte Mutter, und diese Namen sind ihnen selbst die schönsten. Und doch gibt es einen, für den diese Namen noch schöner sind; denn was ist schön wie die Pietät? Mir ist sie das Schönste von allem, und glücklicherweise kann ich ihren Gedanken verstehen. Die Menschen lehren, daß dem Sohne ziemt, den Vater zu lieben. Das verstehe ich; ich ahne auch keinen Widerspruch, ich fühle mich selig gebunden im schönen Liebesgeist der Pietät. Ich glaube, daß es das Höchste ist, einem andern Menschen das Leben zu schulden; ich glaube, daß sich diese Schuld durch keine Berechnung erschöpfen läßt, und deshalb finde ich richtig, was Cicero sagt, daß der Sohn immer unrecht gegen den Vater hat; und es ist ja gerade die Pietät, die mich das glauben lehrt, und mich lehrt, das Verborgne lieber nicht durchdringen zu wollen, sondern lieber im Vater verborgen zu bleiben. Ganz richtig, ich bin froh, eines andern Menschen größter Schuldner zu sein; aber um=

gekehrt: bevor ich mich entschließe, einen Menschen zu meinem größten Schuldner zu machen, will ich mir doch selbst klar sein, denn in meinen Gedanken ist „eines andern größter Schuldner sein" und „einen andern zu seinem größten Schuldner machen" gar nicht miteinander zu vergleichen. Was die Pietät dem Sohne verbietet zu bedenken, das gebietet die Liebe dem Vater zu bedenken. Und nun ist der Widerspruch wieder da. Ist der Sohn ein ewiges Wesen wie der Vater, was will es da heißen: Vater sein; ich muß ja über mich selbst lachen, wenn ich mich als Vater denke, während der Sohn am tiefsten bewegt wird, wenn er an sein Verhältnis zum Vater denkt. Ich verstehe recht gut, was Plato gesagt hat, das Tier zeugt ein Tier derselben Art, die Pflanze eine Pflanze von derselben Art, und so der Mensch einen Menschen; aber hiermit ist nichts erklärt, der Gedanke nicht zufriedengestellt, nur ein dunkles Gefühl geweckt, denn ein ewiges Wesen läßt sich nicht zeugen. Sobald daher der Vater den Sohn nach seinem ewigen Wesen betrachtet, was ja die wesentliche Betrachtung ist, so muß er wohl über sich selbst lächeln, indem er keineswegs all das Schöne und Bedeutungsvolle festhalten kann, was den Sohn in Pietät freut. Betrachtet er dagegen den Sohn nach seiner sinnlichen Natur, so muß er wieder lächeln, weil Vater sein dafür ein allzu bedeutungsvoller Ausdruck ist. Sollte sich endlich denken lassen, daß der Vater Einfluß auf den Sohn hätte und das Wesen des Sohnes so von dem Wesen des Vaters abhinge, daß es sich nicht davon freimachen könne, so kommt der Widerspruch von andrer Seite; denn dann ist der Gedanke so fürchterlich, daß nichts auf Erden so fürchterlich ist als Vater zu sein. Da ist kein Vergleich zwischen „einen Menschen totschlagen" und „einem Menschen das Leben geben"; das erste entscheidet bloß sein Schicksal für die Zeit, das andre für die Ewigkeit. So ist wieder der Widerspruch zum Lachen und zum Weinen. Ist „Vater sein" eine Einbildung oder ist es das Fürchterlichste von allem;

ist es die größte Wohlthat oder der höchste Genuß der Lust, ist es etwas, das sich ereignet, oder ist es die höchste Aufgabe?

„Sieh, deshalb habe ich der Liebe entsagt, denn mein Gedanke ist mir alles. Ist Liebe die seligste Lust, so entsage ich ihr, ohne einen kränken oder beneiden zu wollen; bedingt Liebe die höchste Wohlthat, so entsage ich der Gelegenheit dazu, aber mein Gedanke ist gerettet. Nicht bin ich ohne Auge für das Schöne, nicht ist mein Herz unbewegt, wenn ich die Lieder der Dichter lese; nicht ist meine Seele ohne Wehmut, wenn ich hinträume in jener schönen Darstellung der Liebe; aber meinem Denken will ich nicht untreu sein, und was hülfe es; für mich gibt es doch keine Seligkeit, wenn ich nicht mein Denken mir rette, nach dem ich mich bis zur Verzweiflung sehnen würde, das ich nicht aufgeben kann, um an einer Frau zu hängen, da es mir mein ewiges Wesen ist und also noch mehr wert als Vater und Mutter und noch mehr wert als eine Frau. Wohl sehe ich ein; wenn etwas heilig sein soll, so ist es die Liebe; wenn irgendwo Treulosigkeit niedrig ist, so ist's in der Liebe; wenn irgend Betrug abscheulich ist, so ist's in der Liebe; aber meine Seele ist rein, ich habe nie auf ein Weib gesehen, es zu begehren, ich bin nicht umhergeflattert, bis ich blind oder schwindelnd in das Allerentscheidendste stürzte. Wenn ich wüßte, was das Liebenswerte ist, könnte ich mit Bestimmtheit wissen, ob ich die Schuld auf mich geladen, jemand in Versuchung zu führen; aber da ich es nicht weiß, kann ich nur mit Bestimmtheit wissen, daß ich mir nicht bewußt bin, es gewollt zu haben. Gesetzt, ich gebe mich hin, gesetzt, ich müßte lachen, oder gesetzt, ich ich sänke nieder unter dem Schrecklichen, denn mir ist es unmöglich, den schmalen Weg zu finden, den die Liebenden so leicht gehen, als wäre es der breite, unverstört von allen Anfechtungen, die sie doch wohl bedacht haben, da ja unsre Zeit alles durchgedacht hat, und die infolge davon leicht versteht, was ich meine, daß nämlich unmittelbar handeln Nonsens ist, und man also alle

möglichen Reflexionen durchdacht haben muß, ehe man handelt; — gesetzt, ich gäbe mich hin! Hätte ich da nicht unaufrichtig die Geliebte gekränkt, wenn ich lachte, oder unaufhaltsam in Verzweiflung gestürzt, wenn ich zusammensänke? Denn das sehe ich wohl ein, daß ein Weib nicht so durchreflektiert sein kann; und ein Weib, das die Liebe komisch fände (was nur Götter und Männer können; weshalb auch das Weib eine Versuchung ist, die sie verlocken will, lächerlich zu werden), würde bedenkliche Vorkenntnisse verraten und mich am wenigsten verstehen; aber ein Weib, die das Fürchterliche faßte, würde ihre Liebenswürdigkeit verlieren und mich doch nicht verstehen, sie würde vernichtet sein, was ich keineswegs bin, solange mein Denken mich rettet.

„Ist da keiner, der lacht? Da ich begann, daß ich von dem Komischen in der Liebe reden wolle, erwartetet ihr vielleicht zum Lachen zu kommen, denn ihr seid alle geneigt zu lachen, wie ich selbst ein Freund vom Lachen bin; und doch lacht ihr vielleicht nicht. Die Wirkung war eine andre, und doch beweist sie gerade, daß ich von dem Komischen geredet habe. Ist keiner, der über meine Rede lacht: nun wohl, so lacht etwas über mich, liebe Trinkgenossen! Das soll mich nicht verwundern; denn was ich gelegentlich euch von Liebe sagen hörte, verstehe ich nicht — vermutlich seid ihr Eingeweihte!"

Darauf setzte sich der junge Mensch nieder; er war fast schöner geworden als vor dem Mahle; nun saß er und sah vor sich hin, ohne sich um die andern zu kümmern. Johannes, der Verführer, wollte gleich Einwendungen machen, wurde aber von Konstantin unterbrochen, der vor Diskussionen warnte und dekretierte, daß bloß geredet werden sollte. In diesem Falle bedang sich Johannes aus, zuletzt zu reden. Das gab wieder Anlaß zu einem Streit darüber, in welcher Ordnung geredet werden sollte, den wieder Konstantin hemmte, indem er sich erbot, jetzt zu reden,

wenn man ihm das Recht zugestehe, die andern der Reihe nach zum Reden aufzurufen. Konstantin redete so:

„Es ist eine Zeit zum Schweigen und es ist eine Zeit zum Reden; jetzt scheint die Zeit zu sein, kurz zu reden; denn unser junger Freund hat viel geredet und viel Sonderbares. Seine vis comica hat uns dahin gebracht, ancipiti proelio zu streiten, denn seine Rede war ebenso zweifelsam, wie er selbst es ist, wenn er nun wieder dasitzt: ein ratloser Mann, der nicht weiß, ob er lachen oder weinen oder sich verlieben soll. Hätte ich seine Rede vorausgewußt, als er über Liebe zu sprechen verlangte, hätte ich ihm verboten zu reden; aber nun ist es zu spät. So gebiete ich denn euch, liebe Trinkgenossen, daß ‚ihr lustig und munter seid‘, und kann ich das nicht gebieten, so gebiete ich euch, jede Rede zu vergessen, sobald sie gehalten ist, sie niederzuspülen mit einem einzigen Schluck.

„Und nun zum Weibe, von dem ich reden will. Auch ich habe gegrübelt und ich habe seine Kategorie ausgegrübelt; auch ich habe gesucht, aber auch gefunden, und habe eine maßlose Entdeckung gemacht, welche ich euch hier mitteile. Sie wird einzig richtig unter der Kategorie Spaß aufgefaßt. Dem Mann kommt es zu, absolut zu sein, absolut zu handeln, das Absolute auszudrücken; das Weib ist nur beziehungsweise. Zwischen zwei so verschiednen Wesen kann keine wahre Wechselwirkung stattfinden. Dies Mißverhältnis ist gerade der Spaß; und mit dem Weibe kam der Spaß in die Welt. Doch folgt von selbst, daß sich der Mann unter dem Absoluten zu halten wissen muß, denn sonst zeigt sich nichts, das heißt, es zeigt sich etwas sehr Gewöhnliches, daß Mann und Frau für einander passen, er als Halbmann und sie als Halbmann.

„Spaß ist keine ästhetische, sondern eine unausgetragne ethische Kategorie. Sie wirkt auf das Denken, wie es auf den Sinn wirkt, wenn ein Mann feierlich eine Rede beginnt, mit dieser

Diktion ein oder zwei Satzteile recitiert, darauf hm! sagt, ein Gedankenstrich, und dann stillschweigt. So mit dem Weib. Man zielt mit der ethischen Kategorie auf sie; man schließt die Augen, man denkt das Absolute in den ethischen Forderungen, man denkt den Menschen; man öffnet das Auge, man heftet den Blick auf die tugendgezierte Jungfrau, welche den Anforderungen entsprechen soll; man wird etwas beklommen und sagt bei sich selbst: Ah, das ist gewiß Spaß! Der Spaß ist nämlich der, daß man die Kategorien anlegt und sie darunterbringt, während der Ernst niemals Ernst werden kann; aber das ist gerade der Spaß; denn dürfte man es von ihr fordern, so wäre es nicht Spaß. Sie unter eine Luftpumpe bringen und die Luft auspumpen ist Sünde und gar nicht spaßhaft; aber ihr Luft zupumpen, sie aufpusten zu übernatürlicher Größe, sie all die Idealität besitzen lassen, welche eine kleine Jungfrau von sechzehn Jahren sich einbilden kann haben zu wollen, ist der Beginn der Vorstellung und der Beginn einer höchst unterhaltenden Vorstellung. Kein Jüngling hat halbsoviel eingebildete Idealität wie ein junges Mädchen; aber es kommt wieder, sagte der Schneider, denn all die ihre ist Illusion.

„Betrachtet man das Weib nicht so, kann sie unersetzlichen Schaden anrichten; durch meine Auffassung wird sie unschädlich und amüsant. Für einen Mann ist nichts fürchterlicher, als sich selbst bei Geschwätz ertappen. Hierdurch ist alle wahre Idealität vernichtet; denn ein Schurke sein läßt sich bereuen; nicht ein Wort von dem gemeint haben, was man gesagt hat, läßt sich auch bereuen; aber Geschwätz sein, bewußtes Geschwätz, alles gemeint haben, und siehe, es war Geschwätz: das ekelt selbst die Reue weg. Mit dem Weib anders. Sie hat ein ursprüngliches Privilegium, sich in weniger als vierundzwanzig Stunden in den unschuldigsten und verzeihlichsten Gallimathias zu verwandeln; denn ganz fern liegt es ihrer aufrichtigen Seele, jemand betrügen zu wollen; sie meinte alles, was sie sagte: nun sagt sie das Gegen-

teil, aber mit derselben liebenswürdigen Offenherzigkeit, denn nun will sie auf das Gegenteil sterben. Wenn da ein Mann in vollem Ernst sich hingibt in Liebe, da kann er sagen, er habe gut versichert, wenn er anders irgendwo eine Versicherung findet; denn ein so zündbarer Stoff wie das Weib mußte eine Versicherung immer bedenklich machen. Was hat er auch gethan! er hat sich mit ihr identifiziert: geht sie den Neujahrsabend in die Luft, wie ein Knall, so geht er mit, und geschieht das nicht, so ist er doch in ziemlich naher Schwagerschaft mit der Gefahr. Und was kann er nicht alles verlieren? Er kann alles verlieren, denn es gibt nur einen absoluten Gegensatz zum Absoluten, der ist das Geschwätz. Er soll nicht Zuflucht suchen in einer Gesellschaft für moralisch verderbte Leute, denn er ist nicht moralisch verderbt; weit entfernt, er ist bloß in absurdum gebracht und glückselig in Gallimathias, er ist ein Narr geworden. Zwischen Mann und Mann kann das nie geschehen. Pufft ein Mann so ab in Unsinn, so verachte ich ihn; narrt er mich mit seiner Klugheit, so halte ich bloß die ethische Kategorie an ihn, und die Gefahr ist sehr unbedeutend. Geht es sehr weit, nun wohl, so jage ich ihm eine Kugel durch den Kopf; aber ein Weib fordern, was das ist, wer weiß nicht, daß es Spaß ist, gleichwie da Xerxes das Meer peitschen ließ? Wenn Othello Desdemona mordet, und sie wirklich schuldig gewesen wäre, so hat er doch nichts gewonnen: er ist ein Narr und bleibt ein Narr; denn indem er sie mordet, macht er ein Zugeständnis der Konsequenz, die ihn ursprünglich lächerlich gemacht hat, wogegen Elvira ganz pathetisch mit dem Dolch bewaffnet sein kann, um sich zu rächen. Daß Shakespeare Othello tragisch aufgefaßt hat (auch abgesehen von der unglücklichen Katastrophe, daß Desdemona unschuldig ist), läßt sich nur erklären, aber auch absolut rechtfertigen damit, daß Othello ein farbiger Mann ist. Denn ein farbiger Mann, liebe Trinkgenossen, der nicht als Repräsentant des Geistes gelten kann, ein farbiger Mann,

liebe Trinkgenossen, der also grün im Gesicht wird, wenn er zornig ist (was ein physiologisches Faktum ist), ein farbiger Mann kann wohl tragisch werden, wenn er von einem Weibe betrogen wird, ebenso wie das Weib das ganze Pathos der Komödie auf ihrer Seite hat, wenn sie von dem Manne betrogen ist. Ein Mann, der rot im Kamme wird, könnte vielleicht tragisch werden; aber ein Mann, von dem man Geist fordern kann, er wird entweder nicht jaloux oder er wird komisch, wenn er es wird, und allermeist, wenn er mit dem Dolche gelaufen kommt. Schade, daß Shakespeare nicht ein solches Dichterwerk geliefert hat, wo die in der Untreue eines Weibes enthaltne Forderung von der Ironie protestiert wird; denn es ist nicht jedem gegeben, der das Komische darin einsieht, ja es auch entwickeln kann, es dramatisch darzustellen. Aber man denke sich Sokrates, Xanthippe in flagranti überraschend — es wäre natürlich bereits ganz unsokratisch, sich ihn wesentlich bekümmert zu denken um Xanthippes Treue, oder gar sie ausspionierend. Ich denke mir, jenes feine Lächeln, das den häßlichsten Mann in Athen zum schönsten machte, hätte sich zum erstenmal in ein schallendes Gelächter verwandelt. Anderseits ist es unbegreiflich, da doch Aristophanes den Sokrates lächerlich darstellen wollte, daß er nicht darauf verfallen ist, ihn auf die Szene laufen und rufen zu lassen: Wo ist sie, wo ist sie, daß ich sie morden kann? nämlich die untreue Xanthippe. Ob Sokrates betrogen wird oder nicht, thut eigentlich nichts zur Sache; was Xanthippe in dieser Hinsicht thun mag, ist verlorne Mühe, wie wenn man ein Schnippchen in der Tasche schlägt; Sokrates bleibt derselbe intellektuelle Held auch mit einem Horn an der Stirn; aber wenn er eifersüchtig werden könnte, wenn er sie morden wollte: ach, da hätte Xanthippe eine Macht über ihn gehabt, die der ganze griechische Staat und die Todesstrafe nicht hatte — die Macht, ihn lächerlich zu machen. Ein Hahnrei ist daher komisch in seinem Verhältnis zum Weibe, aber kann tragisch erscheinen in seinem

Verhältnis zu andern Männern. Hier liegt zunächst die spanische Auffassung von Ehre. Doch ist das Tragische wesentlich dies, daß er keine Erhebung gewinnen kann, und der Schmerz in seinem Leiden ist eigentlich der, daß sein Leiden sinnlos ist, was fürchterlich genug ist. Ein Weib schießen, sie fordern, sie verachten, macht alles den armen Mann nur noch lächerlicher, denn das Weib ist das schwächere Geschlecht. Diese Betrachtung kommt allerwegen wieder und verwirrt alles. Thut sie das Große, so bewundert man sie mehr als den Mann, weil man nicht glaubte, das von ihr fordern zu dürfen. Wird sie betrogen, so hat sie alles Pathos zu ihren Gunsten; wird der Mann betrogen, so hat man etwas Mitleid und etwas Geduld, solange er zugegen ist, um zu lachen, wenn er gegangen ist.

„Sieh, deshalb thut man wohl, beizeiten das Weib als Spaß zu betrachten. Das Amüsement ist unbezahlbar. Man betrachtet sie als absolute Größe und richtet sich selbst ganz nach ihr. Man widerspricht ihr nicht, weit entfernt, denn das heißt ihr nur helfen. Gerade weil sie sich nicht selbst begrenzen kann, nimmt sie sich, im Ernst geredet, am besten aus, wenn man ihr etwas widerspricht. Man zweifelt also niemals an dem, was sie sagt, man glaubt jedes Wort. Mit einem in unsäglicher Bewunderung und seliger Trunkenheit zitternden Blick umkreist man sie im Tanzschritt des Anbeters; man fällt auf die Kniee, man schmachtet, man hebt das Auge zu ihr empor, man schmachtet, man atmet tief. Man thut alles, was sie sagt, wie ein gehorsamer Sklave. Nun kommt der Rummel. Daß ein Weib reden kann, d. h. Worte machen, bedarf keines Beweises. Unglücklicherweise hat sie nicht Reflexion genug, um sich auf die Länge gegen den Widerspruch zu sichern, höchstens acht Tage, wenn ihr der Mann nicht regulierend hilft, indem er ihr widerspricht. Die Folge ist, daß in einiger Zeit die Konfusion in vollem Gange ist. Hätte man nicht gethan, was sie sagte, so würde die Konfusion unbemerkt geblieben

sein, denn sie vergißt ebenso frischweg, wie sie frischweg redet. Aber wenn ihr Anbeter alles gethan hat und in aller Weise ihr zu Dienste war, wird die Konfusion handgreiflich. Je begabter das Weib ist, um so amüsanter. Je mehr sie Phantasie hat, um so größer zeigt sie sich im Augenblick, und um so mehr Konfusion im nächsten Augenblick. Im Leben sieht man dies Vergnügliche selten, weil der blinde Gehorsam unter den Einfall des Weibes sehr selten ist. — Findet er sich bei einem schmachtenden Schäfer, so fehlt ihm ja die Gabe, das Vergnügliche zu sehen. Die Idealität, welche eine kleine Jungfrau hat im Phantasie-Augenblick, findet sich weder bei Göttern noch bei Menschen; aber um so amüsanter ist es, ihr zu glauben und anzupusten.

„Das Amüsement ist, wie gesagt, unbezahlbar; ja, ich weiß es, ich habe zuweilen des Nachts nicht schlafen können bei dem Bedenken, welche neue Konfusionen ich durch die Hand der Geliebten und meinen unterthänigen Diensteifer erleben sollte; denn keiner, der in der Lotterie spielt, kann seltsamere Kombinationen erleben, als wer für dieses Spiel passioniert ist. Und das steht fest, jedes Weib hat diese Möglichkeit, in Nonsens aufzugehen und verklärt zu werden mit einer Liebenswürdigkeit, mit einer Ungeniertheit und Sicherheit, welche sich für das schwächere Geschlecht ziemt. Als rechtschaffner Liebhaber entdeckt man jede Anmut bei der Geliebten. Wenn man nun auf diese Genialität trifft, läßt man sie nicht als Möglichkeit dahingestellt, sondern entwickelt sie zur Virtuosität. Weiter brauche ich nichts zu sagen, weiter läßt sich im allgemeinen nichts sagen: jeder versteht mich. Wie einer sein Vergnügen daran hat, einen Stock auf der Nase zu balancieren, ein Glas zu schwingen, ohne daß sein Inhalt verschüttet wird, zwischen Eiern zu tanzen, und was dergleichen ebenso unterhaltende als nützliche Übungen mehr sind, so und nicht anders hat der Liebhaber in dem Zusammenleben mit der Geliebten das kostbarste Vergnügen und das interessanteste Studium. In erotischer Hinsicht glaubt man

ihr absolut, nicht bloß, daß sie einem treu ist, des Spiels ist man bald müde, sondern man glaubt absolut all jenen Ausbrüchen einer unverbrüchlichen Romantik, in welcher sie vermutlich umkommen würde, wenn man nicht ein Sicherheitsventil anbrächte, durch welches der Seufzer und der Rauch und die Arie der Romantik ausströmt und den Anbeter beglückt. Man hält sie bewundernd auf der Spitze einer Julia, nur ist der Unterschied der, daß kein Mensch daran denkt, an Romeos Haupt auch nur ein Haar zu krümmen. In intellektueller Hinsicht traut man ihr alles zu, und wenn man so glücklich war, die rechte zu finden, so hat man eins, zwei, drei eine heiratssüchtige Schriftstellerin, und man hält bewundernd die Hand über die Augen, während man anstaunt, was das kleine schwarze Huhn hervorbringen mag. Unbegreiflich, daß Sokrates nicht diese Partie wählte, statt mit Xanthippe zu zanken; nun, das versteht sich, er wollte sich üben, wie der Bereiter, der auch das best zugerittne Pferd so zu reizen weiß, daß Grund genug werden kann, es zuzureiten.

„Ich will etwas konkreter vorgehen, um einen einzelnen und recht interessanten Fall zu beleuchten. Es ist viel von weiblicher Treue geredet, aber selten richtig. Rein ästhetisch betrachtet hat sie ihre Heimat bei dem Dichter als ein Phantom, das über die Szene geht, um den Geliebten zu finden, das Phantom, das am Rocken sitzt und des Geliebten wartet, — denn wenn sie ihn gefunden hat und er gekommen ist, ja, so weiß die Ästhetik nichts weiter. Ihre Untreue, die unmittelbar in Verbindung mit jener vorausgehenden Treue gesetzt werden kann, wird wesentlich ethisch angesehen; da stellt sich die Jalousie ein als eine tragische Leidenschaft. Da entstehen drei Fälle, und das Verhältnis ist günstig für die Frau, denn zwei Fälle zeigen Treue, der dritte Untreue. Unbegreiflich groß ist ihre Treue, solange sie des Geliebten nicht sicher ist, und ebenso unbegreiflich groß, wenn er sich ihre Treue verbittet; der dritte Fall ist dann die Untreue. Sobald man nun

Geist und Uninteressiertheit genug hat zu denken, so findet man bereits in dem Gesagten berechtigt die Kategorie Spaß. Unser junger Freund, dessen erster Anfang mich irreführte, machte Miene, hiermit zu beginnen, aber sprang ab durch die Schwierigkeiten erschreckt. Doch ist die Erklärung nicht schwierig, wenn man wirklich Ernst damit macht, unglückliche Liebe und Tod zusammenzuhalten, wenn man Ernst genug hat, diesen Gedanken festzuhalten; und so viel Ernst muß man immer haben — um des Spaßes willen. Die ganze Rede stammt natürlich von einem Weibe oder einem weibischen Manne. Man kennt sie gleich, denn es ist einer von diesen absoluten Ausbrüchen, die, mit großem Aplomb im Augenblick gesagt, eines großen Aplombs im Augenblick sicher sind; obschon es eine Rede von Leben und Tod ist, ist sie doch darauf berechnet, wie „spanischer Wind" im Augenblick genossen zu werden; obschon sie ein ganzes Leben umfaßt, ist sie doch gar nicht verpflichtend für die Sterbende, sondern verpflichtet nur den Zuhörer, sofort der Sterbenden zu Hilfe zu eilen. Wenn ein Mann solch eine Rede hält, ist er gar nicht amüsant, denn er ist zu verächtlich, als daß man über ihn lachen könnte. Das Weib dagegen ist Genie, ist liebenswürdig in seiner Genialität, ist amüsant von Anfang bis zu Ende. Also die Liebende stirbt aus Liebe; denn hat sie es nicht selbst gesagt? Hier liegt ihr Pathos, denn das Weib ist Mann, sie ist zum mindesten Mann genug, zu sagen, was kaum ein Mann Mann genug ist zu thun. Mann ist sie! Indem ich das sage, habe ich ethisch auf sie gesehen. Thut also, liebe Trinkgenossen, und versteht nun Aristoteles. Er bemerkt richtig: das Weib ist nicht recht brauchbar in der Tragödie. Das ist auch klar, sie gehört nicht in das Fünfaktstück, sondern in den dramatischen Halbstundenscherz. Also sie stirbt. Aber sollte sie deshalb nicht wieder lieben können? Warum nicht; wenn man sie nur wieder zum Leben bringen kann. Kommt sie wieder zum Leben, so ist sie ja ein neuer Mensch, und daß

ein neuer Mensch zum erstenmal liebt, darin ist nichts Auffälliges. O Tod! groß ist deine Kraft; nicht das heftigste Vomitiv, nicht das stärkste Laxativ konnte so ausfegen — die Konfusion ist vortrefflich, wenn man bloß aufpaßt und nicht vergißt. Ein Verstorbner ist eine der amüsantesten Figuren, mit denen man im Leben zusammentreffen kann. Seltsam genug, daß sie nicht häufiger auf der Bühne benutzt wird, im Leben sieht man ab und zu eine solche. Schon ein gewesner Scheintoter hat im Grunde eine komische Merkwürdigkeit; aber ein wirklicher Verstorbner leistet alles, was man mit Billigkeit als Beitrag zu dem Amüsanten verlangen kann. Man passe bloß auf. Ich selbst wurde eigentlich aufmerksam darauf, als ich eines Tages mit einem Bekannten durch die Straße ging. Wir begegnetem einem Paar. Aus seiner Miene schloß ich, daß er sie kannte, und fragte ihn danach. „J," antwortete er, „sehr gut und genau kenne ich besonders die Dame, denn sie ist meine Verstorbne." Welche Verstorbne? fragte ich. „J, meine verstorbne erste Liebe; ja, das war eine sonderbare Geschichte; sie sagte: Ich sterbe; im selben Augenblick ging sie, wie natürlich ist, mit dem Tode ab; sonst konnte man sich in der Witwenkasse einkaufen. Das war zu spät. Tot war sie und tot blieb sie, und ich wanke nun, wie der Dichter sagt, umher und suche vergebens das Grab der Geliebten, daß ich ihr eine Thräne opfern könne." So jener niedergebeugte Mann, der allein in der Welt zurückblieb, wiewohl es ihn doch tröstete, die selige Geliebte bereits weithin, wenn nicht bei einem andern, so doch mit einem andern zu finden. Gut ist es, dachte ich, für die Mädchen, daß sie nicht gleich jedesmal begraben werden, wenn sie sterben; haben die Eltern bisher die Jungen für die teureren Kinder gehalten, so könnten die Mädchen leicht noch teurer werden. Ein bißchen Untreue ist weitaus nicht so amüsant; ich meine, daß sich ein Mädchen in einen andern verliebt und zu ihrem Manne sagt: Ich kann nicht, rette mich vor mir selber; aber sterben aus Trauer, weil sie nicht aushalten kann,

daß der Geliebte fern von ihr auf einer Reise nach Westindien ist, sich darein finden müssen, daß er reist, und dann bei seiner Rückkehr nicht bloß nicht tot sein, sondern für ewig an einen andern geknüpft, das ist wirklich ein seltsames Schicksal für einen Liebenden. Was Wunder da, daß sich der niedergebeugte Mann zuweilen tröstet mit dem Refrain des alten Liedes: Hurra! für dich und mich sag' ich: Den Tag vergesse ich niemals!

„Vergebt mir nun, liebe Trinkgenossen, wenn ich zu lange geredet habe, und leert nun ein Glas auf die Liebe und das Weib. Schön ist sie und reizend, wenn sie ästhetisch betrachtet wird, das läßt sich nicht leugnen. Aber wie es so oft gesagt ist, so will ich es auch sagen: dabei darf man nicht stehen bleiben, man muß weitergehen. Betrachte sie da ethisch und du hast den Spaß. Selbst Plato und Aristoteles nahmen an, daß das Weib eine unvollständige Form ist, also eine irrationale Größe, die vielleicht einmal in einem bessern Dasein dem Manne gleich wird; hier im Leben muß man sie nehmen, wie sie ist. Was das ist, wird sich bald zeigen, denn auch sie wird von dem Ästhetischen nicht befriedigt, sie geht weiter, sie will emanzipiert werden und ist Mann genug, das zu sagen. Dann geschieht es, und so wird der Spaß über alle Maßen sein."

Da Konstantin geendet hatte, hieß er sofort Viktor Eremita reden; der redete so:

„Wie bekannt dankt Plato den Göttern für drei Dinge und zum vierten dankt er, daß er Zeitgenosse des Sokrates war. Für die drei ersten Güter, die er nennt, hatte bereits ein früherer griechischer Philosoph den Göttern seinen Dank gebracht; und ich schließe, daß sie des Dankens wert sind. Ach! aber wollte ich auch danken, wie jene Griechen, so kann ich doch nicht danken für das, was mir versagt ist. So will ich denn meine Seele sammeln im Dank für das e i n e, das auch mir gegeben ist: daß ich ein Mann wurde, nicht ein Weib.

Ein Weib zu sein ist etwas so Seltsames, so Gemischtes, so Zusammengesetztes, daß kein Prädikat es ausdrückt und die vielen Prädikate, wenn man sie brauchte, einander so widersprechen, daß nur ein Weib es aushalten könnte, ja, was schlimmer ist, sich dabei glücklich fühlen kann. Daß sie in Wirklichkeit weniger bedeutet als der Mann, ist nicht ihr Unglück, noch weniger wenn sie es zu wissen bekommt, denn das läßt sich ja aushalten; nein, das Unglück ist, daß ihr Leben in dem romantischen Bewußtsein sinnlos geworden ist, da sie in dem einen Augenblick alles bedeutet, im nächsten gar nichts, ohne je zu wissen zu bekommen, was sie wesentlich zu bedeuten hat; und doch ist auch dies noch nicht das Unglück, sondern daß sie es nicht zu wissen bekommen kann, weil sie ein Weib ist. Ich für meinen Teil, wenn ich ein Weib wäre, wollte es lieber im Orient sein, wo ich Sklavin wäre; denn Sklavin sein und weder mehr noch weniger, ist doch immerhin etwas im Vergleich mit Huhei und gar nichts sein.

„Selbst wenn das Leben des Weibes nicht solche Gegensätze hätte, schon die Auszeichnung, die sie genießt, und von der man mit Recht annimmt, daß sie ihr als Weib zukommt, eine Auszeichnung, die sie nicht mit dem Manne teilt, deutet bereits auf das Meinungslose hin. Diese Auszeichnung ist die der Galanterie. Galant gegen das Weib sein, ziemt sich für den Mann. Die Galanterie besteht nun ganz einfach darin, daß man den in phantastischen Kategorien auffaßt, gegen den man galant ist. Galantsein gegen den Mann, ist daher eine Beleidigung, denn er verbittet sich den Gebrauch phantastischer Kategorien; dagegen ist Galanterie ein Tribut an das schöne Geschlecht, eine Auszeichnung, die ihm wesentlich zukommt. Ach! ach! ach! wäre es nur ein einzelner Kavalier, der galant wäre, so wäre die Sache nicht so bedenklich. Aber so ist es nicht. Im Grunde ist jeder Mann galant, er ist es unwillkürlich. Das bedeutet also, daß vom Dasein selbst das schöne Geschlecht mit diesem provenue

regaliert ist. Und das Weib nimmt unwillkürlich an. Das ist wieder das Unglück; denn daß eine einzelne es thäte, müßte ja anders erklärt werden. Also ist es hier wieder die eigne Ironie des Daseins. Sollte die Galanterie Wahrheit haben, so müßte sie gegenseitig sein, und die Galanterie wäre dann der notierte Kurs für die angegebne Differenz von Schönheit und Macht, List und Kraft. Aber so ist es nicht; die Galanterie gebührt der Frau, und daß sie unwillkürlich annimmt, erklärt sich aus der Fürsorge der Natur für das Schwächre, das stiefmütterlich Behandelte, welchem eine Illusion mehr Ersatz gibt. Aber diese Illusion ist gerade das Fatale. Nicht selten ist es der Fall, daß die Natur einem Unglücklichen zu Hilfe kommt, indem sie ihn tröstet mit der Einbildung, daß er der Schönste ist. Dann hat ja die Natur alles gut gemacht; er besitzt ja sogar mehr als er vernünftigerweise begehren kann. Aber daß dies eine Einbildung ist, daß man nicht im Sklavendienst des Elends geht, sondern am Narrenseil der Einbildung ist ja ein noch tiefrer Spott. In dem Sinn wie ein Unglücklicher ist nun das Weib freilich durchaus nicht verwahrlost; aber doch in dem Sinn, daß sie nie aus der Illusion herauskommen kann, mit der das Dasein sie getröstet hat.

„Faßt man eine weibliche Existenz in ihren entscheidenden Momenten zusammen, so macht sie einen durchaus phantastischen Eindruck. Sie hat in ganz anderm Sinn Wendepunkte in ihrem Leben als der Mann, denn bei ihren Wendepunkten wendet sich alles um und um. In Tiecks romantischen Dramen findet man zuweilen eine Person, die früher König in Mesopotamien war und nun Sirupshändler in Kopenhagen ist. Gerade so phantastisch ist jede weibliche Existenz. Heißt das Mädchen Juliane, so ist ihr Leben folgendes: ‚Weiland Kaiserin in der weitausgestreckten Trift der Liebe und Titularkönigin aller Übertreibungen der Faselei, jetzt Madame Petersen an der Ecke der Badstubenstraße.‘

„Als Kind ist das Mädchen weniger angesehen als der Junge. Etwas später weiß man nicht recht, was man aus ihr machen soll; endlich kommt jene entscheidende Periode, die sie zur Herrscherin macht. Anbetend naht sich der Mann, er ist Werber. Anbetend, denn das ist jeder Werber; es ist nicht die Erfindung eines listigen Betrügers. Selbst der Scharfrichter, wenn er die fasces niederlegt und auf die Freierei geht, beugt das Knie, wenn er auch bedacht ist, sich möglichst bald häuslichen Exekutionen zu widmen, welche er so natürlich findet, daß er gar nicht erst eine Entschuldigung daraus herholt, daß die öffentlichen so selten würden. Der Gebildete benimmt sich ebenso. Er kniet, er betet an, er faßt die Geliebte in den phantastischsten Kategorien auf, und nachher vergißt er sehr schnell seine kniende Stellung und wußte ganz gut während er kniete, daß es phantastisch war. Wäre ich ein Weib, ich wollte lieber von meinem Vater an den Höchstbietenden verkauft werden wie im Orient, denn in einem Handel ist doch Sinn. Welches Unglück ein Weib zu sein, und doch ist das Unglück eigentlich das: wenn man ein Weib ist, faßt man es nicht. Klagt sie, so klagt sie nicht über das erste, sondern über das letzte. Wäre ich ein Weib, so würde ich mir zuvörderst alles Werben verbitten und mich darein finden, das schwächere Geschlecht zu sein, aber darauf achten, was die Hauptsache ist, wenn man stolz sein will: daß man nicht in Unwahrheit kommt. Dies bekümmert sie weniger. Juliane ist im siebenten Himmel, und Madame Petersen findet sich in ihr Schicksal.

„So danke ich den Göttern, daß ich ein Mann wurde, nicht ein Weib. Und doch, was geht mir dabei nicht verloren! Vom Trinklied bis zur Tragödie ist ja die Poesie eine Vergötterung des Weibes. Am schlimmsten für sie und den Bewunderer, denn wenn er sich nicht in acht nimmt, wird er, wie er dasteht, plötzlich lang im Gesicht. Das Schöne, das Ausgezeichnete, des Mannes That verdankt man dem Weibe, denn sie begeistert ihn.

Das Weib begeistert; wieviel zärtliche Flötenspieler haben nicht dies Thema vorgetragen, und wie manche Schäferin hat nicht darauf gelauscht? Wahrlich, meine Seele ist ohne Mißgunst und nur dankbar gegen Gott; denn ich will doch lieber ein Mann und etwas weniger in Wirklichkeit sein, als ein Weib und eine unbestimmbare Größe und glückselig in Einbildungen; lieber eine Konkretion sein, die etwas bedeutet, als eine Abstraktion, die alles bedeutet. Ganz wahr also: durch das Weib kommt die Idealität in das Leben, was wäre der Mann ohne sie? Durch ein Mädchen wurde mancher Mann eine Genie, durch ein Mädchen wurde mancher Mann ein Held, durch ein Mädchen wurde mancher Mann Dichter, durch ein Mädchen wurde mancher Mann ein Heiliger — aber er wurde nicht Genie durch das Mädchen, welches er bekam, denn mit ihr wurde er nur Staatsrat; er wurde nicht Held durch das Mädchen, welches er bekam, denn durch sie wurde er nur General; er wurde nicht Dichter durch das Mädchen, welches er bekam, denn durch sie wurde er nur Vater; er wurde nicht Heiliger durch das Mädchen, welches er bekam, denn er bekam gar keine und wollte nur eine haben, die er nicht bekam, gleichwie jeder von den andern Genie und Held und Dichter wurde durch das Mädchen, das er nicht bekam. Wäre die Idealität des Weibes in sich selbst begeisternd, so müßte ja die begeistern, an die er fürs Leben geknüpft ist. Das Dasein drückt es anders aus; gerade in einem negativen Verhältnis macht das Weib den Mann produktiv in Idealität. So verstanden ist sie begeisternd; aber es direkt sagen, heißt einen Paralogismus verschulden, welchen nur ein Weib übersehen kann. Oder hat man wohl gehört, daß jemand Dichter wurde durch seine Frau? Solange der Mann sie nicht hat, begeistert sie. Das ist die Wahrheit, welche der Einbildung der Poesie und des Weibes zu Grunde liegt. Daß er sie nicht hat, bedeutet entweder, daß er noch um sie kämpft — so hat ein Mädchen

manchen begeistert und ihn zum Ritter gemacht; aber hat man wohl gehört, daß jemand durch seine Frau tapfer wurde? — oder daß er sie nicht hat, bedeutet, daß er sie gar nicht bekommen kann; so hat ein Mädchen manchen begeistert und seine Idealität geweckt, wenn er anders etwas zum besten zu geben hatte. Aber eine Frau, die noch so viel zum besten zu geben hat, weckt kaum die Idealität. Oder daß er sie nicht hat, bedeutet, daß er nach dem Ideal jagt. Er liebt vielleicht manche, aber auch manche Lieben ist eine Art unglückliche Liebe, und doch liegt die Idealität seiner Seele in diesem Streben und Sehnen, nicht in den Bruchteilen von Liebenswürdigkeit, welche sich Summa Summarum aus der Kontribution der einzelnen ergeben.

„Die höchste Idealität, welche das Weib bei dem Mann wecken kann, ist eigentlich das Unsterblichkeitsbewußtsein. Der Nerv dieses Beweises liegt in dem, was man die Notwendigkeit einer Replik nennen kann. Wie man von einem Stück sagt, es kann nicht enden, ohne daß der und der eine Replik bekommt, so sagt die Idealität, das Dasein kann mit dem Tode nicht vorbeisein: ich fordre eine Replik. Dieser Beweis wird oft in den Familiennachrichten geführt. Denn soll er in den Familiennachrichten geführt werden, so muß er positiv geführt werden. Madame Petersen hat da verschiedne Jahre gelebt, bis nachts zwischen dem 24. und 25. es der Vorsehung gefiel u. s. w. Herr Petersen bekommt bei diesem Anlaß einen Anfall von Reminiszenzen aus der Werbezeit — um mich ganz bestimmt auszudrücken: nur das Wiedersehen tröstet ihn. Zu diesem seligen Wiedersehen bereitet er sich vor, indem er inzwischen eine andre Frau nimmt; denn wohl ist die zweite Ehe nicht so poetisch wie die erste, aber sie ist doch ein guter Abdruck. Dies ist der positive Beweis. Herr Petersen fordert nicht bloß eine Replik, nein, das Wiedersehen jenseits. Es ist bekannt, daß das unechte Metall zuweilen den Glanz des echten annimmt; das ist der kurze

Silberblick. Für das unechte Metall ist das tragisch, denn es muß sich nun einmal darein finden, unecht zu sein. Anders mit Herrn Petersen. Idealität kommt jedem Menschen mit Recht zu; wenn ich da über Herrn Petersen lache, ist es nicht, weil er nur einen einzigen Silberblick hatte, sondern weil dieser Silberblick verrät, daß er unechtes Metall geworden ist. So nimmt die Spießbürgerlichkeit sich am allerlächerlichsten aus, wenn sie in Idealität sich hüllt und einen passenden Anlaß gibt mit Holberg zu sagen: Hat denn auch die Kuh das Schleppkleid an? Die Sache ist die: weckt das Weib die Idealität und damit das Unsterblichkeitsbewußtsein im Mann, so thut sie es gänzlich negativ. Wer wirklich Genie, Held, Dichter oder ein Heiliger durch ein Weib wird, ergriff im selben Nu das Unsterbliche. Wäre das Idealisierende positiv bei dem Weibe vorhanden, so müßte die Hausfrau das Unsterblichkeitsbewußtsein im Manne wecken. Das Dasein zeigt gerade das Gegenteil. Soll sie wirklich bei dem Mann die Idealität wecken, so muß sie sterben. Bei Herrn Petersen wird sie gleichwohl nicht geweckt. Weckt sie aber durch ihren Tod die Idealität bei dem Mann, so thut sie all das Große, was die Poesie von ihr sagt, aber wohlgemerkt, was sie positiv für ihn that, weckte die Idealität nicht. Darum kann auch der Beweis nicht wohl positiv geführt werden; es stellt sich dabei die Sehnsucht nach dem frühern ein, nach dem Erlebten, das doch wesentlich erschöpft ist. Wie wenn die Sehnsucht auf die ehelichen Fahrten geht: damals waren sie zusammen im Tiergarten! So kann man auch plötzlich einmal eine Sehnsucht bekommen nach ein Paar alten Pantoffeln, in denen man so behaglich ging; aber diese Sehnsucht ist kein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. Je mehr er negativ geführt wird, um so besser, denn das Negative ist höher als das Positive, es ist das Unendliche und so das einzige Positive.

Die ganze Bedeutung des Weibes ist negativ, ihr positives

ist im Vergleich damit nichts, ja es ist wohl eher verderblich. Das ist die Wahrheit, welche das Dasein ihr verborgen hat und sie mit einer Einbildung tröstet, die alles übersteigt, was in eines Mannes Hirn aufkommen kann; und väterlich richtet es das Dasein so ein, daß die Sprache und alles sie in der Einbildung bestärkt. Selbst wenn sie durchaus nicht als begeisternd angesehen wird, sondern als die, von der das Verderben ausgeht, sei es daß durch sie die Sünde in die Welt kam, oder daß ihre Untreue alles vernichtet, die Auffassung ist stets galant. Wenn man nämlich solche Rede hört, sollte man ja glauben, das Weib wäre wirklich im stande, unendlich schuldiger als der Mann zu werden, was ja eine ungeheure Anerkennung ist. Ach, ach, ach, das hängt ganz anders zusammen. Es ist eine heimliche Schrift, welche das Weib nicht versteht; denn im nächsten Augenblick bekennt sich das Dasein zu derselben Auffassung wie der Staat, welcher den Mann für seine Frau verantwortlich macht. Man verurteilt sie, wie man nie einen Mann verurteilt hat; denn er bekommt nur ein wirkliches Urteil, und dann endet es damit, nicht daß sie ein strengers Urteil trifft, so wäre doch nicht all ihr Leben Illusion, sondern damit, daß man die Sache aufhebt und das Dasein die Kosten bezahlen läßt. In dem einen Augenblick soll sie im Besitz aller möglichen List sein, im nächsten Augenblick lacht man über den, welchen sie betrügt, was doch ein Widerspruch ist; und selbst über Potiphars Frau schwebt die Möglichkeit, der Sache das Aussehn zu geben, als wäre sie verführt worden. So hat das Weib eine Möglichkeit, wie kein Mann sie hat, eine ungeheure Möglichkeit, aber ihre Wirklichkeit steht dazu in keinem Verhältnis; und das Schlimmste von allem ist die Verhexung in Illusion, worin sie sich glücklich fühlt.

„Laß da Plato den Göttern danken, daß er des Sokrates Zeitgenosse war, ich beneide ihn; laß ihn danken, daß er ein Grieche war, ich beneide ihn; aber wenn er dafür dankt, daß er

ein Mann ward und nicht ein Weib, da stimme ich ein mit meinem ganzen Sinn. Wäre ich ein Weib und könnte verstehen, was ich jetzt verstehen kann, fürchterlich; wenn ich aber ein Weib wäre und könnte es nicht verstehen, noch fürchterlicher!

„Aber ist das so, so folgt daraus, daß man sich von jedem positiven Verhältnis zu ihr fernhält. Überall wo das Weib dabei ist, bekommt man gleich jenen unvermeidlichen Hiatus, der sie glückselig macht, weil sie ihn nicht merkt, aber dem Mann das Leben nimmt, wenn er ihn merkt.

„Ein negatives Verhältnis zum Weibe kann unendlich machen; das soll stets gesagt sein und gesagt sein dem Weibe zur Ehre und kann ganz unbedingt gesagt werden; denn es kommt nicht wesentlich an auf die besondre Beschaffenheit des betreffenden Weibes, auf ihre Lieblichkeit oder die Dauer ihrer Lieblichkeit. Es beruht darauf, daß die Idealität sie im rechten Augenblick zu Gesicht bekommt. Es ist ein kurzer Augenblick, dann thut sie gut wieder zu verschwinden. Denn ein positives Verhältnis zum Weibe zieht den Mann im stärksten Maße in die Endlichkeit. Das Beste, was ein Weib für den Mann thun kann, ist daher, daß sie ihm im rechten Augenblick vor die Augen kommt; doch das kann sie nicht thun, es ist das Wohlwollen des Schicksals; aber das Größte, was sie für den Mann thun kann, kommt dann, nämlich daß sie ihm je eher je lieber untreu wird. Die erste Idealität wird ihm zu einer gesteigerten Idealität helfen und ihm ist absolut geholfen. Wohl wird diese andre Idealität mit dem tiefsten Schmerz erkauft, aber sie ist auch die größte Seligkeit; wohl kann er es keineswegs wünschen, ehe es geschah, aber er dankt es ihr, wenn es geschehen ist, und da er, menschlich gesprochen, nicht große Ursache hat, ihr so sehr dankbar zu sein, so ist alles gut. Aber weh ihm, wenn sie ihm treu bleibt!

„So danke ich den Göttern, daß ich ein Mann wurde, nicht

ein Weib; so danke ich den Göttern für das nächste, daß kein Weib durch lebenslängliches Engagement mich verpflichtet, beständig hintennach zu denken.

„Welche sonderbare Erfindung ist nicht auch der Ehestand? Und was es noch sonderbarer macht, ist, daß er ein unmittelbarer Schritt sein soll. Und doch ist kein Schritt so entscheidend; denn nichts im Menschenleben ist so eigenwillig und herrschsüchtig wie der Ehestand. Etwas so Entscheidendes soll man also unmittelbar thun. Und doch ist der Ehestand nichts Einfaches, sondern äußerst zusammengesetzt und mehrdeutig. Wie der Schildkröte Fleisch nach allem möglichen Fleisch schmeckt, so hat der Ehestand einen Geschmack von allerlei, und wie die Schildkröte ein langsames Tier ist, so ist der Ehestand es auch. Das Verlieben ist doch etwas Einfaches, aber der Ehestand! Ist er etwas Heidnisches oder etwas Christliches, ist er göttlich oder weltlich oder bürgerlich oder etwas von allem? ist er der Ausdruck für jene unerklärliche Erotik, für jene Wahlverwandtschaft gleichgestimmter Seelen, oder ist er Pflicht oder Kompanieschaft oder Zweckmäßigkeit oder Schick und Brauch in gewissen Ländern, oder ist er etwas von allem? Soll man bei dem Stadtmusikus die Musik bestellen oder bei dem Organisten, oder soll man etwas von beiden haben? Soll der Geistliche oder der Polizeiassistent die Rede halten und die Namen in die Liste des Lebens — oder des Stadtviertels eintragen? Läßt sich der Ehestand auf dem Kamm hören, oder klingt es von ihm wie das Flüstern der Feen in den Grotten der Sommernacht? Und eine so kombinierte Nummer, eine so zusammengesetzte Passage, die so kompliziert ist wie keine andre, denkt jeder Ehekrüppel vorzutragen, ehe er heiratet, und meint sie zu spielen, während er als Ehemann lebt. Aber, liebe Trinkgenossen, sollen wir nicht im Mangel andrer Hochzeitsgeschenke und Gratulationen jedem der Eheleute ein Notabene und dem Ehestand zwei Notabene für wiederholte Unaufmerksamkeit

geben? Eine einzelne Idee in seinem Leben ausdrücken kann anstrengend genug werden, aber etwas so Zusammengesetztes denken und also Einheit hineinbringen, etwas so Zusammengesetztes ausdrücken, so daß jedem Einzelnen sein Recht geschieht und alles auf einmal zur Stelle ist: ja, wahrlich, der ist groß, der das thut. Und doch thut es jeder Ehekrüppel, und sicher, er thut es, sagt er nicht, daß er es unmittelbar thut. Soll es aber unmittelbar gethan werden, so muß es in Kraft einer höhern Unmittelbarkeit geschehen, welche die ganze Reflexion durchdrungen hat. Aber davon wird nicht einmal gemunkelt. Einen Ehemann fragen lohnt nicht die Mühe. Wer einmal eine Fadäse begangen hat, wird beständig von den Konsequenzen heimgesucht. Die Fadäse ist, daß er in das alles hineingekommen ist; die Strafe ist, daß er nun hinterher sehen soll, was er gethan. Bald hebt er an und wird pathetisch und meint, er habe etwas Außerordentliches gethan, da er heiratete; bald läßt er die Ohren hängen; bald rühmt er den Ehestand aus Notwehr; aber auf eine Gedankeneinheit, welche die disjecta membra der verschiedenartigsten Lebensanschauungen zusammenhält, warte ich vergebens.

„Schlecht und recht ein Ehekrüppel sein ist da Jux, ein Verführer sein ist auch Jux, mit Weibern experimentieren wollen zum Amüsement ist auch Jux. Im Grunde enthalten die beiden letzten Methoden ebenso große Zugeständnisse seitens des Mannes an das Weib wie die Ehe. Der Verführer will sich selbst behaupten, indem er betrügt, aber daß er betrügt und betrügen will und betrügen mag, ist auch ein Ausdruck für seine Abhängigkeit vom Weib, ebenso ist's bei dem Experimentierenden.

„Sollte ein positives Verhältnis zum Weibe gedacht werden, müßte es so reflektiert sein, daß es deshalb gar kein Verhältnis zu ihr würde. Ein ausgezeichneter Ehemann sein und doch in der Stille jedes Mädchen verführen, ein Verführer scheinen und

alle Glut der Romantik in sich bergen wäre doch etwas; die Konzession, die man in einer Art macht, wird durch das andre wieder vernichtet. Doch hat der Mann seine wahre Idealität nur in einer Verdoppelung. Jede unmittelbare Existenz muß zunichtegemacht und diese Vernichtung wieder durch einen falschen Ausdruck gesichert werden. Eine solche Verdoppelung kann das Weib nicht fassen, sie macht des Mannes Wesen unmöglich vor ihr auszusprechen. Könnte ein Weib ihr Wesen in solcher Verdoppelung haben, so ließe sich kein erotisches Verhältnis zu ihr denken; so aber, wie ihr Wesen offenkundig ist, wird das erotische Verhältnis durch das Wesen des Mannes verstört, der sein Leben in der Vernichtung dessen hat, worin sie ihr Leben hat.

„So predige ich vielleicht das Kloster und heiße mit Recht Eremita? Keineswegs. Nimm nur das Kloster weg. Auch das ist nur ein unmittelbarer Ausdruck für Geist, und Geist läßt sich nicht unmittelbar ausdrücken. Ob einer Gold oder Silber oder Papiergeld braucht, das macht keinen Unterschied; aber wer keinen Heller ausgibt, ohne daß er falsch ist, der versteht, was ich meine. Der, für welchen jeder unmittelbare Ausdruck nur ein Falsum ist, er und er allein ist besser gesichert als wenn er ins Kloster ginge, er wird ein Eremita, selbst wenn er Tag und Nacht im Omnibus reist!"

Kaum hatte Viktor geendet, so sprang der Modehändler auf, riß eine Weinflasche um, die vor ihm stand, und begann nun so:

„Wohl geredet, liebe Trinkgenossen, wohl geredet! Je mehr ich euch höre, um so gewisser werde ich, daß ihr Mitverschworne seid; ich grüße euch als solche, ich verstehe euch als solche, denn Verschworne versteht man von ferne. Und doch, was wißt ihr, was ist euer bißchen Theorie, der ihr das Aussehn der Erfahrung gebt, euer bißchen Erfahrung, das ihr zu einer Theorie umnäht?

Nein, ich kenne das Weib — von seiner schwachen Seite; das will sagen, ich kenne es. Ich scheue keinen Schrecken in meinem Studium und scheue keine Mittel, mich zu vergewissern über das, was ich verstanden habe; denn ich bin ein Rasender, und rasend muß man sein, um sie zu verstehen, und ist man es nicht, so wird man es, wenn man sie verstanden hat. Wie der Räuber seinen Versteck an der lärmenden Landstraße hat, und der Ameisenlöwe seine Grube im losen Sande, und der Kaper seinen Schlupfwinkel am brausenden Meer, so habe ich meinen Modeladen mitten im Menschengewimmel, verführerisch, unwiderstehlich für das Weib, wie der Venusberg für den Mann. Hier im Modeladen lernt man sie kennen praktisch und von Grund aus ohne alle theoretische Wichtigthuerei. Ja, bedeutete die Mode nichts andres, als daß ein Weib in Brunst der Begehrlichkeit alles von sich wirft, so wäre das doch etwas. Aber so ist es nicht, die Mode ist nicht offenbare Wollust, nicht tolerierte Ausschweifung, sondern ein Schleichhandel der Unanständigkeit, der als Wohlanständigkeit autorisiert ist. Und wie bei den heidnischen Preußen das heiratslustige Mädchen eine Glocke trug, deren Klingen den Männern das Signal gab, so ist die Existenz des Weibes in der Mode ein beständiges Glockenspiel nicht für den Ausschweifenden, aber für den lockern Wollüstling. Man glaubt, das Glück sei ein Weib; o ja, es ist unbeständig in Etwas, denn es kann viel geben, und darin ist es doch kein Weib. Nein, die Mode ist ein Weib, denn die Mode ist Unbeständigkeit im Nonsens, die nur eine Konsequenz kennt, daß sie immer verrückter wird. Eine Stunde in meinem Laden ist mehr wert als Jahr und Tag draußen, wenn man wünscht, das Weib kennen zu lernen; in meinem Modeladen, denn er ist der einzige in der Residenz; es ist kein Gedanke an Konkurrenz. Wer sollte den Wettstreit mit dem wagen, der sich ganz geopfert hat und sich opfert, um Hoherpriester in diesem Götzendienst zu sein! Nein, es ist keine distinguierte Ge-

sellschaft, ohne daß mein Name der erste und der letzte ist; und es ist keine bürgerliche Gesellschaft, wo mein Name nicht, wenn er genannt wird, heilige Ehrfurcht einflößt, wie der des Königs; und da ist keine Tracht so wahnwitzig: wenn sie aus meinem Laden stammt, begleitet sie ein Flüstern, wenn sie durch den Saal geht; es gibt keine Dame von Geburt, die an meinem Laden vorbeizugehen wagte, und kein bürgerliches Mädchen, das nicht seufzend vorübergeht und denkt: Wenn ich bloß Geld hätte! Nun, sie wäre auch nicht betrogen. Ich betrüge keine: das Feinste, das Kostbarste liefre ich zum billigsten Preise, ja, unter dem Preise verkaufe ich; so wünsche ich nicht zu gewinnen, nein, ich setze jährlich große Summen zu! Und doch will ich gewinnen, ich will es: ich gebe meinen letzten Heller her, um zu bestechen, um die Organe der Mode zu erkaufen, daß mein Spiel gewonnen werden kann. Es ist mir eine Wollust ohnegleichen, die kostbarsten Stoffe zu zerschneiden, Brüsseler Spitzen zu zerteilen, um eine Narrentracht zu bilden; ich verkaufe zu den billigsten Preisen echte Stoffe und modern. Ihr glaubt vielleicht, nur in den einzelnen Augenblicken wünschen sie nach der Mode zu gehen. Weit entfernt, sie will es immer und es ist ihr einziger Gedanke. Denn das Weib hat Geist, aber er ist ebensogut angebracht wie das Vermögen des verlornen Sohns; und das Weib hat Reflexion in unbegreiflich hohem Grade, denn da gibt's nichts so Heiliges, daß sie es nicht im selben Nu in Putz ausdrücken könnte; und der vornehmste Ausdruck für Putz ist die Mode. Was Wunder, daß ihr das Heilige Ursache zum Putz wird! Die Mode ist ja das Heilige, und es ist nichts so unbedeutend, daß sie darin nicht einen Anlaß zum Putz fände; und der ideallosefte Ausdruck des Putzes ist die Mode. Da ist nichts, nichts in ihrer ganzen Kleidung, nicht das geringste Band, bei welchem sie nicht daran dächte, daß es modern ist, und augenblicklich entdeckt, ob die vorübergehende Dame es bemerkte; denn für wen putzt sie sich als für andre

Damen! Selbst in meinem Laden, in den sie ja kommt, um nach der Mode ausgesteuert zu werden, selbst da ist sie nach der Mode. Wie es einen besondern Badeanzug und Reitanzug gibt, so gibt es einen Anzug, der modern ist, um in den Laden zu gehen. Dieser Anzug ist nicht so nachlässig wie das Negligee, in dem sich eine Dame am frühern Vormittag überraschen zu lassen liebt. Die Pointe ist da ihre Weiblichkeit und die Koketterie in dem „Sich-überraschen-lassen. Die Ladentracht ist dagegen darauf berechnet, nachlässig zu sein, ohne dadurch geniert zu sein, weil ein Modehändler in anderm Verhältnis zu ihr steht als ein Kavalier. Die Koketterie liegt darin, daß sie sich so vor einem Mann zeigt, der in seiner Stellung nicht die weibliche Anerkennung der Dame fordern kann, sondern sich mit ungewissen Einnahmen begnügen muß, die reichlich abfallen, aber ohne daß sie daran denkt, oder ohne daß es ihr einfällt, gegenüber einem Modehändler Dame sein zu wollen. Die Pointe ist deshalb die, daß die Weiblichkeit in gewissem Sinn weggelassen ist, und die Koketterie ungültig gemacht ist in der vornehmen Überlegenheit der distinguierten Dame, die lächeln würde, wenn jemand auf ein solches Verhältnis anspielen wollte. In ihrem Negligee bei einer Visite verhüllt sie sich und verrät sich durch die Verhüllung; im Laden enthüllt sie sich mit der äußersten Nonchalance, denn es ist nur ein Modehändler — und sie ist ein Weib. Nun fällt der Shawl etwas nieder und gibt eine kleine Blöße; wenn ich nicht weiß, was es bedeutet und was sie will, so ist mein Renommee verloren; nun zieht sie aprioristisch zusammen, nun gestikuliert sie aposteriorisch; nun wiegt sie sich in den Hüften; nun spiegelt sie sich und sieht meine bewundernde Fratze im Spiegel; nun lispelt sie; nun trippelt sie, nun schwebt sie; nun schlürft sie leichtfertig mit dem Fuß; nun sinkt sie leicht in einen Lehnstuhl, während ich ihr demütig ein Flakon präsentiere und mit meiner Anbetung ihre Hitze kühle; nun schlägt sie schelmisch nach mir mit der Hand; nun verliert sie

ihr Taschentuch; ohne eine einzige Bewegung läßt sie sogar den Arm in seiner lose herabhängenden Stellung, während ich mich tief bücke und es aufhebe und es ihr biete, und ich bekomme einen kleinen protegierenden Nick. So benimmt sich eine Dame, die nach der Mode ist, im Laden. Ob Diogenes das Weib, welches in etwas unanständiger Stellung betend dalag, durch seine Bemerkung in Bewegung brachte, ob sie nicht glaube, daß die Götter sie von hinten sehen könnten, weiß ich nicht; aber das weiß ich, wenn ich zu ihrer knieenden Gnaden sagen wollte: Die Falten Ihres Kostüms fallen nicht nach der Mode, so würde sie das mehr fürchten als eine Kränkung der Götter. Wehe der Ausgestoßnen, dem Aschenbrödel, die das nicht versteht. Pro dii immortales, was ist auch ein Weib, wenn sie nicht nach der Mode ist! per deos obsecro, was ist sie nicht, wenn sie nach der Mode ist!

„Ob es wahr ist? Ja, versuch es! Laß den Liebhaber, indem die Geliebte selig an seine Brust sinkt und kaum hörbar flüsternd: Dein für ewig! ihr Haupt an seiner Brust birgt, laß ihn da zu ihr sagen: Süße Katinka, deine Frisur ist gar nicht modern. Vielleicht denken die Männer nicht daran, aber wer es weiß und dafür gilt, daß er es weiß, ist der gefährlichste Mann im Königreich. Welche selige Stunden der Geliebte mit der Geliebten vor der Hochzeit zubringt, weiß ich nicht; aber die seligen Stunden, die sie in meinem Laden zubringt, gehen an seiner Nase vorbei. Ohne meinen Konsens und meine Sanktion ist die Hochzeit ein ungültiger Akt oder doch ein sehr plebejisches Unternehmen. Laß den Augenblick bereits gekommen sein, da sie vor den Altar treten soll, laß sie vortreten mit dem besten Gewissen von der Welt, daß alles bei mir gekauft und vor mir angeprobt ist — wenn ich vorstürzen und sagen wollte: Aber mein Gott, mein gnädiges Fräulein, der Myrtenkranz sitzt ganz verkehrt — so würde vielleicht die Zeremonie ausgesetzt. Aber all solches wissen die Männer

nicht: man muß Modehändler sein, um es zu wissen. Es gehört eine so ungeheure Reflexion dazu, um die Reflexion des Weibes zu kontrollieren, daß nur ein Mann, der sich dafür opfert, es vermag und es auch nur vermag, wenn er ursprünglich begabt ist. Glücklich daher der Mann, der sich nicht mit dem Weibe einläßt! Sie gehört ihm doch nicht, wenn sie auch keinem andern Manne gehört; denn sie gehört jenem Phantom, gebildet aus dem unnatürlichen Umgang der weiblichen Reflexion mit sich selbst: der Mode. Sieh, deshalb sollte ein Weib immer bei der Mode schwören, dann wäre Nachdruck in ihrem Eide; denn die Mode ist doch das einzige, woran sie immer denkt und was sie mit allem zusammen und in alles hinein denken kann. Es ist von meinem Laden in die vornehme Welt die frohe Botschaft für alle Damen ausgegangen, daß die Mode den Gebrauch eines besondern Kopfputzes gebietet, wenn man in die Kirche geht, und daß dieser Kopfputz wieder etwas verschieden sein muß im Vormittags- und im Abendgottesdienst. Wenn da die Glocken läuten, hält die Equipage vor meiner Thür. Ihre Gnaden steigt aus: ich stürze ihr entgegen mit tiefer Verbeugung, führe sie in mein Kabinett; während sie weich vegetiert, bringe ich alles in Ordnung. Sie ist fertig, sie hat sich bespiegelt; hurtig wie ein Bote der Götter eile ich voraus, habe die Kabinettsthür geöffnet und verbeuge mich, eile zur Ladenthür, lege meinen Arm auf die Brust, wie ein morgenländischer Sklave, aber ermuntert durch ein gnädiges Neigen wage ich sogar, ihr einen anbetenden und bewundernden Handkuß zuzuwerfen — sie sitzt im Wagen, sie hat ihr Gesangbuch vergessen, ich eile und reiche es ihr durchs Fenster hinein, erlaube mir noch einmal, sie zu erinnern, den Kopf ein klein wenig rechts zu halten, und selbst etwas daran zu richten, wenn sich der Kopfputz beim Aussteigen etwas verschieben sollte. Sie fährt hin und erbaut sich.

„Ihr glaubt vielleicht, nur vornehme Damen huldigten der

Mode; weit entfernt! Sieh meine Nähjungfern, an deren Toilette ich nichts spare, daß die Dogmen der Mode mit Nachdruck von meinem Laden aus verkündet werden. Sie bilden einen Chor Halbverrückter, und ich selbst als Hoherpriester gehe mit leuchtendem Beispiel voran und vergeude alles, nur um mit Hilfe der Mode jedes Weib lächerlich zu machen. Denn wenn ein Verführer darauf pocht, daß jedes Weibes Tugend käuflich sei für den rechten Käufer, da glaube ich ihm nicht; aber ich glaube, daß jedes Weib in kurzem von der wahnwitzigen und befleckenden Selbstreflexion der Mode fanatisiert werden soll, was sie ganz anders verdirbt, als wenn sie verführt wäre. Ich habe es mehr als einmal versucht. Vermag ich es nicht selbst, so hetze ich ein paar Sklavinnen der Mode aus ihrem Stande auf sie; denn wie man Ratten abrichtet, Ratten zu beißen, so ist der Biß des fanatisierten Weibes wie Tarantelbiß. Und besonders gefährlich ist es, wenn ein Mann dabei nachhilft. Ob ich dem Teufel diene oder Gott, weiß ich nicht; aber ich habe recht, ich will recht haben, ich will es, solange ich einen einzigen Heller besitze, ich will es, so lange, bis das Blut aus meinen Fingern spritzt. Der Physiologe zeichnet die Gestalt eines Weibes, um die verderblichen Folgen des Schnürleibs zu zeigen; daneben zeichnet er die normale Gestalt. Das ist richtig; aber nur das eine hat wirkliche Gültigkeit: sie gehen alle mit dem Schnürleib. Schildre so die elende verkrüppelte Verschrobenheit, beschreibe die schleichende Reflexion, die sie verzehrt, und schildre die weibliche Scham, die am allerwenigsten etwas von sich selbst weiß, mache es gut und du hast zugleich das Weib verurteilt und in Wirklichkeit sie fürchterlich verurteilt. Entdecke ich einmal ein solches Mädchen, die genügsam und demütig nicht durch unanständigen Umgang mit Weibern verderbt ist, sie soll doch fallen. Ich bringe sie in mein Garn: nun steht sie auf dem Opferplatz — in meinem Laden. Mit dem höhnendsten Blick, den vornehme Nonchalance haben

kann, messe ich sie: sie vergeht vor Schreck; ein Lachen vom Nebenzimmer, wo meine abgerichteten Handlanger sitzen, vernichtet sie. Wenn ich sie dann nach der Mode ausstaffiert habe, wenn sie wahnwitziger aussieht als eine Tollhäuslerin, so wahnwitzig wie eine, die auch im Tollhaus nicht aufgenommen werden könnte, da geht sie selig von mir; kein Mensch, auch nicht ein Gott könnte sie erschrecken, denn sie geht ja nach der Mode.

„Versteht ihr mich nun, versteht ihr, warum ich euch Mitverschworne nenne, ob auch von ferne? Versteht ihr nun meine Auffassung des Weibes? Alles im Leben ist eine Modesache. Gottesfurcht ist eine Modesache, und Liebe und Krinolinen und ein Ring durch die Nase. So will ich mit allen Kräften dem erhabnen Genius zu Hilfe kommen, der über das lächerlichste aller Tiere zu lachen begehrt. Hat das Weib alles auf die Mode reduziert, so will ich mit Hilfe der Mode sie bloßstellen, wie sie es verdient hat; ich raste nicht, ich, der Modehändler; meine Seele rast, wenn ich an die Aufgabe denke, sie soll noch mit dem Ring in der Nase gehen. Sucht deshalb keine Liebe, meidet die Liebe wie die gefährlichste Nachbarschaft, denn auch eure Geliebte soll noch mit einem Ring in der Nase gehen."

Darauf redete Johannes, der Verführer, so:

„Höchstgeehrte Trinkgenossen, plagt euch der Satan? Ihr redet ja wie Leichenbitter, eure Augen sind rot von Thränen und nicht vom Wein. Fast rührt ihr auch mich zu Thränen, denn ein unglücklicher Liebhaber genießt eine sehr betrübliche Anstellung im Leben. Hinc illae lacrimae! Ich bin nun ein glücklicher Liebhaber und wünsche bloß, es beständig zu sein. Vielleicht ist das eine Konzession an das Weib, was Viktor so sehr fürchtet? Warum nicht? Es ist eine Konzession. Daß ich den Kork dieser Champagnerflasche löse, ist auch eine Konzession; daß ich den Schaum in den Pokal stürzen lasse, ist auch eine Konzession; daß ich den Pokal an die Lippen führe, ist auch eine Konzession —

nun leere ich ihn — concedo. Nun dagegen ist der Pokal leer, also mache ich keine Konzession. So mit den Mädchen. Wenn ein unglücklicher Liebhaber einen Kuß zu teuer gekauft hat, beweist mir das nur, daß er weder zuzugreifen, noch sich zu wehren weiß. Ich kaufe ihn niemals zu teuer, das überlasse ich den Mädchen. Was er bedeutet? Mir bedeutet er das schönste, das lieblichste, das überredendste und fast überzeugendste argumentum ad hominem; aber da jedes Weib zum mindesten einmal in ihrem Leben diese argumentierende Ursprünglichkeit besitzt, warum sollte ich mich nicht überzeugen lassen? Unser junger Freund will ihn denken. Er kann sich ja einen Konditorkuß kaufen und darauf sehen. Ich will genießen. Kein Schnack. Deshalb heißt es in einem alten Liede vom Kuß: ‚Es ist kaum zu sehn, ist nur für die Lippen, die genau sich verstehn,‘ so genau, daß die Reflexion eine Naseweisheit und eine Thorheit ist. Wer zwanzig Jahr alt nicht faßt, daß es ein kategorischer Imperativ ist: Genieße, der ist ein Narr, und wer nicht zugreift, bleibt ein Betbruder. Aber ihr seid unglückliche Liebhaber, deshalb wollt ihr das Weib umschaffen. Die Götter mögen es hindern. Wie sie ist gefällt sie mir, gerade so wie sie ist. Selbst Konstantins Spaß enthält einen heimlichen Wunsch. Ich dagegen bin galant. Warum nicht? Galanterie kostet nichts und bringt alles und bedingt allen erotischen Genuß. Galanterie ist die Freimaurerei der Sinnlichkeit und der Wollust zwischen Mann und Weib. Sie ist eine Natursprache, wie die Sprache der Liebe überhaupt. Sie besteht nicht aus Lauten, sondern aus vermummten Begehrlichkeiten, die beständig die Rolle tauschen. Daß ein unglücklicher Liebhaber ungalant genug ist, sein Defizit in einen Wechsel auf die Ewigkeit konvertieren zu wollen, verstehe ich wohl. Doch verstehe ich es nicht, denn für mich hat das Weib reichlich Valuta. Das versichre ich jedem Weibe; und es ist Wahrheit und ist gewiß, daß ich der einzige bin, der durch diese Wahrheit nicht betrogen wird. Ob ein geknicktes Weib

weniger wert ist als der Mann, steht nicht in meinem Preiskurant. Ich pflücke nicht gebrochne Blumen, die überlasse ich den Ehemännern, ihren Fastnachtskuchen damit zu schmücken. Ob Eduard z. B. daran denken will, sich wieder in Kordelia zu verlieben oder die Verliebung auswendig zu wiederholen, ist seine Sache; warum sollte ich mich in Dinge mischen, die mich nichts angehen? Was ich von ihr dachte, habe ich ihr zu seiner Zeit erklärt; und in Wahrheit, sie hat mich überzeugt, absolut zufriedenstellend hat sie mich überzeugt, daß meine Galanterie an rechter Stelle war. Concedo. Concessit. Kommt mir eine zweite Kordelia vor Augen, so führe ich den Tanz Nr. 2 auf. Aber ihr seid unglückliche Liebhaber und Verschworne und mehr betrogen als die Mädchen, und das, obschon ihr reichlich begabt seid. Aber die Resolution, die Resolution der Begehrlichkeit ist die Pointe im Dasein. Unser junger Freund bleibt immer draußen. Viktor ist ein Schwärmer; Konstantin hat seinen Verstand zu teuer gekauft; der Modehändler ist ein Rasender. Was kann das helfen? Alle vier um ein Mädchen wird es doch zu Wind. Man habe Schwärmerei genug, um zu idealisieren, Geschmack genug, mit anzustoßen bei dem festlichen Klingen des Genusses, Verstand genug, abzubrechen absolut wie der Tod abbricht, Raserei genug, wieder genießen zu wollen — dann ist man der Götter und der Mädchen Liebling. Doch was hilft es hier zu reden? Ich will nicht Proselyten machen. Hier ist nicht der Ort dazu. Wohl liebe ich Wein, wohl liebe ich den Überfluß des Gastmahls, er ist gut; aber ein Mädchen sei meine Gesellschaft, dann will ich reden. So soll denn Konstantin Dank haben für das Gastmahl und den Wein und das vortreffliche Arrangement; mit den Reden dagegen war es nur mäßig bestellt. Aber damit es so nicht ende, will ich reden zu der Frauen Ehre. Wie der, welcher von der Gottheit reden soll, von der Gottheit inspiriert sein muß, um würdig zu reden, und die Gottheit also selbst lehren muß, was er sagen soll,

so auch mit der Rede von den Frauen. Denn das Weib ist noch weniger als die Gottheit ein Einfall aus dem Hirn des Mannes, ein Traum am Tage, etwas, was man selbst erfindet und worüber man pro et contra disputiert. Nein, man lernt nur von ihr selbst über sie reden. Und um so besser, wenn man von vielen gelernt hat. Das erste Mal lernt man, das zweite Mal ist einem bereits geholfen, wie wenn man bei gelehrten Disputationen die Höflichkeiten des letzten Opponenten gegen den nächsten benutzt. Aber dessenungeachtet ist nichts verloren. Denn sowenig wie ein Kuß ein Mundschmack ist, und so wenig eine Umarmung eine Anstrengung ist, so wenig wird es erschöpft wie ein mathematischer Beweis, der immer derselbe bleibt, wenn man auch andre Buchstaben nimmt. Bei der Liebe und bei dem Weibe ist jede neue ein neuer Beweis, der auf andre Weise die Richtigkeit desselben Satzes darlegt. Meine Freude ist, daß das weibliche Geschlecht keineswegs unvollkommner ist als der Mann; es ist im Gegenteil das vollkommenste. Meine Rede will ich jedoch in eine Mythe kleiden, und es soll mich um der Frauen willen freuen, die ihr so ungerecht gekränkt habt, wenn die Rede eure Seele richtet, indem der Genuß sich zeigt, aber euch flieht wie die Früchte den Tantalus, weil ihr ihn floht und weil ihr die Frauen gekränkt habt. Nur so wird sie gekränkt, wenn sie auch hoch darüber erhaben ist, und jeder wird gestraft, der zu kränken wagt. Ich kränke keine. Das ist nur die Erfindung der Ehemänner und üble Nachrede, da ich im Gegenteil sie vielmehr als der Ehemann anerkenne.

„Ursprünglich war nur ein Geschlecht, so erzählen die Griechen: das des Mannes. Herrlich ausgerüstet war er, daß er den Göttern Ehre macht, so herrlich ausgerüstet, daß es den Göttern erging, wie zuweilen dem Dichter, der all seine Kraft in seinem Werk erschöpft hat: sie wurden mißgünstig auf den Mann. Ja, was schlimmer ist, sie fürchteten von ihm, daß er sich ungern unter ihr Joch beugen möchte; sie fürchteten, ob auch ohne Grund, daß

er sogar den Himmel selbst ins Wanken brächte. So hatten sie eine Kraft heraufbeschworen, die zu bezwingen sie sich kaum zutrauten. Da war Unruhe und Bekümmerung im Rat der Götter. Viel hatten sie verschwendet, um den Menschen zu schaffen, das war hochherzig; nun mußte alles gewagt werden, das war Notwehr; denn alles war aufs Spiel gesetzt, so meinten die Götter; zurücknehmen konnten sie ihn nicht wie ein Dichter seinen Gedanken zurücknimmt. Mit Macht konnte er nicht bezwungen werden, denn dann mußten es ja die Götter selbst thun können, und daran zweifelten sie eben. So mußte er durch eine Macht gefangen und bezwungen werden, die schwächer war als er und doch stärker und stark genug, ihn zu bezwingen. Welche verwunderliche Macht mußte das nicht sein! Doch Not lehrt die Götter sich selbst in Erfindsamkeit übertreffen. Sie suchten und grübelten und fanden. Diese Macht war das Weib, das Wunder der Schöpfung, selbst in der Götter Augen ein größres Wunder als der Mann, eine Entdeckung, für welche sich selbst zu preisen die Götter in ihrer Naivität nicht unterlassen konnten. Was läßt sich mehr zu ihrer Ehre sagen, als daß sie vermögen sollte, was die Götter selbst sich nicht zutrauten, und was läßt sich Größres sagen, als daß sie es vermochte; wie verwunderlich muß sie nicht sein, um das zu vermögen! Es war eine List der Götter. Trugvoll war die Zauberin gebildet; im selben Nu, wie sie den Mann verzaubert hatte, da verwandelte sie sich und verstrickte ihn in alle Weitläufigkeiten der Endlichkeit. Das war es, was die Götter wollten. Aber was kann doch lieblicher, lustiger, verzaubernder sein als das, was die Götter ausdachten zur Rettung ihrer Gewalt, als das Einzige, was den Mann locken könnte! Und wahrlich, es ist so: das Weib ist das Einzige und das Verführerischste im Himmel und auf Erden. Wenn sie so verglichen werden, ist der Mann etwas sehr Unvollkommnes.

Und die List der Götter glückte. Doch glückte sie nicht

immer. Es gab zu allen Zeiten einige Männer, einzelne, die wurden aufmerksam auf den Betrug. Sie sahen wohl ihre Anmut mehr als ein andrer, aber sie ahnten den Zusammenhang. Diese nenne ich die Erotiker und zähle mich selbst zu ihrer Zahl; die Männer nennen sie Verführer, das Weib hat keinen Namen für sie; ein solcher ist für sie unnennbar. Diese Erotiker sind die Glücklichen. Sie leben üppiger als die Götter, denn sie speisen beständig nur, was köstlicher ist als Ambrosia, und trinken, was lieblicher ist als Nektar; sie speisen den verführerischsten Einfall des listigsten Gedankens der Götter; sie essen beständig nur Lockspeise; o Wollust ohnegleichen! o selige Lebensweise! sie essen immer nur Lockspeise und werden niemals gefangen. Die andern Männer greifen zu und essen die Lockspeise wie der Bauer Gurkensalat ißt, und werden gefangen. Nur der Erotiker weiß die Lockspeise zu würdigen und würdigt sie unendlich. Dies ahnt das Weib, deshalb ist ein heimliches Einverständnis zwischen ihm und ihr. Aber er weiß auch, daß es Lockspeise ist; diese Heimlichkeit hat er für sich selbst.

„Daß sich da nichts Verwunderlicheres, nichts Wonnigeres, nichts Verführerischeres denken läßt als ein Weib, dafür bürgen die Götter; und ihre Not, welche die Erfindsamkeit schärfte, bürgt wieder für sie, daß sie alles gewagt haben und bei der Bildung ihres Wesens die Kräfte des Himmels und der Erde bewegten.

„Ich verlasse die Mythe. Der Begriff des Mannes entspricht seiner Idee; man kann einen einzigen Mann denken und braucht nicht mehr. Die Idee des Weibes dagegen erschöpft sich nicht in irgend einem Weibe. Laß die Götter einen Teil vom Manne genommen haben, während er schlief, mit Furcht, ihn zu wecken, wenn sie zu viel nähmen, oder laß die Götter ihn geteilt haben, und das Weib die Hälfte sein; der geteilt wurde, war ja der Mann. Sie ist der Betrug, aber das ist sie erst im andern Augenblick und für den, der betrogen wird; sie ist die Endlichkeit; aber zuerst

ist sie die erstaunliche Unendlichkeit aller göttlichen und menschlichen Illusion. Noch ist da kein Betrug. Aber einen einzigen Augenblick länger, und man ist betrogen. Sie ist die Endlichkeit, so ist sie ein Kollektivum. Das Weib in seiner Mannigfaltigkeit, das versteht nur der Erotiker; deshalb weiß er manche zu lieben, niemals betrogen, sondern all die Wollust einsaugend, welche listige Götter zu bereiten vermochten. Deshalb läßt sich das Weib nicht in einer Formel erschöpfen, sondern ist eine Unendlichkeit von Endlichkeit. Will man ihre Idee denken, so ist man wie der, welcher auf ein Meer von Nebelbildern sieht, die beständig sich bilden, oder wie der, welchen der Anblick der Wogen verwirrt, den Schaummädchen beständig necken; denn ihre Idee ist nur eine Werkstatt der Möglichkeit, und in dem Erotiker ist diese Möglichkeit der ewige Quell der Schwärmerei.

„So bildeten sie die Götter fein und ätherisch wie aus Sommernachtsnebel, und doch voll wie die reife Frucht; leicht wie der Vogel, obschon sie die Anziehungskraft einer Welt in sich trägt; schlank im Wuchs, klar gezeichnet, und doch für das Auge schwellend in den Wellenlinien der Schönheit; vollendet, und doch als würde sie beständig nun erst fertig; kühl, lieblich, erfrischend wie der frisch gefallne Schnee, und doch errötend in stiller Durchsichtigkeit; glücklich wie ein Scherz, der einen alles vergessen läßt; beruhigend wie das Ziel, zu dem das Begehren zieht; befriedigend, indem sie selbst das Begehren anreizt. Und so hatten die Götter die Situation berechnet, daß der Mann bei ihrem Anblick sich verwundern sollte wie der, welcher sich selbst sieht; verwundern wie der, welcher sich im Widerschein der Vollkommenheit sieht; verwundern wie der, welcher sieht, was er nie geahnt, und doch ist, als hätte er notwendig darauf verfallen müssen; sie sieht als notwendig im Dasein, und doch als das Rätsel des Daseins.

„Da die Götter sich so ihre Gestalt gedacht hatten, fürchteten sie selbst, das nicht gestalten zu können; aber was sie noch mehr

fürchteten, war sie selbst. Wie schön sie war, durfte sie selbst nicht zu wissen bekommen, daß sie nicht mitwissend die List vereitle; da wurde die Krone auf das Werk gesetzt. Die Götter bildeten sie fertig; aber dann verbargen sie ihr alles in Unwissenheit der Unschuld und verbargen es noch einmal in der undurchdringlichen Heimlichkeit der Scham. Sie war fertig und der Sieg gewiß. Einladend war sie und gerade, indem sie sich entzieht; nötigend, indem sie flieht; unwiderstehlich, weil sie selbst beständig Widerstand ist. Die Götter jubelten. Und keine Verlockung ist erfunden in der Welt wie das Weib, und keine Verlockung ist so absolut wie die Unschuld, und keine Versuchung so verstrickend wie die Schamhaftigkeit, und kein Betrug so maßlos wie das Weib. Sie weiß nichts, und doch enthält die Schamhaftigkeit eine Naturahnung; sie ist vom Mann geschieden, und die Scheidewand der Schamhaftigkeit scheidet schärfer als Aladdins Schwert, das ihn von Gulnare trennte; und doch vernimmt der Erotiker, der gleich Pyramis sein Haupt an die Scheidewand der Schamhaftigkeit legt, darinnen ferngeahnt alle Lust des Begehrens.

„So versucht das Weib. Die Menschen setzen das Herrlichste als Speise vor die Götter; sie wissen nichts Herrlichers zu bieten. So ist das Weib eine Schaufrucht; die Götter wußten nichts mit ihr zu vergleichen. Sie ist, sie ist da, gegenwärtig, ganz nahe; und ist sie unendlich entfernt, in Schamhaftigkeit verborgen, bis sie selbst ihren Versteck verrät, wodurch, das weiß sie nicht; sie ist es nicht, es ist das Dasein selbst, das ist der listige Angeber. Schelmisch ist sie als Kind im Spiel, da guckt sie hervor aus ihrem Versteck; und doch ist ihre Schelmerei unerklärlich, denn sie weiß selbst nicht davon und ist allezeit rätselvoll: rätselvoll, wenn sie das Auge niederschlägt; rätselvoll, wenn sie den Sendboten des Blicks ausschickt, dem kein Gedanke, noch weniger ein Wort zu folgen vermag. Und doch ist der Blick der Dolmetsch der Seele; wenn aber der Dolmetsch selbst unverständlich spricht, wo ist da

die Erklärung? Ruhig ist sie wie die Stille des Abends, wenn kein Blatt sich rührt; ruhig wie ein Bewußtsein, das noch von nichts weiß; die Bewegung ihres Herzens so regelmäßig, als wäre es nicht da; und doch entdeckt der Erotiker, der richtig horcht, den dithyrambischen Schlag der Lust wie einen unbewußten Nebenton. Sorglos wie der Hauch des Windes, zufrieden wie das tiefe Meer und doch sehnsuchtsvoll, wie das Unerklärte es ist! Meine Freunde! mein Sinn ist besänftigt, unbeschreiblich besänftigt; ich fasse, daß auch mein Leben eine Idee ausdrückt, wenn ihr mich auch nicht versteht! Auch ich habe dem Dasein ein Geheimnis abgelauscht; auch ich diene einem Göttlichen; und gewiß, ich diene nicht umsonst. Wie das Weib ein Betrug der Götter ist, so ist dies der wahre Ausdruck, daß sie verführt werden will; und wie das Weib nicht eine Idee ist, so ist die Wahrheit davon, daß der Erotiker so viele wie möglich lieben will.

„Beim Ehestand dagegen siegen die Götter. Da wandert sie an der Seite des Ehemanns durchs Leben, sieht zuweilen sehnsuchtsvoll zurück, findet sich in ihr Schicksal, bis sie des Lebens Grenze erreicht hat. Sie stirbt, aber sie stirbt nicht in dem Sinne wie der Mann: sie verflüchtigt sich und löst sich auf in jenes Unerklärliche, woraus die Götter sie bildeten; sie verschwindet wie ein Traum, wie eine zeitweilige Erscheinung, deren Zeit vorbei ist. Denn was ist das Weib andres als ein Traum und doch die höchste Wirklichkeit? So versteht sie der Erotiker und führt sie aus der Zeit heraus und läßt sich durch sie führen in die Illusion, wo sie ihr Heim hat. Bei dem Ehemann wird sie zeitlich, und er durch sie.

„Verwunderliche Natur, wenn ich dich nicht bewunderte, würde das Weib es mich lehren, denn sie ist das Venerabile der Natur. Herrlich bildetest du sie; aber noch herrlicher ist, daß du nie die eine wie die andre bildetest. Bei dem Mann kommt es auf das Wesentliche an, und das ist immer dasselbe; bei dem Weibe ist

das Zufällige das Wesentliche und so eine unerschöpfliche Verschiedenheit. Kurz ist ihre Herrlichkeit; aber hurtig ist auch der Schmerz vergessen, als hätte ich ihn gar nicht vernommen, wenn sich dieselbe Herrlichkeit mir wieder bietet. Wohl wahr: auch ich sehe das Unschöne, das sich später zeigen kann; aber so ist sie nicht für mich!"

Die Tafel war aufgehoben. Es bedurfte nur eines Winks von Konstantin; mit militärischer Taktfestigkeit verstanden sich die Teilnehmer, wenn es galt, eine Wendung zu machen. Mit dem unsichtbaren Kommandostab, der in Konstantins Hand elastisch wie eine Wünschelrute war, berührte er sie noch einmal, um in flüchtiger Reminiszenz an das Gastmahl und die Stimmung des Genusses zu erinnern, die durch die Gedankenbewegung der Reden zum Teil überwunden war, damit der verschwundne Ton der Festlichkeit im kurzen Nu des Widerhalls zu den Gästen zurückkehre. Er grüßte zum Abschied mit dem vollen Glas; er leerte es; er warf es gegen die Thür in der Rückwand. Die andern folgten seinem Beispiel und vollbrachten die symbolische Handlung mit der Feierlichkeit des Eingeweihten. Der Lust des Abbruchs geschah so ihr Recht, dieser kaiserlichen Lust, die kürzer wie jede andre doch freimacht wie keine andre. Mit einer Libation muß der Genuß beginnen; aber diese Libation, womit man das Glas in Vernichtung und Vergessen schleudert und sich leidenschaftlich, als wäre man in Lebensgefahr, aus jeder Erinnerung reißt, diese Libation gehört den unterirdischen Göttern. Man bricht ab, und es gehört Kraft dazu, es zu thun, größre Kraft, als einen Knoten zu durchhauen, weil die Schwierigkeit des Knotens Leidenschaft gibt; aber die Leidenschaft, die dazu gehört, abzubrechen, muß man sich selbst geben.

Es war eine symbolische Handlung von Konstantin, da er den Becher fortwarf; und doch wurde dieser Wurf ein ent-

scheidender Schlag; denn bei dem letzten Schlag öffnete sich die Thür, und wie derjenige, welcher vermessen an die Pforte des Todes geklopft hat, wenn sie sich öffnet, die Gewalt der Vernichtung sieht, so sah man jenes Einreißungskorps bereit alles zu vernichten — ein Memento, das in derselben Sekunde die Teilnehmer zu Flüchtlingen machte und in derselben Sekunde bereits die ganze Umgebung gleichsam in eine Ruine verwandelt hatte.

Vor der Thür hielt der Wagen. Auf Konstantins Einladung nahmen sie Platz und fuhren in aufgeräumter Stimmung ab; denn jenes Vernichtungs-Tableau im Hintergrunde hatte ihrer Seele neue Elastizität gegeben. Nach einer Meile wurde gehalten; hier nahm Konstantin als Wirt Abschied, unterrichtete sie davon, daß fünf Wagen zu Dienste standen; jeder konnte seiner Lust folgen, fahren, wohin er wollte, allein oder in Gesellschaft, mit wem er wünschte. So steigt eine Rakete durch des Pulvers Kraft auf in einem einzigen Schuß, steht einen Augenblick still, gesammelt ganz in einem Moment, dann teilt sie sich in alle Winde.

Während angespannt wurde, spazierten die nächtlichen Gäste ein kleines Stück auf dem Wege. Die frische Morgenluft läuterte ihr heißes Blut mit ihrer Kühle. Während sie sich dieser Erfrischung ganz hingaben, machten ihre Gestalten und die Gruppen, welche sie bildeten, auf mich einen phantastischen Eindruck. Denn daß die Morgensonne über Wald und Flur scheint und über jede Kreatur, die in der Nacht Ruhe und Stärke fand jubelnd mit der Sonne aufzustehen, darin ist nur ein wohlthuendes, gegenseitiges Verständnis; aber eine Nachtgesellschaft in lächelnder Naturumgebung bei Morgenbeleuchtung aufgefaßt wirkt fast unheimlich. Man muß an Gespenster denken, die vom Tagesgrauen überrascht sind; an Unterirdische, die den Riß nicht finden, durch welchen sie verschwinden können, weil er nur im Dunkeln sichtbar ist; an Unglückliche, für welche der Unterschied von Tag und Nacht durch die Gleichförmigkeit des Leidens verschwunden ist. —

Ein Fußsteg führte sie über eine kleine Wiese zu einem eingehegten Garten, in welchem sich ein bescheidner Landsitz barg und verriet. Am Ende des Gartens nach der Wiese hin lag eine Laube von Bäumen gebildet. Als sie merkten, daß jemand in der Laube war, wurden sie alle neugierig, und mit dem spähenden Blick des Beobachters umschlossen die Belagerer jenen freundlichen Versteck, selbst verborgen und gespannt wie Polizisten, die überlisten wollen. Wie Polizisten — nun, das versteht sich: ihr Äußeres machte eine Verwechselung möglich, daß Polizeibeamte sie suchen konnten. Jeder hatte seinen Platz eingenommen, um hineinzugucken; da zieht sich Viktor einen Schritt zurück und sagt zu seinem Nachbar: I mein Gott, das ist ja Assessor Wilhelm und seine Frau!

Sie wurden überrascht — nicht jene beiden, die das Laub verbarg, jene beiden Glücklichen, die allzuvertieft in häusliche Lust waren, um Beobachter zu sein, allzusicher, um sich als Gegenstand für jemandes Aufmerksamkeit zu fühlen außer der Morgensonne, die mit Behagen zu ihnen hineinsah, während ein leiser Lufthauch die Zweige wiegte, und ländliche Ruhe ihren Frieden um sie und das kleine Lusthaus breitete. Das glückliche Ehepaar wurde nicht überrascht und bemerkte nichts. Daß es Eheleute waren, war klar genug; das sah man gleich, ach, wenn man in Verwandtschaft mit einem Beobachter ist. Selbst wenn nichts, nichts in der weiten Welt, nichts Offenbares und nichts Verborgnes das Glück der Liebenden stören will, sie sind doch nicht so sicher, wenn sie beieinander sitzen; selig sind sie, und doch ist es, als wäre da eine Macht, die sie trennen will, so daß sie sich fest umschlungen halten, als wäre ein Feind da, gegen welchen sie sich wehren; und es ist, als könnten sie niemals hinlänglich Versicherung erhalten. Nicht so bei den Eheleuten und nicht so bei jenem Ehepaar in der Laube. Wie lange sie verheiratet waren, ließ sich dagegen nicht mit Bestimmtheit angeben. Die Beschäftigung der

Frau am Theetisch geschah wohl mit geübter Sicherheit, aber doch auch mit so viel fast kindlichem Interesse, als wäre sie eine Neuvermählte in dem Zwischenzustand, wo man noch nicht bestimmt weiß, ob der Ehestand Scherz oder Ernst ist, ob Hausfrau sein ein Werk oder ein Spiel, ein Zeitvertreib ist. Vielleicht war sie doch länger verheiratet, aber besorgte nicht für gewöhnlich den Theetisch; vielleicht that sie es nur hier auf dem Lande, oder vielleicht that sie es nur an diesem Morgen, der möglicherweise eine eigne Bedeutung für sie hatte. Wer kann das entscheiden? Alle Berechnung strandet bis zu einem gewissen Grade an jeder Individualität, die Ursprünglichkeit in ihrer Seele hat, denn diese verhindert die Zeit, ihre Merkzeichen zu setzen. Wenn die Sommersonne in all ihrem Glanz scheint, so denkt man gleich, es müsse das eine oder andre Fest sein, alltäglich kann es wohl nicht so sein, oder daß es das erste Mal sei oder doch eins der ersten Male, denn in der Länge der Zeit lasse es sich nicht wiederholen. So denkt, wer es nur einmal oder das erste Mal sieht; und ich sah die Frau Assessor zum erstenmal; wer es jeden Tag sieht, denkt wohl anders, wenn er anders dasselbe sieht. Doch das bleibt des Assessors Sache. Unsre liebenswürdige Hausfrau war also beschäftigt; sie goß kochendes Wasser in ein Paar Tassen, vermutlich um sie recht zu wärmen; sie leerte sie aus, setzte die Tasse auf ein Präsentierbrett, schenkte den Thee ein, servierte das übrige; nun war sie fertig: war es Scherz oder Ernst? Wer sonst nicht ein Freund von Thee ist, sollte an der Stelle des Assessors gewesen sein; mir schien in diesem Augenblick dieser Trank höchst einladend, und nur die einladende Miene der freundlichen Frau erschien mir noch einladender. Sie hatte bisher vermutlich nicht Zeit gehabt zu sprechen; nun brach sie das Schweigen und indem sie den Thee reichte, sagte sie: „Eile dich nun, Lieber, und trinke, während der Thee warm ist; die Morgenluft ist doch etwas kühl, und es ist da das mindeste, was ich für dich thun kann, daß es

dir etwas behaglich ist.“ „Das mindeste?“ antwortete der Assessor lakonisch. „Ja, oder das meiste, oder das einzige.“ Der Assessor sah sie fragend an, und während er sich den Genuß zubereitete, fuhr sie fort: „Du unterbrachst mich gestern, als ich damit beginnen wollte; aber ich habe wieder darüber nachgedacht, vielmal habe ich daran gedacht, und nun besonders; du weißt wohl, aus welchem Anlaß? Es ist doch gewiß und wahr: Hättest du dich nicht verheiratet, so wärst du etwas ganz andres Großes in der Welt geworden.“ Während die Tasse noch auf dem Brett stand, sog der Assessor den ersten Mundvoll mit sichtbarem Behagen ein, recht erquickt; oder war es vielleicht die Freude über ihre Liebenswürdigkeit? Ich glaube es; sie dagegen schien sich bloß zu freuen, daß es ihm schmeckte. Nun setzte er die Tasse neben sich auf den Tisch, zog eine Zigarre hervor und sagte: „Darf ich sie an deinem Feuerfaß anzünden?“ „Gern,“ antwortete sie und nahm mit einem Theelöffel eine Kohle und brachte sie ihm. Er zündete die Zigarre an, legte den Arm um ihren Leib, während sie sich auf seine Schulter stützte; er wendete den Kopf nach der andern Seite, um den Rauch auszublasen; dann ruhte sein Auge auf ihr mit einer Hingebung, wie sie der Blick aussprechen kann, doch lächelte er; aber dieses Lächeln der Freude hatte einen kleinen Zusatz von wehmütiger Ironie; endlich sagte er: „Glaubst du wirklich, mein Mädchen?“ „Was meinst du?“ antwortete sie. Er schwieg wieder; das Lächeln bekam die Oberhand, während doch die Stimme ganz ernsthaft war: „Dann vergebe ich dir deine frühere Thorheit, da du sie selbst so schnell vergessen hast; denn nach thörichter Weiber Art ist deine Rede — was Großes sollte ich wohl in der Welt geworden sein?“ Die Frau Assessor schien einen Augenblick verlegen bei dieser Wendung; doch hurtig hatte sie sich gesammelt und entwickelte sich nun mit weiblicher Beredsamkeit. Der Assessor sah vor sich hin; er unterbrach sie nicht; aber da sie fortfuhr, begann er mit den Fingern der rechten Hand auf dem Tisch zu

trommeln; er summte eine Melodie; die Worte des Lieds wurden einen Augenblick hörbar. Wie das Muster am Webstuhl sichtbar wird und wieder verschwindet, so schwanden die Worte wieder hin in ein Summen der Melodie des Lieds: Der Mann ging in den Wald hinaus, schnitt ab die weißen Stecken." Nach diesem melodramatischen Vortrag, der Explikation der Frau akkompagniert von dem Summen des Assessors, kam die Replik: „Dir ist wohl", sagte er, „dir ist wohl unbekannt, daß unser dänisches Gesetz dem Mann gestattet, seine Frau zu schlagen? Nur schade, daß das Gesetz nicht angibt, in welchem Fall es gestattet ist." Die Frau lächelte über seine Drohung und fuhr fort: „Aber warum kann ich dich denn niemals ernsthaft bekommen, wenn ich hiervon rede? Du verstehst mich nicht; glaube mir, ich meine es aufrichtig; mir scheint es ein sehr schöner Gedanke zu sein. Ja, wärst du nicht mein Mann geworden, so dürfte ich ihn nicht denken; aber nun habe ich ihn gerade um deinetwillen und um meinetwillen gedacht; und sei nun hübsch ernsthaft um meinetwillen und antworte mir aufrichtig!" „Nein, ernsthaft bekommst du mich nicht und ernsthafte Antwort bekommst du nicht; ich muß entweder über dich lachen oder es dich vergessen machen wie vorhin oder dich prügeln, oder du mußt nicht mehr davon reden, oder auf auf andre Weise dich zum Schweigen bringen. Du siehst, es ist Scherz; darum gibt es so viele Auswege." Er erhob sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, legte ihren Arm in den seinen und verschwand mit ihr in einem Laubgange.

Die Laube war leer; da war nichts weiter zu thun, das feindliche Okkupationskorps zog sich ohne Beute zurück. Keiner schien von dieser Ausbeute vergnügt, doch begnügten sich die andern durch eine boshafte Bemerkung. Man kehrte um und vermißte Viktor. Er war um die Ecke gebogen und am Garten hin zu dem Landhause gekommen. Hier stand die Thür einer Gartenstube nach dem Rasenplatz hin offen; ein Fenster nach dem Wege

hinaus war gleichfalls geöffnet. Vermutlich hatte er etwas gesehen, das seine Aufmerksamkeit weckte. Er springt in das Fenster, und gerade als er wieder herausspringt, stehen die andern dabei, die ihn gesucht hatten; triumphierend hält er ein Papier in seiner Hand und ruft: „Ein Manuskript vom Herrn Assessor! Habe ich sein andres herausgegeben, so ist es nicht mehr als Schuldigkeit, auch dies herauszugeben.“ Er steckte es in die Tasche, oder richtiger, er wollte es in die Tasche stecken, denn als er den Arm umbog und bereits die Hand mit dem Manuskript halb in der Tasche hatte, nahm ich es ihm heimlich weg.

Aber wer bin ich? Keiner fragt danach. Ist es ihm vorher nicht eingefallen, danach zu fragen, so ist mir geholfen, denn nun bin ich über das Schlimmste. Ich bin außerdem der Nachfrage nicht wert, denn ich bin der Geringste von allen; man macht mich ganz verschämt, wenn man nach mir fragt. Ich bin das reine Sein, und deshalb fast weniger als nichts. Ich bin das reine Sein, das überall dabei ist, aber doch nicht bemerkbar, weil ich beständig aufgehoben bin. Ich bin wie der Strich, über welchem das Rechenexempel steht und unter ihm das Fazit; wer kümmert sich um den Strich? Aus mir selbst vermag ich gar nichts, denn selbst die Idee, Viktor das Manuskript wegzunehmen, ist nicht mein eigner Einfall, sondern der Einfall selbst, durch den ich, wie die Diebe sagen, das Manuskript borgte, ist ja von Viktor geborgt. Indem ich nun das Manuskript herausgebe, bin ich wieder gar nichts; denn das Manuskript gehört dem Assessor, und ich als Herausgeber bin nur in meinem Nichts wie eine Nemesis über Viktor, der meinte, einen Anspruch darauf zu haben, es herauszugeben.

Dialektik Hegels (Parodie)

Verschiednes vom Ehestand

und

den Einwendungen dagegen.

Von

einem Ehemann.

Motto: „Der Betrogne ist weiser als der Nichtbetrogne.“

Mein lieber Leser! Falls du nicht Zeit und Gelegenheit haben solltest, ein halbes Dutzend Jahre deines Lebens anzuwenden, um in der Welt umherzureisen und alles zu sehen, was ein Erdumsegler sehen kann; falls du nicht das Zeug und die Gaben haben solltest, um durch mancherlei Übung in fremden Sprachen in die Verschiedenheit der Volksindividualitäten einzudringen, wie diese sich dem Forscher zeigen; falls du nicht darauf bedacht bist, ein neues astronomisches System zu entdecken, das sowohl das kopernikanische wie das ptolemäische verdrängen will, — so verheirate dich; und wenn du Zeit zu dem ersten, Gaben zu dem andern und Gedanken an das letzte hast, so verheirate dich auch. Selbst wenn du nicht den ganzen Erdball zu sehen bekommst oder in vielen Zungen sprichst, oder am Himmel klug würdest: du wirst es nicht bereuen; denn der Ehestand ist und bleibt die wichtigste Entdeckungsreise, die ein Mensch unternimmt; jede andre Erkenntnis des Daseins ist oberflächlich im Vergleich mit der eines Ehemanns; denn er und nur er hat sich recht in das Dasein vertieft. Wohl ist es wahr, kein Dichter wird von dir sagen können, was der Dichter von dem verschlagnen Ulysses sagt, daß er vieler Menschen Städte sah und ihren Sinn kennen lernte; aber die Frage ist, ob er nicht ebensoviele und ebenso behagliche Dinge zu wissen bekam, wenn er zu Hause bei Penelope blieb. Ist kein andrer der Meinung, so ist es meine Frau; und wenn ich nicht höchlich fehlgreife, ist es jede Frau. Eine solche Majorität ist etwas mehr als eine einfache und um so mehr, da der, welcher die Frauen auf seiner Seite hat, die Männer auch noch mitbekommt. Die Reisegesellschaft auf dieser Expedition ist freilich klein; man hat nicht einen zahlreichen Kreis, wie bei fünf- und zehnjährigen Expeditionen, der übrigens, wohl zu merken, beständig

derselbe bleibt; aber dem Ehestande ist es vorbehalten, auf sehr verwunderliche Art neue Bekanntschaften zu machen; und jeder neue Ankömmling ist hier immer der willkommenste.

Gepriesen sei daher der Ehestand, gepriesen jeder, der zu dessen Ehre spricht; wenn sich ein Anfänger eine Äußerung erlauben darf, so will ich sagen, daß mir gerade das so wunderbar vorkommt, daß sich alles um Unbedeutendes dreht, welches doch das Göttliche im Ehestand durch ein Wunder bedeutungsvoll für den Gläubigen macht. Und all das Unbedeutende hat wieder die Merkwürdigkeit, daß nichts sich vorwegnehmen, nichts durch flüchtigen Anschlag voraus erschöpfen läßt; sondern während der Verstand still steht, und die Phantasie mit der Leimstange läuft, und die Berechnung fehlschlägt, und die Klugheit verzweifelt, geht das eheliche Leben fort und verwandelt sich durch das Wunder von Herrlichkeit zu Herrlichkeit; immer bedeutungsvoller wird das Unbedeutende durch das Wunder — für den Gläubigen. Aber gläubig muß man sein; und ein Ehemann, der nicht Glauben hat, ist der langweiligste Patron, ein wahres Hauskreuz. Es gibt nichts Fatalers, als wenn man in Gesellschaft mit andern ausgeht, um sein Vergnügen an Experimenten und Versuchen in der natürlichen Magie zu haben, und dann ein Querkopf dazwischen ist, der beständig ungläubig ist ohne doch die Kunststücke erklären zu können. Doch in solche Fatalität findet man sich, man geht ja nur selten dahin und kann außerdem von solchem stofflichen Zuschauer den Vorteil haben, daß er gerade mitspielen muß. Gewöhnlich wird der Professor der Magie seiner habhaft, läßt ihn das Licht halten und seine Klugheit uns amüsieren, gleichwie der Esel durch seine Dummheit amüsiert. Aber ein solches Murmeltier von Ehemann müßte wie ein Vatermörder in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen werden. Welche Qual, eine Frau all ihre Liebenswürdigkeit erschöpfen sehen, um ihn zu überzeugen, und ihn, nachdem er die Weihe erhalten, die ihn berechtigt, ein Gläubiger zu sein, nur alles verderben sehen, alles verderben; denn fort mit dem Scherz: der Ehestand ist doch in so mancher Weise ein Versuch in der natürlichen Magie, und seine Leistungen sind in Wahrheit wunderbar. Es ist widerwärtig einen Geistlichen zu hören, der selbst nicht glaubt, was er sagt; aber es ist noch widerwärtiger, einen Ehemann zu sehen, der nicht glaubt an seinen Stand; es ist empörender,

denn die Zuhörer können den Prediger verlassen, aber eine Frau kann nicht ihren Mann verlassen, kann es nicht, will es nicht, wünscht es nicht — und selbst das kann ihn nicht überzeugen.

Man redet gewöhnlich nur von der Untreue eines Ehemanns, aber ebenso schlimm ist bei ihm der Mangel an Glauben. Glaube ist das eine, was gefordert wird, und der Glaube erlangt alles. Laß nur Verstand, Klugheit und Raffinement aufzählen, ausrechnen, beschreiben, wie ein Ehemann sein muß: es gibt nur eine Eigenschaft, die ihn liebenswürdig macht: das ist Glaube, absoluter Glaube an den Ehestand! Laß nur die Lebenserfahrung genau bestimmen, was für Treue von einem Ehemann gefordert wird, es gibt nur eine Treue, eine Redlichkeit, die in Wahrheit liebenswürdig ist und alles in sich birgt: das ist die Redlichkeit gegen Gott und seine Hausfrau und seinen Stand, die das Wunder nicht leugnen will!

Das ist auch mein Trost, wenn ich vom Ehestand schreiben will; denn während ich auf alle andre Tüchtigkeit verzichte, mache ich nur eins geltend: Überzeugung. Daß ich sie habe, weiß ich bei mir selbst und weiß es mit meiner Frau, was mir von großer Wichtigkeit ist; denn ziemt es sich auch für die Frau, in der Gemeinde zu schweigen und sich nicht mit Wissenschaft und Kunst zu befassen: was über den Ehestand gesagt wird, muß wesentlich so sein, daß es ihren Beifall hat. Sie soll nicht kritisch alles zu würdigen wissen, die Art Reflexion steht ihr nicht an, aber sie soll ein absolutes Veto haben, und ihrem Beifall gebührt, daß er ausreicht. Meine Überzeugung ist meine einzige Berechtigung, und die Garantie für meine Überzeugung ist wieder das Gewicht der Verantwortung, unter welcher mein und jedes Ehemanns Leben liegt. Wohl fühle ich das Gewicht nicht als Last, sondern als Segen! Wohl fühle ich nicht das Band als bindend, sondern als freimachend; aber doch ist da das Band, nein die unzähligen Bande, durch welche ich im Dasein festgeknüpft bin, wie der Baum durch die mannigfachen Fasern der Wurzel.

Gesetzt, alles veränderte sich für mich, großer Gott, wenn das möglich wäre, gesetzt, ich fände mich durch meine Verheiratung gebunden; was wäre dann Laokoons Elend gegen das meine: denn nicht eine und nicht zehn Schlangen können so drücken und sich so beängstend und zusammenpressend um eines Menschen Leib

schlingen, wie das eheliche Leben, das mich hundertfach bindet, und also — mich mit hundert Fesseln binden würde. Sieh, falls dies eine Garantie ist, daß ich, während ich mich froh und zufrieden fühle und ohne Unterlaß für mein irdisches Glück danke, doch auch das Schreckliche ahne, das auf diesem Wege über einen Menschen kommen kann, die Hölle, welche sich baut, der als Ehemann, adscriptus glebae, sich losreißen will, und dabei nur entdeckt, wie unmöglich es beständig ist, wenn er eine Fessel durchhauen will, nur noch elastischere entdeckt, die ihn unauflöslich binden — falls dies eine hinlängliche negative Garantie dafür ist, daß was ich zu sagen habe, nicht haltlose Gedanken sind, in ledigem Augenblick ausgeheckt, nicht sinnreiche Hirngespinste, berechnet andre zu fangen: so verschmähe man nicht, was ich sage. Ich bin durchaus nicht gelehrt, ich mache keinen Anspruch darauf, es würde mich genieren, wenn ich thöricht genug wäre, solches mir beizulegen; ich bin kein Dialektiker, kein Philosoph, sondern ehre nach schwachen Kräften Wissenschaft und alles, was vorzüglich Begabte darlegen, um das Leben zu erklären. Dagegen bin ich Ehemann, und gilt es den Ehestand, so fürchte ich keinen. Ich würde vertrauensvoll und getrost auf dem Katheder stehen, obschon was ich zu sagen habe sich gar nicht für Kathedervortrag eignet; ich disputiere freudig mit aller Welt Dialektikern, mit Satan selbst, er soll mir meine Überzeugung nicht entwinden. Laß spitzfindige Schikaneure alle Einwendungen gegen den Ehestand zusammenhäufen, sie sollen sich wohl geben. Hurtig teilt man sie in zwei Teile: die Einwendungen, die man am besten, wie Hamann sagt, mit Bä! beantwortet, die andern lassen sich schon beantworten. Ich bin sonst etwas empfindlich und kann nicht gut tragen, daß man über mich lacht. Das ist eine Schwachheit, die ich nicht besiegen konnte; aber will jemand über mich lachen, weil ich Ehemann bin, da fürchte ich nichts, in dieser Hinsicht bin ich für Gelächter unverwundbar, in dieser Hinsicht fühle ich einen Mut, der fast mit dem Leben eines armen Assessors kontrastiert, der von seinem Haus zum Gericht und vom Gericht zu seinem Hause geht und mit Dokumenten umgeht. Setze mich in einen Kreis kluger Köpfe, die sich verschworen haben, den Ehestand lächerlich zu machen und das Heilige zu verspotten, rüste sie aus mit allem Witz, spitze ihre spottenden Pfeile mit der Schärfe, welche ein zweideutiges

Verhältnis zum andern Geschlecht wetzt, tauche die Pfeile tief in die Bosheit, die nicht dumm ist, sondern durch teuflische Klugheit gewonnen, — ich fürchte mich nicht. Wo ich auch bin, ob es auch im feurigen Ofen wäre, wenn ich vom Ehestand reden soll, ich merke nichts, es ist ein Engel bei mir, oder richtiger, ich bin fort, ich bin bei ihr, bei ihr, welche ich noch beständig mit dem seligen Beschluß der Jugend liebe, ich, der ich, obschon seit mehreren Jahren Ehemann, noch die Ehre habe unter dem siegreichen Banner der glücklichen ersten Liebe zu streiten, bei ihr, durch welche ich die Bedeutung meines Lebens fühle, daß es eine Bedeutung hat und eine mannigfaltige. Denn was für den Aufrührer Fesseln sind, was für eine Sklavenseele schwere Pflichten sind, sind für mich Titel und Würden, die ich nicht tausche mit der eines Königs der Wenden und Goten, Herzogs zu Schleswig u. s. w. Ob nämlich diese Titel und Würden Bedeutung in einem andern Leben haben, ob sie gleich vielem andern in hundert Jahren vergessen sind, ob es sich denken und näher bestimmen läßt, wie der Gedanke an ein solches Verhältnis ein ewiges Bewußtsein in Erinnerung erfüllt, weiß ich nicht. Ich ehre den König, das thut jeder gute Ehemann, aber ich tausche meine Titel nicht gegen solche. So bin ich für mich; daß jeder andre Ehemann ebenso ist, beschäftigt mich froh, und wahrlich, ob der Einzelne fern oder nahe ist, ich wünsche jedem, daß er ist wie ich.

Siehe, drinnen in meiner Brust trage ich das Ordensband, der Liebe Rosenfesseln; wahrlich, diese Rosen sind nicht verblaßt, wahrlich sie verblassen überhaupt nicht; und verändern sie sich mit den Jahren, so welken sie doch nicht; ist die Rose nicht mehr rot, so ist es, weil sie eine weiße Rose wurde, verwelkt ist sie nicht. Und nun meine Titel und Würden, und was so herrlich dabei ist, daß sie so gleich verteilt sind, denn nur die göttliche Gerechtigkeit des Ehestandes vermag beständig Gleiches für Gleiches zu geben. Was ich durch sie bin, das ist sie durch mich, und keiner von uns ist etwas durch sich selbst, sondern wir sind es in der Vereinigung. Durch sie bin ich Mann, denn nur der Ehemann ist der echte Mann, jeder andre Titel ist nichts dagegen und setzt eigentlich diesen voraus; durch sie bin ich Vater, jede andre Würde ist nur menschliche Erfindung, eine Erdichtung, die in hundert Jahren vergessen ist; durch sie bin ich Familienhaupt,

durch sie des Hauses Schützer, sein Ernährer, der Hüter der Kinder.

Wenn man so viele Würden hat, wird man nicht Schriftsteller, um eine neue Würde zu erlangen. Ich begehre auch nicht, worauf ich keinen Anspruch machen kann; aber ich schreibe, damit wer glücklich ist wie ich, wenn er es liest, an sein eigen Glück erinnert wird, und wer zweifelt, gewonnen werde, wenn er es liest; wäre es nur ein einziger, ich bin doch froh, ich begehre nur wenig, nicht weil ich genügsam bin, sondern weil ich unbeschreiblich zufrieden bin. Wenn man so viele Besorgungen hat und alles so liebe, so schreibt man nach Zeit und Gelegenheit, wünscht, daß wer Gewinn davon haben kann durch das Mangelhafte der Form nicht gestört werde, verbittet sich alle Kritik; denn ein Ehemann, der über die Ehe schreibt, wünscht wohl von allen am wenigsten kritisiert zu werden. Er schreibt, wie es am besten sich trifft, oft abgezogen von seinen lieberen Geschäften. Wenn ich auch nämlich für mehrere etwas als Schriftsteller sein könnte, so ziehe ich weit vor, soviel als möglich für meine Frau zu sein. Ich bin ihr Mann durch die Ehe, das will sagen, durch die Ehe wurde der Korso für mich geöffnet, die Laufbahn, die mein Rhodus und mein Tanzplatz ist; ich bin ihr Freund; o daß ich es recht wäre in herzlicher Aufrichtigkeit, o daß sie nie einen aufrichtigern ersehnte! Ich bin ihr Ratgeber, o daß meine Weisheit wäre, wie der Wille ist! Ich bin ihr Trost und ihre Ermunterung, zwar noch nicht einberufen, aber wenn ich einmal zu diesem Dienst gerufen werde, daß da meine Stärke wäre, wie mein Sinn ist; ich bin ihr Schuldner, meine Abrechnung ist redlich und die Abrechnung selbst ein gesegnetes Werk; und endlich, das weiß ich, werde ich eine Erinnerung an sie, wenn einmal der Tod uns scheidet, o! daß mein Gedächtnis treu ist, daß es mir alles bewahrt, wenn es verloren ist, eine Leibrente der Erinnerung für die übrigen Tage, daß es mir selbst das Unbedeutendste wiedergäbe, daß ich mit dem Dichter sagte, wenn ich um den heutigen Tag bekümmert bin: et haec meminisse juvat, und wenn ich bekümmert bin für den morgenden Tag: et haec meminisse juvabit. Ach, als Assessor im Gericht muß man manchmal das Schreckliche durchmachen, eines Verbrechers vita ante acta wieder und wieder beschrieben zu lesen, aber vor der vita ante acta einer geliebten

Frau wird man nie gelangweilt und man braucht auch nicht die eingeprägte Genauigkeit, um erinnern zu wollen. Wohl wahr, Lust treibt das Werk und so auch das Werk der Erinnerung; wohl wahr, es klingt verliebt gesagt, daß man im Tode das Bild der Geliebten im treuen Herzen finden wird, aber ehrlich gedacht, wacht bei der Verliebtheit ein Willensentschluß, daß sie nicht wild ins Unendliche läuft. Wohl sagt die Verliebtheit, daß ein Augenblick bei der Geliebten himmlische Seligkeit ist, aber der Ehestand will der Verliebtheit wohl und weiß glücklicherweise besser Bescheid. Gesetzt, die erste schäumende Schwärmerei der Verliebtheit ließe sich nicht so durchführen, so weiß der Ehestand, wie sie sich gerade am besten in Liebe durchführen läßt. Wenn ein Kind, das von seinen Eltern ein Exemplar seines Schulbuchs erhielt, ehe das Jahr um ist, es gleichsam verzehrt hat, ist es ein Zeichen, daß er als Schüler für seinen Eifer und seine Lust zu preisen ist; so mit der Ehe. Der Ehemann, der von Gott im Himmel sein Exemplar empfing, ach, so schön wie eine Gottesgabe es sein kann, und täglich darin liest, jeden Tag in einem langen Leben, und sieh, da es hingelegt wurde, als die Nacht kam und das Lesen aufhören mußte, da war es ebenso schön wie bei dem Empfang: war da diese redliche Vorsicht, mit welcher er liest, nicht ebenso zu preisen, nicht ein ebenso starker Ausdruck der Verliebtheit, wie der stärkste Ausdruck, den sie besitzt?

Nur von dem Ehestand will ich schreiben, irgend einen zu überzeugen ist meine Hoffnung; den zu entfernen, der dagegen spricht, ist meine Absicht. So ist die Ehe nur meine eine Saite, aber sie ist so zusammengesetzt, daß ich, ohne mich der Virtuosität zu trösten, die sonst braucht, wer nur eine Saite hat, mich wohl darf hören lassen, nicht gerade als Künstler vor zahlreichem Publikum, aber auch nicht als wandernder Musikant, der vor der einzelnen Hausthür steht, und keinen von seiner Arbeit ruft, wenn auch seine Musik gefällt, wenn sie zur Arbeit klingt. Ich meine keineswegs, daß unschön sein sollte, was ich kann zu sagen haben. Manches schulde ich meiner Frau, wenn ich auch nicht ganz so mit ihr spreche, wie ich hier schreibe; aber was von ihr kommt hat immer eine gewisse Anmut, die ja die Mitgift des Weibes ist. Oft habe ich mich darüber gewundert. Wie derjenige, welcher nur eine mäßige Hand schreibt, sich wundern muß, wenn er sein Manuskript

von einem kalligraphischen Künstler ausgeführt sieht; wie derjenige, welcher einen zerknitterten Bogen in die Druckerei schickt, es kaum als sein Eigentum anerkennen kann, wenn er einen saubern Reindruck erhält, so ist es auch mir öfter in meinem häuslichen Leben gegangen. Was sich dunkel in ihr bewegt, das drücke ich aus so gut ich kann, da verwundert sie sich, daß es gerade das war, was sie sagen wollte; ich spreche es aus so gut ich kann, da eignet sie es sich an, aber nun kommt die Reihe an mich, wenn ich mit Verwunderung sehe, daß meine Worte eine Durchgeistigung, eine Verinnerlichung, eine Anmut bekommen haben, daß ich mit Recht sagen kann, es sind nicht meine Gedanken. Das Unglück ist, daß dieser anmutige Schmuck der Worte und Gedanken mehr oder minder fast ganz verschwindet, wenn ich sie wiederholen will, und sie sich nicht ausdrücken lassen, so wenig wie ich hier auf dem Papier ihre Stimme beschreiben kann. Indessen ist sie in gewissem Grade Mitverfasser, und eine solche litterarische Firma kommt mir nicht unschön vor, wenn man nur von der Ehe schreiben will. Sie billigt, das weiß ich, daß ich brauche, was ich ihr verdanke; sie vergibt mir, das weiß ich, daß ich gelegentlich eins und das andre von ihr sage, was ich sonst nur in der Einsamkeit aussprechen kann; denn wieviel sie für mich ist, kann ich ja nicht direkt ihr selbst sagen, damit mein Rühmen sie nicht beschwere und vielleicht unser gutes Verständnis beinahe störe. Als anonym und unter sorgfältiger Bewahrung meiner Anonymität habe ich mich ja dagegen gesichert, daß mein häusliches Leben Gegenstand der Neugierde werde, was auch, wie ich hoffe, jedem die Delikatesse verbieten würde.

Gepriesen sei der Ehestand, gepriesen jeder, der zu seiner Ehre spricht! Was ich zu sagen habe, sind nicht neue Entdeckungen; es würde auch bedenklich sein, neue Entdeckungen bei der ältesten Einrichtung der Welt zu machen. Jeder Ehemann weiß dasselbe wie ich. Die Hauptgedanken sind und bleiben dieselben als die Stammbuchstaben; aber während diese unverändert feststehen, kann man seine Freude daran haben, neue Vokale hinzuzusetzen und so zu lesen. Das muß natürlich cum grano salis verstanden werden, und jedenfalls verstehe ich es nicht, wie der boshafte Spötter es meinte, daß Liebe und Ehe dieselben Konsonanten hätten, die Vokale machten den Unterschied, und zwar wie

in einer bekannten Stelle des ersten Buchs Mose, wo erzählt wird, daß Esau den Jakob küßte, und die gelehrten Juden, welche dem Esau diesen Sinn nicht zutrauten, aber auch die Konsonanten nicht verändern durften, bloß andre Punkte setzten, so daß dastand: Er biß ihn. Eine solche Einwendung beantwortet man am besten mit Bä! jede andre Einwendung, und gerade je offner sie mit der Sprache herausrückt, ist willkommen, denn eine konsequente Einwendung ist ein Steckbrief nach der Wahrheit und äußerst gelegen für den, welcher die Erklärung besitzt.

Die Liebe hat doch ihren Gott, wer kennt ihn nicht bei Namen? Wie manche glauben nicht, viel zu gewinnen, wenn sie ihr Verhältnis nach seinem Namen ein erotisches Verhältnis nennen? Eros, das Erotische und alles was dahin gehört hat Anspruch an das Poetische. Die Ehe ist nicht so begünstigt, sie hat nicht so hohe Beziehungen; denn wenn auch gesagt wird, daß Gott die Ehe gestiftet hat, so ist es meist der Prediger oder die Theologie, die es sagt, und er oder sie redet da in ganz anderm Sinn von Gott, als der Dichter thut. Die Folge ist, daß all das Wohlige, das Duftige, das bei Eros ist, verschwindet, denn Eros kann gerade in dem ganz Einzelnen fühlbar werden; der Gedanke an Gott ist dagegen so ernstlich, daß die Liebeslust zu verschwinden scheint, wenn Gott selbst, der Vater der Geister, kopulieren soll, und auf der andern Seite so allgemein, daß man für sich selbst wie ein Nichts verschwindet, während man doch eine Zweckbeziehung zu dem höchsten Sein haben will. Der Überblick, die Durchsichtigkeit, und auf der andern Seite die Schelmerei und das Halbdunkel, das die Liebenden bei Eros finden, kann der Gott des Geistes nicht leicht der Ehe geben. Daß er dabei ist, ist in gewissem Sinn zu viel und gerade deshalb bedeutet seine Gegenwart weniger, als die des Eros, der ganz und ungeteilt nur für die Liebenden da ist. Wenn die königliche Majestät durch einen Kammerherrn Pate steht, kann es vielleicht die Stimmung erhöhen; aber wenn der König selbst kommen wollte, würde es vielleicht Verwirrung bringen; nur erinnre man sich, daß in bezug auf die Ehe kein Standesunterschied ist, welcher eine Klasse Gott näher brächte als

die andre. Die Aufgabe ist auch nicht so leicht, Gott als Gott des Geistes zu denken und ihn dann so in den Ehestand mit hineinzudenken, daß der Gedanke nicht eine so allgemeine Einleitung wird, die gar nicht einführt, und die Vorstellung auch nicht so geistig wird, daß sie im selben Augenblick wiederhinausführt.

Will man sich mit der dichterischen Verklärung der Liebe begnügen, die wesentlich heidnisch ist, denn die Hinführung der Liebe auf eine Gottheit ist nur der schöne scherzhafte Ernst der Unmittelbarkeit, will man dagegen die Ehe für sich selbst sorgen oder sie höchstens so hintennach kommen lassen, so findet man vielleicht keine Schwierigkeit; aber auf die Weise keine Schwierigkeit finden, ist eine schwierige Sache für den, welcher gewohnt ist, zu denken. Eros macht natürlich keinen Anspruch auf Glauben und kann nicht sein Gegenstand werden; dies macht Eros so brauchbar für den Dichter; aber ein Gott des Geistes, der Gegenstand für Geistesglauben ist, ist ja in gewissem Sinn unendlich fern von der einzelnen besondern Verliebtheit. Im Heidentum war ein Gott für die Liebe und keiner für die Ehe; im Christentum ist, wenn ich so sagen darf, ein Gott für die Ehe, keiner für die Liebe. Die Ehe ist nämlich ein höherer Ausdruck für die Liebe. Wird die Sache nicht so angesehen, so verwirrt sich alles, und man bleibt entweder unverheiratet ein Spötter, ein Verführer, ein Eremit, oder die eigne Ehe wird eine Gedankenlosigkeit. Die Schwierigkeit ist, daß, sowie man Gott als Geist denkt, das Verhältnis zu ihm so geistig wird, daß das Sinnlich-Seelische im Menschenwesen, in dem Eros Macht hat, leicht verschwindet, wie wenn man sagen wollte, daß die Ehe, das Heiraten Pflicht ist, und dies ein höherer Ausdruck wäre als Liebe, weil Pflicht ein geistigers Verhältnis sei zu einem Gott, der Geist ist. Heidentum und Unmittelbarkeit: denkt Gott nicht als Geist, aber wenn dies geschieht, ist es schwierig, den Inhalt des Erotischen zu

wahren, daß ihn das Geistige nicht ausbrennt und verzehrt, sondern in ihm brennt ohne ihn zu verzehren. So drohen dem Ehestand Gefahren von zwei Seiten; hat man nicht gläubig ein Verhältnis zu Gott als Geist, spukt das Heidentum als phantastische Reminiszenz im Gehirn, kann man keine Ehe eingehen; und auf der andern Seite, ist man ganz geistig geworden, kann man es auch nicht, auch wenn man verheiratet ist; eine solche Liebschaft oder eine solche Verheiratung ist keine Ehe.

Hatte das Heidentum auch nicht einen Gott für die Ehe, wie es ihn für die Liebe hatte, so ist es doch etwas, woran man sich halten kann, daß Zeus und Hera ein eignes Prädikat als Beschützer der Ehe tragen: τέλειος und τελεία. Den Ausdruck näher zu erklären ist Sache der Philologen; ich verhehle meine Unwissenheit nicht, und wie ich bei mir selbst weiß, daß mir die nötige Gelehrsamkeit fehlt, so maße ich mir auch nicht einen geistigen Falkenblick an, der mich berechtigte, klassische Gelehrsamkeit und klassische Bildung zu verachten, die doch immer die Nahrung der Seele bleibt und ihr ganz anders dienlich ist als der Grünkohl der Projektenmacher über die Forderungen der Zeit. Mir ist es bloß von Wichtigkeit, diese Worte τέλειος und τελεία von den Eheleuten brauchen zu können, Jupiter und Juno lasse ich beiseite, an der Beantwortung der historisch-philologischen Schwierigkeit wünsche ich nicht ein Narr zu werden.

Die Ehe betrachte ich da als das höchste τέλος des individuellen Daseins, sie ist so das höchste Ziel, daß wer außen um sie herumgeht mit einem einzigen Strich das ganze irdische Dasein ausstreicht und nur die Ewigkeit und die Geistesinteressen behält; das ist wohl für den ersten Blick nicht wenig, aber in der Länge der Zeit sehr anstrengend und zugleich in der einen oder andern Weise der Ausdruck für eine unglückliche Existenz. Daß sich das höchste Ziel, wenn man die Ehe so ansieht, deshalb nicht in einer Reihe endlicher Warums erschöpfen läßt,

sieht jeder leicht und braucht nicht ausgeführt zu werden. Das höchste Ziel befaßt stets alle einzelnen Bestimmungen so in sich, daß sie gerade in ihm ihre Bedeutung haben, aber bedeutungslos werden, wenn sie auf eigne Hand gehen wollen; denn ein losgerißner Gedanke, der für sich selbst stehen will, ist komisch und gedankenlos. Dies zur Entfernung von Mißverständnissen. Die Hauptsache ist, daß die Ehe ein τέλος ist, doch nicht für ein Naturstreben, so verstehen es die Mysterien, sondern für Persönlichkeiten. Aber ist sie ein Ziel, nicht etwas Unmittelbares, sondern eine That der Freiheit, so wird die Aufgabe nur durch einen Beschluß verwirklicht. Nun ist das Signal gegeben, alle Einwendungen, die als einsame Figuren in das Soziale sich einschleichen, wenn sie etwas Klugheit haben, werden sich auf diesen Punkt konzentrieren. Ich weiß wohl, daß hier die Schlacht zu liefern ist, das soll nicht vergessen sein, ob ich auch eine kleine Weile es wie vergessen sein lasse, um mich hypothetisch etwas umzusehen.

Die Schwierigkeit ist diese: Liebe oder Verlieben ist gänzlich unmittelbar, die Ehe ist ein Beschluß; doch soll das Verlieben in die Ehe oder in den Beschluß aufgenommen sein: sich heiraten zu wollen. Das will sagen, was das Allerunmittelbarste ist, soll zugleich der freiste Beschluß sein; was in seiner Unmittelbarkeit so unerklärlich ist, daß es einer Gottheit zugeschrieben werden muß, soll zugleich mit Überlegung geschehen und mit einer so erschöpfenden Überlegung, daß sich daraus ein Beschluß ergibt. Und das eine muß nicht auf das andre folgen, der Beschluß nicht nachhinken, sondern es muß auf einmal geschehen, beides zusammen dasein im Augenblick der Entscheidung. Hat die Überlegung den Gedanken nicht erschöpft, so fasse ich keinen Beschluß, ich handle entweder genial oder vermöge eines Einfalls.

Wagt sich der Liebende hinaus, das will sagen, bleibt sein Verlieben nicht bloß ein Sinneszustand, sondern vereint er sich

wirklich mit der Geliebten, aber bloß bewegt und selig geführt von dem Zuge, der ihm als ein Passat erscheint, der ihn unverändert vorwärts führen muß auf dem lichten Wege an der Seite der Geliebten — so ist gar nicht gesagt, daß eine Ehe daraus wird. Die Ehe liegt in einem Beschluß, aber ein Beschluß folgt nicht direkt aus der Unmittelbarkeit der Liebe. Entweder braucht man gar nichts mehr als den Trieb der Liebe, der wie der Kompaß unverrückt auf denselben Punkt zeigt, oder der Beschluß muß von Anfang an da sein. Kommt er später, so kann auch etwas andres geschehen. Die andre Konsequenz der unmittelbaren Liebe, die ebenso nahe liegt, ist die — Verführung. Wer sagt, daß ein Verführer es vom ersten Augenblick an war, nein, er wurde es im nächsten. Wenn die unmittelbare Liebe gefeiert wird, kann man nicht entscheiden, ob ein Ritter oder ein Verführer redet; das entscheidet erst der nächste Augenblick. Bei der Ehe gilt das nicht, denn der Beschluß ist gleich von Anfang an da.

Laß uns Aladdin nehmen; welcher Jüngling mit Wünschen und Begehren in der Seele, welches Mädchen mit Sehnen im Herzen hat wohl Aladdins Befehl an den Geist im vierten Akt (wo er die Ordre zur Hochzeit gibt) gelesen, ohne daß des Dichters Begeisterung und die Glut der Worte entflammten, ja fast entzündeten! Aladdin ist ein Ritter; solche Liebe darzustellen ist sittlich, sagt man. Meine Antwort ist: Nein, sie ist poetisch, und der Dichter hat durch seinen glücklichen Gedanken und den tiefen Reichtum in der Darstellung für ewig bewiesen, daß er absolut Dichter ist. Aladdin ist gänzlich unmittelbar, sein Wunsch ist deshalb gerade so, daß er im nächsten Augenblick ein Dichter werden kann. Das einzige, was ihn beschäftigt, ist jene „geliebte, langersehnte Brautnacht", welche ihm den Besitz Gulnares vergewissert, und dann der Palast, der Hochzeitssaal, die Hochzeit selbst:

Schaffe mir herrliche Hochzeit; die Nacht verwandlen in Tag
Weihrauchduftende Fackeln im weit sich wölbenden Saal!
Wahrsagerinnen im Chor aufführen lustigen Ball
Während uns süß ergötzt Zitherspiel und Gesang!

Aladdin wird fast überwältigt, im Taumel der geahnten Lust ist er hingenommen; nicht ohne ein Zittern in der Stimme fragt er den Geist, ob er es kann, er beschwört ihn aufrichtig zu antworten, und in diesem Wort „aufrichtig" hört man die Angst der Unmittelbarkeit über ihr eignes Stück.

Wodurch Aladdin groß ist, ist sein Wunsch, daß seine Seele Mark hat zu begehren. Und sollte ich in dieser Hinsicht etwas gegen ein Meisterstück einwenden, so wäre es, daß nicht deutlich und stark genug hervortritt, daß Aladdin eine berechtigte Individualität ist, daß wünschen und wünschen können, zu wünschen wagen, dummdreist wünschen, resolut zugreifen, unersättlich begehren eine Genialität ist so groß wie eine andre. Man glaubt es vielleicht nicht, und doch werden in jeder Generation vielleicht nicht zehn Jünglinge geboren, die diesen blinden Mut, diesen Griff in das Unendliche haben. Nimm die zehn weg und gib jedem andern die Vollmacht zu wünschen, sie wird in seiner Hand ein Bettelbrief, er wird weiß an der Nase, wünschen will er wohl, aber das Rechte zu finden! — Das will sagen, er ist ein Pfuscher, kein Genie wie Aladdin, der deshalb der Liebling des Geistes ist, weil er nicht blöde ist.

Groß ist Aladdin; er hält Hochzeit, richtig, aber er verheiratet sich nicht. Wahrlich keiner kann ihm Beßres wünschen oder sich aufrichtiger über ihn freuen als ich; aber wenn ich vermöchte, wie ihm der Dichter den Geist der Lampe gegeben hat, so ihm einen ähnlichen Geist zu geben, wenn ich durch tägliche Fürbitte vermöchte ihm das eine zu schaffen, was ihm nach meiner Meinung fehlt, einen Geist des Beschlusses, der in Kraft und Sammlung der Maßlosigkeit und Ausdehnung des Wunsches entspräche (denn sein Begehren ist ja grenzenlos und brennend gleich

dem Sand der Wüste) — ach! welcher Ehemann könnte Aladdin nicht werden. Nun kann man nichts sagen; meine Feinde dagegen, die Räuber, die auf Beute lauern, nehmen ganz ruhig Aladdin für sich. Der Verführer stärkt seine Seele an Aladdins Unmittelbarkeit, und so verführt er und sagt dann: Aladdin war auch ein Verführer, das weiß ich von sehr zuverlässiger Seite, er wurde es am Morgen nach der Hochzeit. Wenn es nämlich auch nicht gleich der nächste Morgen war, sondern ein paar Jahr später, thut wesentlich nichts zur Sache. Nur der Beschluß könnte für Aladdin bürgen, nicht der Dichter, nicht die Poesie, denn die Poesie kann einen Ehemann nicht brauchen. Die Begeisterung des Dichters ist in Unmittelbarkeit, er ist groß durch seinen Glauben an die Unmittelbarkeit und ihre Kraft hindurchzudringen. Der Ehemann erlaubt sich dagegen einen Zweifel, einen unschuldigen, einen wohlgemeinten, einen liebenswürdigen Zweifel, denn wahrlich er will die Liebe nicht kränken oder fort haben. So gewiß nämlich unmittelbares Verlieben nicht einen Ehemann macht, so gewiß ist eine Heirat ohne Liebe, gleichviel aus welchem Grunde, keine Ehe.

Der unwiderstehliche selige Trieb der Liebe führt wohl in die Arme der Geliebten und vielleicht weiter mit ihr fort, aber zur Ehe kommt man so nicht; denn ist die Vereinigung der Liebenden nicht von Anfang an eine Ehe, so wird sie es niemals. Soll der Beschluß erst nachher kommen, so ist die Idee nicht ausgedrückt. Wohl können die Liebenden glücklich leben, wohl möglich, daß sie sich um die Einwendungen nicht kümmern, die Feinde behalten doch in einer Art recht. Alles dreht sich um die Idealität. Die Ehe muß nicht etwas Fragmentarisches sein, das nach Zeit und Gelegenheit kommt, nachdem sie eine Zeit miteinander gelebt haben, dann behalten die Feinde recht. Sie behalten für sich die Idealität, Idealität im Bösen, dämonische Idealität. Man kann auch leicht an den Einwendungen sehen,

ob sie bloß von einem Schikaneur kommen, oder dämonische Idealität haben. Man kann ganz recht handeln, wenn man sich auf die Einwendungen nicht einlassen, sich von ihnen nicht stören lassen will, aber man muß ein gutes Gewissen haben und einen ungebrochnen Bund mit der Idee. Sich genügen lassen, weil man sich wohlbefindet und glücklich ist, das ist Verlorenheit, wenn dies Glück auf Gedankenlosigkeit, oder Feigheit, oder weltlichem Sinn und elender Vergottung des Daseins ruht. Seinen Bund mit der Idee gerettet haben, selbst wenn man unglücklich wurde, ist ein Himmelreich gegen solche Jämmerlichkeit; das ist auch meine Meinung. Deshalb darf ich reden, ich stecke den Kopf nicht in den Busch, ich darf reden mit den Feinden, nicht bloß mit den Freunden. Ich weiß, daß ich als Ehemann τέλειος bin, aber ich weiß auch, was von einem solchen die Idee fordert. Kein Ablassen, kein Akkordieren, kein gegenseitiges Trösten der Ehemänner, als wäre die Liebe ein vergoldeter Staat, den der Dichter zur Schau stellt, die Ehe die verschlißne Seite, die man nach innen wendet. Nein, offne Fehde, die Idee der Ehe siegt wohl. Demütig vor Gott, unterthänig unter die göttliche Majestät der Liebe erhebe ich stolz mein Haupt und beuge es vor keiner Einwendung.

Im Heidentum setzte man Strafe fest für die Hagestolze und belohnte, die viele Kinder hatten; im Mittelalter war es eine Vollkommenheit, unverheiratet zu sein. Das sind die Extreme. Strafe braucht man nicht zu setzen, denn das Dasein behauptet sich immer selbst und weiß den zu strafen, der sich emanzipieren will; und das ist hier der, welcher nicht heiraten will. Wie der Ehestand ein Beschluß ist, so kann auch nur von dem Gegensatz die Rede sein, wo es ein Beschluß ist, nicht zu wollen. Denn die Zeit verpassen im Suchen nach einem Ideale (als wäre solches Suchen etwas andres als Dummheit oder Vermessenheit) ist eine ideelose Existenz; ebenso auch spröde abweisen und abweisen (als wäre

solche Sprödigkeit etwas andres als der Ausdruck, daß diese Spröde nicht rein ist) und dann keinen bekommen, womit das Dasein dann seinerseits abweist. Erst sagen, daß vor solcher Albernheit die Ehe den absoluten Vorzug hat, ist fast schon eine Kränkung des Ehestands. Nur ein entgegengesetzter Beschluß kann überhaupt in Frage kommen. Der Beschluß zu heiraten ist ein positiver Beschluß und eigentlich der positivste von allen; diese Aufgabe nicht verwirklichen wollen, ist auch ein Beschluß, und keine Menschenexistenz, die nicht Geschwätz sein will, darf das Allgemeine unterlassen außer durch einen Beschluß.

Der Beschluß nicht zu heiraten gibt natürlicherweise eine Idealität und kann mehr Idealität haben als der positive Entschluß, wenn man sich nämlich bloß dazu entschließt, weil die andern es auch gethan haben. Das ist kein Beschluß, und im Vergleich mit solchen Ehen, die nur Nachäffungen sind, hat natürlich der negative Beschluß den Vorzug. Aber doch hat der negative Beschluß nicht solche Idealität wie der positive.

Der positive Beschluß hat den großen Vorteil, daß er das Dasein befestigt und das Individuum in sich selbst beruhigt; der negative hält beständig in Spannung. Der positive Beschluß ist sicher in seinem Resultat, denn das Allgemeine, welches das Positive in ihm ist, verbürgt das Glück, daß es kommen wird, und gibt dem Glück Sicherheit, wenn es gekommen ist. Der negative Beschluß ist immer weit anstrengender, er hat nicht Halt in sich, sondern muß beständig aufrecht erhalten werden. Selbst bei einem glücklichen Resultat bleibt er zweideutig; er ist täuschend wie das Glück im Heidentum, denn das Glück ist erst, wenn es gewesen ist. Das will sagen, erst wenn ich tot bin, kann ich wissen, ob ich glücklich gewesen bin. Mit dem negativen Beschluß hat der einzelne den Streit mit dem Dasein eröffnet, deshalb kann er keinen Augenblick fertig sein, er kann sich nicht Tag

für Tag in den ursprünglichen Grund seines Beschlusses vertiefen wie bei dem positiven Beschluß. Sein Beschluß hält ihn nicht, er muß ihn halten, und wie lange es auch angeht, selbst wenn das Glück ihn begünstigt, selbst wenn das Bedeutungsvolle sich für ihn ergibt, er darf die Möglichkeit nicht leugnen, daß plötzlich alles eine andre Erklärung bekommen kann. Er existiert eigentlich nur hypothetisch oder konjunktivisch; denn eine Hypothese ist niemals fertig, bis sie alle Erscheinungen erklärt hat; auch aus einer unrichtigen Hypothese kann man viel Richtiges herausbekommen, bis die Erscheinung kommt, welche die Hypothese umstößt; bei dem konjunktivischen aber gilt: ja, wenn. Ein positiver Beschluß hat nur eine Anfechtung, die, sich selbst nicht treu zu sein; ein negativer Beschluß hat immer die doppelte Gefahr: sich nicht treu bleiben, darin gleich dem positiven, nur mit dem Unterschiede, daß alle Treue ohne Lohn ist, eine welke Herrlichkeit, unfruchtbar wie das Leben des Hagestolzes; und dann die andre Anfechtung, daß all die Treue, womit man sich treubleibt in seinem negativen Beschluß, zuletzt eine Verirrung ist, die alle Treue mit Reue lohnt. Der positive Beschluß stärkt sich durch Ruhe, steht froh mit der Sonne auf, beginnt froh, wo er aufhörte, und sieht froh alles um sich sprossen, wie ein Ehemann thut, der froh in dem neuen Tage einen neuen Beweis sieht ohne einen Beweis zu brauchen (denn das Positive ist keine Hypothese, die bewiesen werden soll); wer den negativen Beschluß wählt, schläft unruhig in der Nacht, wartet, daß der Schreck plötzlich über ihm stehen soll, daß er falsch wählte, angestrengt wacht er auf, um die öde Heide um sich zu sehen, nie gestärkt, weil er beständig schwebt.

Wahrlich, der Staat braucht keine Strafe für Hagestolze festzusetzen, das Dasein straft den, der würdig ist gestraft zu werden; denn wer keinen Beschluß faßt, ist ein Elender, von dem in traurigem Sinne gilt: Er kommt nicht ins Gericht. Ich rede nicht so, weil ich mißgünstig auf den wäre, der sich nicht ver-

heiraten will — ich bin zu glücklich, um mißgünstig zu sein — aber ich eifre für das Dasein.

Ich wende mich nun zu dem Frühern zurück, daß der Beschluß die Idealität des Menschen ist. Ich will zu entwickeln versuchen, wie dieser Beschluß beschaffen sein muß, um die Persönlichkeit am meisten auszubilden, und erfreue meine Seele daran, zu bedenken, daß gerade so die Ehe ist, welche ich bis auf weiteres als eine Zusammensetzung von Liebe und Beschluß nehme.

Es gibt ein Phantom, das oft genug auf den Beinen ist, wenn es gilt einen Beschluß zu fassen, das ist die Wahrscheinlichkeit — ein Lump, ein Pfuscher, ein Schacherjude, mit dem keine freigeborne Seele sich einläßt, ein Taugenichts der eher müßte ins Zuchthaus gesetzt werden, als kluge Männer und Frauen, da er den Menschen ablockt, was mehr ist als Geld und Geldeswert. Jeder Mensch, der nie weiter kommt, als auf Grund der Wahrscheinlichkeit einen Beschluß zu fassen, der ist verloren für die Idealität, was er auch werden mag. Es gilt deshalb, daß im Beschluß ein Moment ist, welches der geschäftigen Wahrscheinlichkeit imponiert und sie sprachlos macht.

Es gibt ein Gaukelbild, welchem der Beschließende nachrennt, wie der Hund dem Schatten im Wasser, das ist der Ausfall, ein Zeichen der Endlichkeit, ein Blendwerk der Verlorenheit, weh dem, der danach sieht: er ist verloren. Wie der, welcher auf das Kreuz in der Wüste sah, geheilt wurde, wenn er von der Schlange gebissen war, so ist der, welcher auf den Ausfall sieht, gebissen von einer Schlange, verwundet von irdischem Sinn, verloren für Zeit und Ewigkeit. Wenn ein Mensch im Augenblick des Beschlusses nicht so umstrahlt wird von der Klarheit der Gottheit, daß alle Gaukelbilder, gebildet von den Nebeln der Schläfrigkeit, verschwinden, dann ist sein Beschluß nur ein größres oder geringres Falsum — laß ihn sich mit dem Ausfall trösten. Es ist deshalb so sehr wichtig, daß wenn ein Beschluß gefaßt wird, kein

Ausfall bei der Auktion mitzubieten wagt, weil a tout prix gekauft wird.

Dies gilt von jedem Beschluß, wo das Ewige zur Stelle ist und den Kauf abschließt, auch von dem negativen Beschluß, der sich nur gegen die Zeitlichkeit negativ wendet, aber positiv zu dem Ewigen. Doch darin liegt gerade sein Schweben. Bei dem Beschluß zur Ehe dagegen ist die Liebe wie ein Fideikommiß deponiert, und die Liebe hat gerade die Macht, nicht gerade zur Erde niederzuziehen, weit entfernt, aber an der Seite der Geliebten in die Zeit. Das Beschließende ist das Ethische, ist die Freiheit; diese hat der negative Beschluß auch, aber so blank und bar ist die Freiheit gleichsam stumm, hart auszusprechen, und hat überhaupt etwas Hartes in ihrem Wesen. Das Verlieben dagegen setzt gleich Musik dazu, wenn diese Komposition auch eine recht schwierige Passage enthält. Denn ein Brautpaar, das in jenem heiligen Augenblick oder wenn es später daran denkt, nicht findet, daß es in gewissem Sinn thörichte Rede von dem Prediger ist, den Liebenden zu sagen, daß sie einander lieben sollen, und doch in anderm Sinn wieder findet, daß es doch, wenn ich so sagen darf, ganz vortrefflich gesagt ist, solchem Brautpaar fehlt eheliches Gehör. So süß es ist, das Flüstern der Liebe zu vernehmen, diesen teuren Zeugen bei der Hochzeit, ebenso willkommen ist jenes dummdreiste Wort, das spricht, du sollst sie lieben. Wie dithyrambisch ist nicht eine Trauung, wie ist es nicht fast übermütig, daß man sich nicht mit der Liebe begnügt, sondern sie eine Pflicht nennt, was Wunder, daß ein Beschluß, der solcher Ansprache entspricht, wie eine schwierige Rede erscheint. Daß sich die Liebe also nicht begnügt, ihrer selbst sicher zu sein, sondern in ihrer Verwogenheit sich an dem „du sollst" versucht, daß also die Ehe einen Beschluß hat, welcher der einzige Wunsch ist, und eine Pflicht, die der Augen Lust und des Herzens Begehr ist! Frischer Mut daher, dreist gewagt, so hilft die Schwierigkeit selbst, denn sie ist nicht

ein mürrischer Mann, nicht ein Schikaneur, sondern eine Allmacht, die es sehr gut machen will. Während der negative Beschluß einsam macht, und selbst wenn man wirklich groß ist, einen fesselt, nicht an einen Berg, aber in die Zeitlichkeit wie in eine Fessel, so steht der Ehemann, wenn er das Auge öffnet, insofern es in der Ewigkeit des Beschlusses geschlossen war, wieder da, wo er vorher war, ganz auf derselben Stelle, an der Seite der Geliebten, wo er ja am liebsten sein will, fühlt kein Sehnen nach dem Ewigen, denn es ist bei ihm in der Zeit.

Der negative Beschluß lautet bloß auf das Ewige, der positive sowohl auf das Zeitliche als auf das Ewige, und die Menschen sind nun einmal zeitlich und ewig. Die wahre Idealität liegt daher erst in einem Beschluß, der ebenso zeitlich wie ewig ist, der, wenn ich so sagen darf, notiert und kontranotiert ist, eine Vorsicht, die bei Obligationen und den großen Bankscheinen angewendet wird. Der wahre idealisierende Beschluß ist notiert im Himmel und dann ist er kontranotiert in der Zeitlichkeit. Aber nicht bloß dies; wenn das Leben fortgeht, bekommt der Ehemann beständig neue Kontranotierungen, die eine ebenso wertvoll wie die andre. Jeder Ehemann versteht, was ich meine, wie sollte ich es nicht glauben, da er sonst ein Unwürdiger, ein Undankbarer wäre, der widerwillig die äußern Versicherungen als Bürden betrachtete; ein rechtschaffner Ehemann versteht, daß die Ehefrau die Hauptbestätigung ist, und jeder in dem Kreise, der unter den Augen der Ehe aufwächst, eine neue Unterzeichnung ist. O selige Sicherheit! O reicher Mann! O gesicherte Seligkeit, seinen ganzen Reichtum in einer einzigen Obligation zu haben, die nicht verschwinden kann, wie der ewige Beschluß dessen, der sich negativ zu dem Zeitlichen stellt! Der geht mit seinem ewigen Beschluß durch die Zeit, aber er bekommt ihn nie bestätigt, im Gegenteil, wo er hinkommt, wird er protestiert, er ist aus dem Geschlecht ausgestoßen und ob auch von dem Ewigen getröstet, doch fern von

der Freude in Heulen, vielleicht in Zähneknirschen; denn wer in der Ewigkeit nicht das Hochzeitskleid anhat, der wird ausgestoßen, aber das Hochzeitskleid im Erdenleben ist gerade das Hochzeitskleid.

Der wahre idealisierende Beschluß muß ebenso sympathetisch wie autopathisch sein. Aber wer sich negativ entscheidet, hat keine Ableitung für seine Sympathie, die also statt ihn zu erquicken, wenn sie ihren gesegneten Überfluß ergießt und wieder neu sammelt, ihm eine Plage wird, die an seiner Seele zehrt, weil sie sich nicht äußern kann. Erstickt werden ist fürchterlich, aber Sympathie haben und ihr nicht Luft schaffen können ist ebenso fürchterlich. Ich setze nämlich voraus, daß er Sympathie hat, denn sonst ist er nicht der Rede wert. Sympathie haben gehört einem Menschen wesentlich zu, jeder Beschluß, der dies übersieht, ist nicht im höchsten Sinn idealisierend und ist es auch nicht, wenn die Sympathie nicht ihren entsprechenden Ausdruck bekommt. Laß den Hagestolz ein Narr werden, der seine Sympathie an Hunde und Katzen und Narrenstreiche verschwendet; laß den Einsiedler, der negativ wählte, eine edle Seele sein, laß seine Sympathie Aufgaben suchen und finden, die weit größer sind als Frau und Kinder haben — er hat doch nicht Freude davon. Wenn der Tau des Himmels nicht auf das Gras fallen dürfte, wenn er nicht die Freude haben dürfte, die Blumen durch seine Frische erquickt zu sehen, wenn er sich über das weite Meer ausbreiten oder verdampfen müßte, ehe er die Blumen erreichte, wäre das nicht fürchterlich? Wenn die Milch in der Mutterbrust reichlich strömte, aber es wäre kein Kind da; wenn die verlorne so köstlich wäre wie die der Juno, nach der die Milchstraße heißt, — ach wie schwer! Und so ist es mit dem Menschen, dessen Sympathie keine Hausfrau sehen darf in den gesegneten Garten der Sympathie gepflanzt, grünen wie ein Baum, nicht sehen darf den Baum blühen und seine Frucht tragen, die unter der Fürsorge der Sympathie reift!

Unglücklich der Mensch, der diesen Ausdruck für seine Sympathie nicht hat, nicht den noch herrlicheren, daß dies alles seine Schuldigkeit ist. Dieser Widerspruch ist die seligste Lust der Sympathie, eine Seligkeit, über die sie gleichsam den Verstand verliert vor Freude. Laß einen Unglücklichen, der nicht durch den Beschluß der Ehe im Einverständnis mit dem Zeitlichen ist, laß ihn Kranke pflegen, Hungrige speisen, Nackte kleiden, laß ihn Sterbende trösten, ich preise ihn, er hat seinen Lohn nicht dahin, aber er ist auch nicht in göttlichem Unverstand ein unnützer Knecht, seine Sympathie sucht beständig ihren tiefsten Ausdruck, aber findet ihn nicht, sie sucht ihn weit umher, wie ja seine Fürsorge von Haus zu Haus wandert, während der Ehemann die Gelegenheit in seinem Haus, seinem Heim findet, wo es ihm eine Seligkeit ist alles zu thun und noch größre Seligkeit, daß er ohne Verdienst ist und bleibt.

Der wahre idealisierende Beschluß muß ebenso konkret sein, wie er abstrakt ist. Aber laß nun einen Beschluß angehen, was es sein mag, es gibt zwischen Himmel und Erde nichts so Konkretes wie die Ehe, nichts so Unerschöpfliches; selbst das Unbedeutendste hat seine Bedeutung, und während die eheliche Verpflichtung eine Lebenszeit umspannt (gleich jener Haut, die Karthagos Umfang einschloß), schließt sie sich ebenso elastisch um den Augenblick und um jeden Augenblick; es ist nichts so stückweis wie die Ehe, und doch gibt es nichts, was weniger ein geteiltes Herz vertrüge, Gott selbst ist nicht so eifersüchtig. Jedes Pflichtverhältnis läßt sich doch annähernd abgrenzen, jede Arbeit, jede Beschäftigung, kurz alles, womit man sonst die Zeit ausfüllt, hat seine Zeit; aber das eheliche Leben entzieht sich jeder solchen Bestimmung. Ja, wehe dem, für welchen es eine Bürde ist; selbst auf Lebenszeit verurteilt sein, gibt keine hinlängliche Vorstellung von seinem Strafleiden, denn dies ist ein abstrakter Ausdruck, aber ein solcher ehelicher Verbrecher fühlt jeden Tag das Fürchterliche, daß er auf

Lebenszeit verurteilt ist. — Wer sich nicht verheiraten will, verschmäht also den am meisten idealisierenden Entschluß. Außerdem ist es eigentlich Inkonsequenz, wenn man sich nicht verheiraten will, doch irgend ein positives Ziel in der Zeitlichkeit suchen. Oder welche Interessen kann der für die Idee des Staates, welche Liebe zu seinem Vaterlande, welchen bürgerlichen Patriotismus bei dem Wohl und Weh des Sozialen haben, der die Ehe nicht will Realität haben lassen? Die Abstraktion ist der erste Ausdruck der Idealität, aber die Konkretion ist ihr wesentlicher Ausdruck. In dem Bewußtsein der Liebe wollen sich die Liebenden einander für ewig angehören, sie wollen alles füreinander sein, und diese ungeheure Abstraktion findet ihren konkreten Ausdruck in dem, was so unbedeutend ist, daß kein Dritter davon träumt. Der höchste Ausdruck der Verliebtheit ist, daß sich der Liebhaber vor der Geliebten wie nichts fühlt, und ebenso umgekehrt, denn sich fühlen streitet gegen die Verliebtheit; der Beschluß hat kein Wort, weil das Wort selbst fast zu konkret ist, das Gelübde ist stumm, oder jenes unsterbliche Ja — und diese Abstraktion wird so ausgedrückt, daß wenn alle Schnellschreiber sich vereinten, sie doch nicht vermöchten zu beschreiben, was in acht Tagen sich in einer Ehe zuträgt. — Dies ist das eheliche Glück; ich meine es nicht so, wie wenn man von einem einzelnen glücklichen Paar redet, nein, dies ist das Glück Ehemann zu sein. Denn welches Leben ist glücklicher als dessen, für den alles Bedeutung hat, wie sollte die Zeit dem lang werden, für den der Augenblick Bedeutung hat? Und ist das Glück nicht gesichert? denn es sagt ja ein altes Wort, daß Ehestand ist Wehestand, und so verkündet ja der Ehestand sich selbst: wie sicher muß er doch seiner selbst sein, daß er die Menschen einladen kann, es zu versuchen? Gibt es ein andres Verhältnis im Leben, das so beginnt? Ach, jeder andre Beginn ist schmeichelnd genug und verschweigt die Beschwerden. Figaro sagt zur Gräfin, um das Billet zu entschuldigen, das er dem

Grafen sandte: sie sei die einzige Dame im Königreich, gegen die er sich solches mit Sicherheit erlauben dürfe; so, glaube ich, ist der Ehestand das einzige, das mit Sicherheit von sich selbst sagen darf, es sei eine Plage; bei allem andern wäre es eine Unvorsichtigkeit, so etwas von sich merken zu lassen.

Der wahre idealisierende Beschluß muß ebenso dialektisch sein in Richtung auf Freiheit wie auf die Schickung. Ohne Wagen wird kein Beschluß gefaßt; je abstrakter er aber ist, desto weniger hat er sich mit der Schickung auseinandergesetzt: das gibt eine gewisse Unwahrheit, macht leicht stolz, hoffärtig, unmenschlich, gerade weil das Eingreifen der Schickung als außerrechtlich angesehen wird. Je konkreter der Beschluß ist, desto mehr nimmt er Rücksicht auf die Schickung. Dies gibt eine Idealität der Demut, der Sanftmut, der Dankbarkeit. Aber ein Ehemann, der es mit Leib und Seele ist, er wagt wohl am meisten. Wenn er sich mit der Geliebten hinauswagt, was kann nicht alles geschehen? Er weiß es nicht; wenn er sich dieser Erwägung hingeben wollte, müßte wohl sein Haar in einer Nacht grau werden; er weiß es nicht; aber das weiß er, er kann alles verlieren. Entziehen kann er sich nicht, denn der Beschluß hält ihn da fest, wo die Liebe ihn fesselt, aber unerschrocken auch da, wo die Liebe seufzt. Es gibt ein altes Wort, welches vielleicht etwas in Mißkredit gekommen ist, das thut nichts, das Wort sagt: Was thut man nicht für Frau und Kind? Antwort: Man thut alles, alles. — Was thut man dann gegen die Schickung, wer ergründet ihre Heimlichkeit? Man streckt den Arm aus, man arbeitet, man kämpft, man leidet, ach, da ist nichts, worein man sich nicht findet. Rein äußerlich betrachtet gibt es ja Hunderte und abermals Hunderte, die haben mehr als ein Ehemann gewagt, Reiche und Länder, Millionen darangewagt, Throne und Fürstentümer, Vermögen und Wohlstand verloren, und doch wagt ein Ehemann mehr. Denn der, welcher liebt, wagt mehr als solches, und wer in so

vielfacher Weise liebt, wie es einem Manne möglich ist zu lieben, der wagt am meisten von allen. Nun, es ist wahr, er wagt auch nicht für nichts, nein, Gleiches für Gleiches, er wagt alles für alles, und ist die Ehe durch ihre Verantwortung ein Epos, so ist sie durch ihr Glück ein Idyll.

So ist die Ehe des Lebens und des Daseins schöne Mitte, in ihrer Tiefe ist sie die Offenbarung des Himmlischen. Und das ist jede Ehe, denn nicht bloß das Meer spiegelt den Himmel wider, sondern auch der stille Binnensee, wenn nur das Wasser nicht getrübt ist. Ehemann sein ist die schönste und bedeutungsvollste Aufgabe; wer es nicht wurde, ist ein Unglücklicher, wenn es ihm das Leben nicht gestattete, oder die Liebe ihn nicht besuchte — oder er ist eine bedenkliche Person, die wir später anhalten wollen. Der Ehestand ist die Fülle der Zeit; er ist göttlich, denn die Liebe ist das Wunder, er ist weltlich, denn die Liebe ist die tiefste Mythe der Natur; er ist bürgerlich, denn durch ihn gehört man dem Staat, dem Vaterland, den gemeinsamen Interessen der Mitbürger. Er ist poetisch, unsäglich, wie die Liebe es ist, aber der Beschluß ist der gewissenhafte Übersetzer, der die Schwärmerei in die Wirklichkeit übersetzt, und rechnet so genau, oh, so genau. Die Stimme der Liebe ist „wie der Sang der Feen in den Grotten der Sommernacht"; aber der Beschluß bringt den Ernst der Beständigkeit in das Flüchtige und Verschwindende. Die Liebe ist leicht wie der Tanz über Auen, aber der Beschluß trägt das Müde, bis der Tanz wiederbeginnt. So ist die Ehe; kindlich froh und doch feierlich, weil sie das Wunder beständig vor Augen hat; sie ist bescheiden und in Verborgenheit, doch wohnt Festlichkeit darin; aber wie die Ladenthür des Kaufmanns während des Gottesdienstes geschlossen ist, so ist es die Ehe immer, weil sie beständig Gottesdienst ist; sie ist bekümmert, aber diese Bekümmerung ist nicht unschön, da sie ruht im Verständnis und Gefühl des tiefen Schmerzes im ganzen Dasein, und wer diese

Bekümmerung nicht kennt, ist unschön. Die Ehe ist ernsthaft, aber doch gemildert im Scherz; sie ist demütig und doch mutig, ja ein solcher Mut findet sich nur im Ehestand, weil er gebildet ist von des Mannes Kraft und des Weibes Schwachheit und verjüngt durch der Kinder Sorglosigkeit; sie ist treu, wahrlich, wenn die Ehe nicht treu wäre, wo wäre da Treue! Sie ist sicher, beruhigt, heimisch im Dasein, keine Gefahr ist eine wirkliche Gefahr sondern nur Anfechtung. Sie ist genügsam, sie weiß auch viel zu brauchen, aber sie weiß schön zu sein in beschränkten Verhältnissen und nicht minder schön im Überfluß. Sie ist zufriedengestellt und doch erwartungsvoll, die Liebenden sind sich selbst genug und doch nur da für andre. Sie ist alltäglich, ja, was ist so alltäglich wie die Ehe, sie gehört ganz der Zeitlichkeit, und doch klingt die Erinnerung der Ewigkeit darin und vergißt nichts.

Dies mag genug sein von der Ehe; in diesem Augenblick fällt es mir nicht ein mehr sagen zu wollen, ein andermal, vielleicht morgen sage ich mehr, aber „immer dasselbe und von demselben", denn nur Zigeuner und Räuberpack und Kesselflicker haben den Wahlspruch, daß man nie wiederkommen dürfe, wo man einmal gewesen. Doch scheint es mir selbst genug, und nur das eine will ich noch sagen, daß wenn die Ehe auch bloß halb so gut wäre, sie doch in meinen Augen bereits zu preisen wäre, um so mehr, da ich wohl fühle, daß, was ich sagte, nicht eine Lobrede über mich selbst ist, sondern eher ein Gericht. Doch kann man ja auch ein glücklicher Ehemann sein, ohne die Vollkommenheit erreicht zu haben, wenn man diese nur vor Augen hat, und seine Unvollkommenheit demütig fühlt. Hier wollte ich nur den Preis etwas hinaufschrauben; denn wenn man mit Schikaneuren zu thun hat, die alles benutzen, um zu lästern, mit Freibeutern, die schänden und sengen, mit Spionen, die an der Thür lauern, mit Pflastertretern, die von der Straße aus einbrechen wollen, so gebietet man Respekt vor dem Heiligen, und übrigens spielt man

mit ihnen etwas Blindekuh, da man sehr gut weiß, daß sie an der Straßenthür, an der blinden Thür der Ehe stehen und umhertappen, aber auf dem Wege bekommt man nichts von der Ehe zu wissen.

Nun zu den Einwendungen. Kann sie ein Ehemann auch nicht zuspitzen, wie ein Schikaneur, so weiß er doch, wo der Knoten steckt, und weiß für die Ehe Rede zu stehen. Soviel ist inzwischen gewiß, daß jeder, der Einwendungen macht, zu beklagen ist: er hat sich entweder in der Luft verlaufen und sich darauf verhärtet, oder er ist von dem Verstande bethört. Bei jeder Einwendung, welche diesen letzten Grund hat, gilt als erste Antwort jenes Bä! à la Hamann. Man läßt ihn reden, solange er will; dann fragt man, ob er fertig ist, und sagt dann jenes Zauberwort. Wenn man so seine Thür geschlossen hat, dann hat man eine andre Antwort. Der Sophist Gorgias soll von der Tragödie gesagt haben, daß sie ein Betrug ist, wobei der Betrogne gerechter erscheint als der Nichtbetrogne, der Betrogne weiser als der Nichtbetrogne. Diese letzte Bemerkung ist eine ewige Wahrheit und eine richtige Antwort, so oft sich der Verstand in seinen eignen Gedanken verirrt und vor Furcht betrogen zu werden, gerade betrogen wird.

Soll die Einwendung gegen die Ehe von Grund aus gehen, so müßte sie sich gegen das Verlieben wenden, denn das erste soll doch immer das erste sein. Das geschieht seltner. Gewöhnlich nehmen sich die Einwendungen gerade der Liebe an, und ihr verliebter Kuß ist ein wahrer Judaskuß, mit dem sie die Ehe verraten. Die Feinde, welche sich gegen das Verlieben wenden, sind weniger schädlich und gewinnen nur sehr selten Gehör. Sowie sich der Verstand darin versucht, das Verlieben zu denken oder zu erklären, zeigt sich die Lächerlichkeit, was man am besten so ausdrückt, daß der Verstand lächerlich wird. Die Sache bekommt inzwischen ein verschiednes Aussehen, je nachdem der ist, der so redet. Ist es ein verdorbner Mensch, der vielleicht ein ausschweifendes

Leben damit endet, daß er lächerlich machen will, was sich immer seiner profanen Berührung zu entziehen wußte, ob er auch in sogenannter Verliebtheit danach haschte, so ist jede Antwort überflüssig. Annehmbarer ist die Einwendung, wenn sie von einem Jüngling käme, der sich wirklich rein gehalten hätte, aber wie ein zu früh reifes Kind ein Moment in der Seele nicht erlangte, und sein Leben mit Reflexion begann. Solch einer ließe sich in unsrer reflektierten Zeit wohl denken und kann auch in gewissem Sinn bei dem vielen Reden von Reflexion, ihrer Notwendigkeit und ihrer Vergottung als eine berechtigte Individualität angesehen werden. Aber eine solche Individualität ist eine unglückliche. Er ist nämlich wie jene eine Fee, die ihr Schwanenkleid verlor und nun verlassen dasitzt, trotz aller Anstrengung vergebens zu fliegen versucht. Er hat die Unmittelbarkeit verloren, die den Menschen durchs Leben trägt, ohne welche ein Verlieben unmöglich ist; er ist von der Wohlthat der Unmittelbarkeit ausgeschlossen, für die man niemals recht danken kann, da der Wohlthäter sich immer verbirgt.

Wie es traurig ist, das Elend jener einen Fee zu sehen, so ist es auch traurig, die Gedankenanstrengungen eines solchen Menschen zu sehen, gleichviel ob sein Leiden stumm ist oder ob er mit dämonischer Virtuosität im Reflektieren seine Nacktheit mit sinnreichem Wort zu decken weiß.

Alles Verlieben ist ein Wunder; was Wunder da, wenn der Verstand stillsteht, während die Liebenden vor dem heiligen Zeichen des Wunders anbetend niedersinken? Man sollte in dieser Hinsicht beständig über seinen Ausdruck wachen. Es gibt eine Kategorie, die heißt: sich selbst wählen, eine etwas modernisierte griechische Kategorie, die meine Lieblingskategorie ist und über die ganze persönliche Existenz sich ausbreitet, aber die doch niemals auf das Erotische angewendet werden darf, als ob man sich eine Geliebte wählte, denn die Geliebte ist Gottes Gabe. Braucht

man aber jenen Ausdruck, so kann die verfahrne Reflexion gleich sich daran halten. Der Jüngling löst da die Liebe auf in die Frage nach dem Liebenswerten, er soll ja wählen. Armer Bursche, das ist eine Unmöglichkeit, und wer dürfte auch wählen, wer dürfte so in sich vergafft sein, daß er nicht faßte, Gott müsse selbst für ihn werben und daß alle andre Freierei ein thörichter Spaß ist? Ich verbitte mir so zu wählen, ich danke lieber Gott für seine Gabe, er wählt besser, und danken ist seliger. Ich will auch nicht lächerlich werden mit einem sinnlosen kritischen Vortrag über die Geliebte, daß ich sie deshalb liebe und deshalb und endlich deshalb — weil ich sie liebe. Richtig benutzt kann solcher Vortrag für die Liebenden sehr amüsant sein, indem er rein humoristisch den ganzen Gehalt der Liebe in Unbedeutendem ausdrückt, wie wenn der Mann zu seiner Frau sagen wollte, er liebe sie eigentlich deshalb, weil sie blonde Haare habe. Ich gebe Gott, was Gottes ist, und das kommt jedem Menschen zu. Aber man thut das nicht, wenn man ihm den heiligen Tribut der Bewunderung und Verwunderung verweigert. Gerade wenn der Verstand stillsteht, gilt es, Mut und Herz zu haben, um das Wunderbare zu glauben und beständig durch diesen Anblick gestärkt sich zur Wirklichkeit zu wenden, nicht stillsitzen und sie ausgrübeln wollen.

Im Heidentum schrieb man deshalb das Verlieben Eros zu. Da der Beschluß der Ehe das Ethische hinzubringt, so wird jenes halbkokette Hinführen auf eine Gottheit in der Ehe zu dem einfachen religiösen Ausdruck, daß man die Geliebte aus Gottes Hand empfängt. Sobald Gott vor das Bewußtsein tritt, ist das Wunder da, denn anders kann Gott nicht dasein. Die Juden sagten das so, daß wer Gott sah, sterben mußte. Das war nur ein uneigentlicher Ausdruck; der eigentliche und wahre ist, daß man den Verstand verliert, so wie es dem geht, der die Geliebte sieht und, was zugleich geschieht, Gott sieht. Wohl bin ich

Ehemann seit verschiednen Jahren, vielleicht wird man über meine Schwärmerei lachen — man lache! ein Ehemann ist immer verliebt, und sonst wird er nie das Verlieben verstehen.

Der traurige Ritter der Reflexion geht weiter, er will die Synthese der Liebe ergründen. Er merkt nicht, daß eine Decke vor seinen Augen hängt, und daß er wieder vor dem Wunder steht. Gott schafft aus nichts, aber hier thut er, wenn ich so sagen darf, mehr, da er einen Trieb mit aller Schönheit der Liebe umkleidet, so daß die Liebenden nur die Schönheit sehen und um den Trieb unwissend sind. Wer hob den Schleier? Wer wagte es? Die ideale Schönheit ist die verschleierte, und scheint wohl der Mond halb so schön durch den Schleier der Wolken, und träumt wohl der Himmel halb so sehnsuchtsvoll durch den Florvorhang, und lockt wohl das Meer mit seiner halben Durchsichtigkeit halb so stark, wie die Geliebte, wie die Frau durch den Schleier der Scham? Aber was soll ich von dem Mysterium sagen, das mir ein Mysterium war und es ist und bleibt mit den Jahren? Denn ich weiß nicht davon, daß eine Erklärung kommt, ich fasse auch diese abscheuliche Vermessenheit nicht, die glaubt, der Schleier der Natur sei köstlicher als der der Sittlichkeit.

So geht da jener arme Bursche, den die Reflexion, wie immer, an den Bettelstab bringt, immer weiter; seine Schwärmerei macht ihn unglücklicher, sein Reichtum macht ihn ärmer. Er stutzt bei dem, was er die Konsequenzen der Liebe nennt. Und wer stutzt da nicht auch? das ist ja, als stockte der natürliche Gang des Daseins, während Gott schaffend eingreift. O selige Verwunderung! Wer dankt nicht dafür hier Gott zu sehen, daß er nicht in Schwermut sinken muß; wer dankt nicht in Freude über das Dasein, nicht als wäre das Kind ein Wunder von einem Kinde (Eitelkeit, Eitelkeit), sondern es ist ein Wunder, daß ein Kind geboren ist. Wer hier nicht das Wunder sehen will, muß ja, wenn er nicht ganz geistlos ist, wie Thales sagen, daß er keine

Kinder haben wolle aus Liebe zu den Kindern: das schwermütigste Wort (denn danach wäre es ja größre Übelthat oder größres Unglück, einem Menschen das Leben zu geben, als das Leben zu rauben) und der unseligste Selbstwiderspruch!

Das Verlieben ist da als Wunder behauptet, und alles, was mit zu dem Verlieben gehört, gehört mit zu dem Wunder. Das Verlieben ist also etwas Gegebnes; jeder Versuch der Reflexion, wie einschmeichelnd oder wie empörend, wie dummdreist oder wie fade er auch ist, ist ohne weiteres als falsch zu beurteilen. — Die Frage bleibt: Wie kann dies Unmittelbare, das Verlieben zu einer durch Reflexion erlangten Unmittelbarkeit werden? Hier soll die Hauptschlacht geschlagen werden.

Inzwischen will ich erst eine andre Seite der Sache vornehmen. Das Verlieben wird im allgemeinen genug gepriesen. Selbst einem Verführer fehlt nicht die Frechheit da mitzureden. Aber der Augenblick oder die kurze Zeit der Verliebtheit soll da der Höhepunkt des Weibes sein, und deshalb gelte es dann loszulassen. Die Einwendungen nehmen da eine andre Richtung, und die galante einschmeichelnde Anbetung des weiblichen Geschlechts endet mit Kränkung.

Ich bin übrigens in der christlichen Religion erzogen und sowenig ich alle unanständigen Versuche, die Frauen zu emanzipieren, billigen kann, so thöricht erscheinen mir auch alle heidnischen Reminiszenzen. Meine kurze und einfältige Meinung ist, daß das Weib wohl ebensogut wie der Mann ist; und damit Punktum. Jede weitläufige Untersuchung über den Unterschied der Geschlechter oder den Vorzug des einen ist müßiges Gedankenspiel für Müßiggänger und Hagestolze. Ein wohlerzognes Kind kennt man daran, daß es vergnügt mit dem ist, was es bekommt, so kennt man einen wohlerzognen Ehemann daran, daß er froh und dankbar für das ihm Beschiedne ist, mit andern Worten, daß er liebt. Man hört zuweilen einen Ehemann klagen, der Ehe-

stand nehme ihn so viel in Anspruch, wieviel mehr nicht dann, wenn er zugleich unverschämt genug ist, entweder bloß der Kritiker und Rezensent seiner Frau zu sein, der jeden Augenblick des Tages sie mit seinen faden Prätensionen plagt, daß sie so lächeln und so den Rücken halten, so sich neigen, so sich kleiden, die Worte so aussprechen soll, oder der Ehemann und zugleich Kritiker und Rezensent sein will. Als ehelicher Kritiker bin ich ganz Rekrut; ich habe keine leichtfertigen Vorstudien von einer Geckenperiode, die zuweilen mehr vergiftet als man glaubt. Meine Liebesgeschichte ist in gewissem Sinn kurz, ich habe auf mich selbst geachtet und meine Studien getrieben; ich habe die Mädchen nicht auf Bällen und Promenaden, in Theater und Konzerten gemustert, ich habe es nicht leichtfertig gethan und nicht mit dummem Ernst, worin ein heiratssüchtiger Mann sich selbst gefällt, daß es ein außerordentliches Mädchen sein müßte, die für ihn gut genug wäre. So unerfahren lernte ich sie kennen, die nun mein ist; ich habe nie vorher geliebt, und meine Bitte ist, daß ich nie später liebe; aber wenn ich einen Augenblick denke, was mir doch undenkbar ist, daß sie der Tod mir raubte und eine solche Veränderung mit mir geschähe, daß ich abermals könnte zum Ehemann geweiht werden, so bin ich überzeugt, daß mich meine Ehe nicht verdorben oder tauglicher jemacht hat zum Kritisieren, Wählen und Mustern. Was Wunder, daß man so viel thörichte Rede vom Verlieben hört, da bereits dies viele Reden ein Zeichen davon ist, daß die Reflexion überall eindringt, um das stille, bescheidne Leben zu verstören, worin das Verlieben am liebsten seine Wohnung nimmt, weil es in seiner Bescheidenheit der Gottesfurcht so nahe ist.

Insofern sehe ich wohl, daß die Herren Ästhetiker ohne weiteres mich für inkompetent erklären werden, mitzureden, noch mehr, wenn ich nicht verhehle, daß ich, obschon seit acht Jahren Ehemann, doch nicht mit Bestimmtheit weiß, wie meine Frau in

kritischem Sinn aussieht. Lieben ist nicht Kritisieren, und eheliche Treue besteht nicht in ausführlicher Kritik. Diese meine Unwissenheit hat jedoch nicht ganz ihren Grund darin, daß ich ohne Bildung wäre, ich kann auch das Schöne betrachten; aber so betrachte ich ein Bild, eine Statue, nicht eine Hausfrau. Das danke ich zum Teil ihr, denn hätte sie irgendwelche eitle Freude an der kritischen Anbetung eines Kurmachers gefunden, wer weiß, ob ich nicht auch ein Kurmacher geworden wäre und danach wie gewöhnlich ein mürrischer Kritiker und Ehemann. Die Kenner, die mit Schlagworten um sich werfen, kommen mir vor, wie Wechsler im Vorhof des Heiligtums. Und wie es dem, der mit gehobnem Sinn zum Tempel gehen will, widerwärtig sein muß, das Klingen des Geldes zu hören, so widerwärtig ist mir der Lärm der Worte: schlank, voll, schwellend u. s. w. Wenn ich diese Worte bei einem primitiven Dichter lese, bei dem sie der Ursprünglichkeit der Stimmung und der Muttersprache entwachsen, da freut es mich, aber ich profaniere sie nicht, und was meine Frau angeht, so weiß ich heutigentages noch nicht, ob sie schlank ist. Habe ich mich bisher frei davon gehalten, so bin ich vermutlich für mein übriges Leben gerettet; denn nur eines zarten Kindes Dasein macht die Liebe noch schamhafter als sie in sich selbst ist. Das hab' ich oft bedacht und deshalb immer unschön gefunden, wenn ein ältrer Mann, der selbst Kinder hat, sich mit einem ganz jungen Mädchen verheiratet.

Gerade weil meine Liebe mir alles ist, deshalb ist in meinen Augen jede kritische Ausbeute Unsinn. Sollte ich das Frauengeschlecht nach ästhetischer Manier lobpreisen, würde ich es nur humoristisch thun, denn Schlankheit und Schwellen, Braue und Pfeil im Auge konstituiert nicht das Verlieben, noch weniger die Ehe, und nur in der Ehe hat das Verlieben seinen wahren Ausdruck, sonst ist es Verführung oder Liebelei. Es existiert eine kleine Schrift von Hen. Corn. Agrippa ab Nettesheim: De

nobilitate et praecellentia foemini sexus ejusdemque supra virilem eminentia libellus. In dieser kleinen Schrift werden in naivster Weise die sonderbarsten Dinge zur Ehre der Frau gesagt. Daß er bewiesen habe, was er beweisen will, meine ich gerade nicht, obwohl er bona fide redet und wohl auch gutmütig genug ist zu glauben, er habe es bewiesen; dagegen billige ich ganz den Vers, mit dem das Buch endet, der sich alles wortreiche (vaniloquax) Rühmen des Mannes verbittet. Wenn man von dem Glück der Liebe und der Ehe absolut vergewissert ist und dann dieses naive Beweisen liest, das zu jedem Argument ein höchst pathetisches Ergo oder Quod erat demonstrandum fügt, während das eigentliche Pathos jener reiche Gehalt der Vergewisserung ist, so ergibt sich eine rein humoristische Wirkung. Ich will das etwas näher erklären. In der 28. Mai-Gesellschaft hielt ein junger Gelehrter eine Rede, der begeistert für die Naturwissenschaften meinte, jede neue Erfindung, auch die neueste, Seife aus Feuerstein zu machen, führe Gott näher und überzeuge von seiner Güte, Weisheit u. s. w. Soll das ernstlich gemeint sein, so kommt mir die Rede ganz miserabel vor. Anders dagegen wenn einer, der an Glauben ein Millionär ist und „besser" als die Londoner Bank, eine Beweisführung der Reflexion für die Güte Gottes mit diesem Beweis unterbräche: daß man nun sogar im stande wäre, seine Hände in Seife aus Feuerstein zu waschen, und seine Rede etwa endete: Sieh, nun wasche ich meine Hände; wenn das kein Beweis ist, der überführt, so verzweifle ich daran, einen Beweis führen zu können. In jenem kleinen Buch wird als Beweis angeführt, daß auf hebräisch die Frau Eva (Leben) heißt, der Mann Adam (Erde) — ergo! Im Scherz, wenn alles absolut entschieden und zum Zeugnis amtlich und durch Gottes Siegel beglaubigt ist, da ist solches vortrefflich. So auch wenn er als einen andern Beweis anführt, daß eine Frau, die ins Wasser fällt, obenauf schwimmt, der Mann aber untersinkt — ergo! Dieser Beweis

könnte auch auf andre Weise benutzt werden, denn hierdurch bekommt man einen Beitrag zur Erklärung der Thatsache, daß im Mittelalter so viele Hexen verbrannt wurden.

Es sind ein paar Jahre, daß ich das kleine Buch las, aber es amüsierte mich außerordentlich. Die possierlichsten Dinge in Natur- und Sprachwissenschaft kommen auf die naivste Weise vor. Manches hat sich meinem Gedächtnis eingeprägt, und während ich nie zu meiner Frau davon rede, daß sie schlank u. s. w. ist, was ihr mißfallen und mir mißglücken würde, bin ich zuweilen, um es selbst auszusprechen, sehr glücklich in solchen Argumenten und Betrachtungen, die ihr gefallen, vermutlich weil sie gar nichts beweisen und deshalb gerade beweisen, daß unsre Ehe keine weitläufige Kritik braucht und wir glücklich sind. In dieser Hinsicht wundert es mich, daß eigentlich kein Dichter Eheleute im Gespräch darstellt. Geschieht es einmal, und soll es ein glückliches Paar sein, so reden sie meist wie ein Liebespaar. Meist sind sie nur Nebenpersonen und dann schon älter, sie sind Vater und Mutter von den Liebenden, um die es sich handelt. Soll ein Ehepaar dargestellt werden, muß es mindestens unglücklich sein, um in Betracht zu kommen. So verschieden ist es, die Liebe soll glücklich sein und die Gefahr von außen haben; die Ehe muß die Gefahr in sich haben, um poetisch zu werden. Ich sehe das für einen traurigen indirekten Beweis an, daß die Ehe durchaus nicht die Anerkennung genießt, die sie verdient, denn das ist ja als wären Eheleute nicht ebenso poetisch wie Liebesleute. Laß das Liebespaar mit allem Feuer der Liebe reden, wie es dem Jüngling und dem jungen Mädchen gefällt, Eheleute sind auch nicht thöricht. Ich nehme an, daß es ein thörichter Ehemann ist, der durch seine Ehe nicht Humorist wird, im selben Sinn wie der ein thörichter Liebhaber ist, der nicht Dichter wird; und so nehme ich an, daß jeder Ehemann etwas humoristisch wird, einen Anstrich davon bekommt, gleichwie jeder Liebhaber etwas poetisch

wird. In der Verliebtheit hat viel von dem Erotischen eine absolute Bedeutung, in der Ehe wechselt diese absolute Bedeutung mit der humoristischen Auffassung, welche die poetische Aussprache der stillen und zufriednen Sicherheit des ehelichen Lebens ist. Ich will ein Beispiel anführen und hoffe, der Leser wird humoristisch genug sein, das nicht als einen Beweis anzusehen. In Gesellschaft meiner Frau machte ich eine kleine Sommerreise in das südliche Seeland. Wir reisten ganz nach Bequemlichkeit, und da meine Frau wünschte, eine Vorstellung davon zu bekommen, was gewisse Leute nennen auf der Landstraße liegen, kehrten wir in allen möglichen Wirtshäusern ein, übernachteten auch zuweilen in einem solchen und nahmen uns vor allem gute Zeit. Im Kruge hatte man da Gelegenheit sich umzusehen. Nun traf es sich so sonderbar, daß wir in fünf Wirtshäusern hintereinander an der Wand eine Bekanntmachung fanden, die uns also so begleitete, daß es unmöglich war, ihr zu entgehen. Ein bekümmerter Familienvater dankte darin in den verbindlichsten Ausdrücken einem erfahrnen Praktikus, der mit kunstgeübter Hand leicht und ohne jeden Schmerz dem Familienvater mitsamt seiner Familie von einigen schlimmen Leichdornen geholfen und so ihn und die Familie der Gesellschaft wiedergegeben hatte. Das Personal der Familie war spezifiziert, darunter war denn auch eine Tochter, die, da sie einmal gleich Antigone dieser unglücklichen Familie angehörte, von diesem Familienübel auch nicht verschont blieb. Da wir auf drei Stationen diese Benachrichtigung gelesen hatten, was Wunder, daß sie Gegenstand des Gesprächs wurde. Ich meinte nun, es sei taktlos von dem Familienvater, das junge Mädchen zu nennen, denn wenn nun auch bezeugt war, daß sie ganz geheilt war, so mußte es doch einen Freier bedenklich machen, was gar nicht nötig sei, denn Leichdorne könnten zu den Schwachheiten gerechnet werden, die man nach der Hochzeit kennen lernen kann. Ich bitte nun einen Dichter, mir zu antworten, ob das

Motiv zu diesem Gespräch nicht ganz humoristisch ist, aber auch ob es nicht bloß im Munde eines Ehemanns am Platze ist, ein Verliebter würde sich verletzt fühlen, weil diese schlimmen Leichdorne, selbst nachdem sie beseitigt sind, in einer ästhetischen Phantasieanschauung von dem Schönen ganz störend wirken. Ein solcher Scherz würde bei einem Liebhaber unverzeihlich sein. Wenn nun auch das Gespräch durch meine Wenigkeit einfache alltägliche Plauderei blieb, so weiß ich doch, daß es meine Frau amüsierte; es amüsierte sie, daß eine solche Zufälligkeit unter ästhetische Absolutheit gebracht wurde, wie z. B. durch die Frage, ob es nicht ein ausreichender Grund zur Scheidung werden könnte u. s. w. Und wenn da zuweilen in meiner Wohnstube von einem und dem andern Kenner, von einer und der andern kleinen superklugen Jungfrau hochtrabende Diskurse geführt werden, von dem Verlieben und von dem Schlanken, und daß die Liebenden einander recht müssen kennen lernen, um in der Wahl sicher zu werden, daß man Fehlerfreie wählt, so mische ich zuweilen meinen Senf darein, eigentlich für meine Frau und sage: Ja, das ist schwierig, das ist schwierig, so nun mit den Leichdornen, wobei keins sich sichern kann, ob man sie hat oder gehabt hat, oder ob man sie bekommen kann.

Doch genug davon; was das Humoristische trägt, ist gerade die Sicherheit des Ehestandes, die auf das Erlebte gegründet nicht die Unruhe hat wie die erste Seligkeit der Liebe, wenn seine Seligkeit auch durchaus nicht geringer ist. Und wenn ich nun als Ehemann, Ehemann durch acht Jahre, mein Haupt an ihre Schulter lehne, da bin ich nicht Kritiker, der bewundert oder eine irdische Schönheit vermißt; ich bin auch nicht ein schwärmerischer Jüngling, der ihren Busen besingt, aber doch werde ich ebenso tief wie das erste Mal bewegt. Denn ich weiß, was ich wußte und wovon ich mich immer wieder vergewissere, daß in der Brust meiner Frau ein Herz schlägt still und demütig, aber gerade und

gleichmäßig; ich weiß, es schlägt für mich und mein Wohl und für das, was uns beiden gehört; ich weiß, daß seine ruhige weiche Bewegung ununterbrochen ist, ach, während ich mit meinen Geschäften zu thun habe, ach, während ich in dem Mannigfaltigen zerstreut werde; ich weiß, wann und wie ich meine Zuflucht zu ihr nehme, da hat es nicht aufgehört für mich zu schlagen.

So redet jeder Ehemann besser, insofern er ein beßrer Ehemann oder besser begabt ist. Er ist nicht ein liebender Jüngling, sein Ausdruck hat nicht die Leidenschaft des Augenblicks, und welche Kränkung, im Aufflammen eines leidenschaftlichen Augenblicks für solche Liebe zu danken! Er ist wie jener redliche Rentmeister, der seiner Zeit fast verdächtig wurde; denn da wegen eines Betrugs strenge Revisoren auch an seine Thür kamen und seine Bücher forderten, antwortete er: Ich habe keine, ich führe meine Rechnung im Kopf. Wie verdächtig! Aber Ehre dem Kopf des alten Mannes, seine Rechnung war ganz richtig! Ein Ehemann drückt sich vielleicht sogar etwas humoristisch aus, wenn er davon zu seiner Frau spricht, aber dieser Humor, dieses sorglose Danksagen, diese Quittung, nicht auf dem Papier, sondern im Hauptbuch der Erinnerung, beweist gerade, daß seine Rechnung zuverlässig ist, und seine Ehe das tägliche Brot der Überzeugung im Überfluß hat.

Hiermit habe ich bereits angedeutet, in welcher Richtung ich die Schönheit des Weibes suchen will. Ach, selbst redliche Menschen haben zu der Verwechslung beigetragen, nach der leider eine leichtsinnige weibliche Jugend allzu begierig greift, ohne zu bedenken, daß sie zum Verzweifeln ist, daß nämlich die einzige Schönheit eines Mädchens die der ersten Jugend sei, daß sie nur einen Augenblick blüht, daß dies die Zeit der Liebe sei, und man nur einmal liebe. Richtig, man liebt nur einmal, aber die Frau nimmt gerade mit den Jahren an Schönheit zu und nimmt so wenig ab, daß die erste Schönheit vielmehr zweifelhaft ist im Vergleich

mit der spätern. Wer sah wohl ein junges Mädchen, wenn er nicht ein Rasender ist, ohne eine gewisse Wehmut, weil die Gebrechlichkeit des irdischen Lebens sich hier in ihrem stärksten Gegensatz zeigt; Vergänglichkeit flüchtig wie ein Traum und Schönheit hold wie ein Traum. Aber wie hold auch jene erste Schönheit ist, sie ist doch nicht Wahrheit, sie ist eine Hülle, eine Einkleidung, aus der sich erst mit den Jahren vor dem dankbaren Blick des Ehemanns die wahre Schönheit entwickelt. — Betrachte dagegen die Betagte. Du greifst nicht unwillkürlich danach, denn es ist nicht die flüchtige Schönheit, die wie ein Traum verfliegt; nein, setz dich an ihre Seite, betrachte sie näher: sie gehört ganz der Welt mit ihrer mütterlichen Fürsorge, deren geschäftige Zeit nun vorbei ist, und nur die Fürsorge selbst ist zurückgeblieben und schwebt in ihr wie der Engel über der Bundeslade. — Nimm dir nur Zeit, sitze bei ihr; da ist nicht die lüsterne Frucht der Begierde, hüte dich vor jedem vermeßnen Gedanken oder dem Gebrauch der Ausdrücke des Kenners; wenn es in dir braust, da sitze hier, daß du magst beruhigt werden. Du ziehst vielleicht vor, ihrer Gesellschaft zu entgehen; o, selbst wenn das junge Geschlecht, das sie umgibt, unhöflich wäre (so denkt wohl ein Modeherr, der meint sie brauche seine Konversation), nein, verwildert genug wäre, sie allein sitzen zu lassen, sie vermißt nicht ihre Lust, sie fühlt keinen Stachel der Kränkung, sie ist mit dem Dasein versöhnt, und wenn du wieder einmal Drang fühlst nach einem versöhnenden Wort, wenn du Drang fühlst, die Dissonanzen im Leben zu vergessen, so nimm deine Zuflucht zu ihr, sitze würdig bei der Würdigen — und was ist dann das Schönste, die junge Mutter, welche durch die Kraft der Natur gebiert, oder die Betagte, die dich durch ihre Fürsorge wiedergebiert? Oder bist du nicht so übel mitgenommen von der Not der Welt, sitze nur würdig bei der Würdigen, auch ihr Leben ist nicht ohne Melodie, auch dies Alter ist non sine cithara; und nichts ist vergessen von

dem Erlebten, von den verschiednen Zeiten des Lebens klingt alles darin mild zusammen, wenn diese Stimme die Saiten der Erinnerung bewegt. Denn siehe, sie ist zur Vollendung des Lebens gekommen, ja sie ist gleichsam selbst die Vollendung des Lebens, hörbar und sichtbar. So vollendet eines Mannes Leben sich niemals, seine Rechenschaft ist gewöhnlich weitläufiger; eine Hausmutter hat nur kleine Begebenheiten, die täglichen Leiden und die täglichen Freuden, aber deshalb auch dieses Glück; denn ist ein junges Mädchen glücklich, da ist ja die betagte Frau noch glücklicher. Sage, was ist das Schönste: das junge Mädchen mit seinem Glück, oder die Betagte, welche die beste Lobrede über das Dasein ist, da sie die schöne Vollendung des Lebens ist?

Nun verlasse ich die Betagte, deren Gesellschaft ich aber wahrlich nicht fliehe, ich gehe zurück in der Zeit, froh darüber, daß ich mit Gottes Hilfe noch ein gutes Stück vom Leben vor mir habe, aber auch ohne etwas von der Feigheit zu wissen, die sich vor dem Alter fürchtet, oder es für seine Frau fürchtet, denn ich nehme ja an, daß die Frau mit den Jahren schöner wird. Bereits als Mutter ist sie in meinen Augen weit schöner wie als junges Mädchen. Ein junges Mädchen ist doch ein Phantasma, man weiß beinahe nicht, ob sie der Wirklichkeit angehört, oder eine Vision ist. Und das sollte das Höchste sein? Ja, laß die Phantasten das glauben. Als Mutter dagegen gehört sie ganz der Wirklichkeit, und die Mutterliebe ist nicht wie das Sehnen und Ahnen der Jugend, sondern ein unerschöpflicher Quell der Innerlichkeit. Es ist auch nicht so als ob dies alles als eine Möglichkeit in dem jungen Mädchen vorhanden wäre. Selbst wenn es so wäre, eine Möglichkeit ist doch weniger als eine Wirklichkeit, aber es ist nicht so. So wenig wie die Muttermilch in der Brust des jungen Mädchens vorhanden ist, so wenig ist diese Innerlichkeit da. Es ist eine Metamorphose, von welcher der Mann keine Analogie hat. Kann man im Scherz sagen, der Mann sei

erst fertig, wenn er die Weisheitszähne hat, so kann man im Ernst sagen, daß die Entwickelung des Weibes erst fertig ist, wenn sie Mutter ist, da erst ist sie da in all ihrer Schönheit und in ihrer schönen Wirklichkeit. Laß dann jenes besungne, leichte, schelmische, glückliche Mädchen über die Wiese hinspringen, jeden neckend, der sie fangen will, o ja, das freut mich auch anzusehen, aber nun, nun ist sie gefangen, gefesselt, ich habe sie so gewiß nicht gefangen (wozu Tand und eitle Thorheit!), ich fessele sie so gewiß nicht (welch schwache Fessel!), nein, sie hat sich selbst gefangen und sitzt gefesselt an der Wiege; gefesselt, und doch hat sie ja ihre ganze Freiheit, eine grenzenlose Freiheit, mit der sie sich an das Kind bindet; ich bin sicher, sie will in ihrem Nest sterben. — Hier bloß ein Wort im Vorbeigehen. Um so unschuldig wie möglich davon zu sprechen, will ich annehmen, daß es die Vorliebe der Mutter für das Kind war, die den Mann etwas eifersüchtig machte. Na, Herr Gott, diese Eifersucht verwindet sich wohl. Also habe ich das Wort Eifersucht genannt. Das ist eine dunkle Leidenschaft, ein Ungeheuer, „das die Nahrung besudelt, mit der es sich nährt.“ Zorn ist auch eine dunkle Leidenschaft, aber daraus folgt nicht, daß es nicht auch einen edeln Zorn geben kann. Ähnlich ist es mit der Eifersucht. Es gibt auch eine gerechte Indignation der edeln Liebe, die wahrlich beides ist, bekümmert und erzürnt, und vor allem ein normaler Seelenzustand, wenn das Fürchterliche geschehen ist. Ich finde nichts Tadelnswertes darin, im Gegenteil, ich fordre es von dem Ehemann, daß seine Seele auf diese Weise die letzte Ehre erweist: ihr, die ihn kränkte, und ihr, der er auch sozusagen reichlich Bedeutung einräumt, ihn kränken zu können. Ich betrachte diesen Seelenzustand als die ethische Trauer der Liebe um einen Toten. Dagegen weiß ich auch, daß es dämonische Kräfte im Leben gibt, ich weiß, es gibt eine wenig rühmliche Unerschrockenheit, die von einem bösen Geist geplagt lauter Geist sein will und wohl auch die Macht haben

will, kalt und eisig in der kalten Leidenschaft des Witzes zu bleiben, was völlig ebenso verwerflich ist wie das Rasen der Eifersucht. Denn gibt es eine Hölle, deren Glut alles Leben versengt, so gibt es auch eine Hölle, deren Kälte alles Leben tötet.

Aber ich bin auch nicht eifersüchtig auf die Mutter. Das Leben der Frau als Mutter ist eine Wirklichkeit so unendlich reich an Abwechslung, daß meine Liebe genug zu thun hat, um von Tag zu Tag etwas Neues zu entdecken. Die Frau als Mutter hat keine Situation, von der man sagen könnte, sie ist in dieser am schönsten; als Mutter ist sie beständig in solcher Situation, und die Mutterliebe ist weich wie das pure Gold, fügsam in jede Lage und doch ganz. Die Freude des Ehemanns ist täglich neu, sie wird nicht verzehrt, ob er auch davon zehrt; sie ist wie die Nahrung in Walhalla; und lebt er auch nicht davon, so ist es doch gewiß, daß er nicht bloß von Brot lebt, sondern auch von der willigen Bewunderung, mit der er das Thun der Mutter begleitet: er hat in seinem Haus panes et circenses.

Und welche Mannigfaltigkeit von Kollisionen gibt es für die Mutterliebe, und wie schön ist nicht jedesmal die Mutter, wenn ihre verleugnende, aufopfernde Liebe siegreich daraus hervorgeht! Ich rede hier nicht davon, was wohl offenkundig und gegeben ist, daß die Mutter ihr Leben für das Kind opfert; das klingt so hoch, so verliebt und hat nicht das rechte eheliche Gepräge. In kleinen Dingen sieht man sie ebenso gut, ebenso groß, ebenso liebenswert. Wo ich sie sehe, bewundre ich sie, und man sieht sie nicht so selten selbst da, wo man nicht erwartet, sie so zu sehen, auf der Straße zum Beispiel. Das war vor einigen Tagen, ich ging unverdrossen in meinem Amtstrab von dem andern Ende der Stadt zum Gericht, um Recht zu sprechen, die Uhr war etwa halb Zwei. Unwillkürlich fiel mein Blick auf die andre Seite der Straße: da war eine junge Mutter, die mit ihrem kleinen Sohn an der Hand spazieren ging. Diese Person war

wohl etwa zweieinhalb Jahr alt. Die Kleidung der Mutter, ihr Auftreten, schien darauf zu deuten, daß sie von vornehmem Stande war, und insofern wunderte ich mich, daß kein Diener oder Mädchen ihr folgte. Vermutungen bekam ich gleich genug, daß ihr Wagen vielleicht in einer andern Straße hielt, oder einige Häuser weiter, oder daß sie vielleicht in der Nähe wohnte, oder wohl u. s. w.; ich breche meine Vermutungen ab und hoffe, der Leser dankt mir dafür, daß ich mit dem Ersparen energischen und durchgreifenden Ernst mache. Aber im Grunde war es doch auch wunderlich genug. Der Knabe war ein niedliches Kind; wißbegierig fragte er nach allem, stand still und sah und fragte: Was ist das? Schnell setzte ich meine Brille auf, um recht zu sehen und mich recht zu freuen über die liebenswürdige Miene, die weiche Mütterlichkeit, mit welcher sie auf alles einging, die liebevolle Freude, mit welcher sie ihren kleinen Liebling betrachtete. Die Frage des Kindes brachte sie in Verlegenheit — vielleicht hat keiner ihr gesagt, was ein tiefsinniger Weiser sagte, daß mit Kindern reden ein tentamen rigorosum ist, vielleicht hat der Kreis, dem sie anzugehören scheint, sogar die Meinung, es sei keine Kunst, — welche fatale Verlegenheit da, in die Enge zu kommen durch die Frage eines kleinen Knirpses, zumal bei seiner lauten Stimme, welche die Vorbeigehenden einlud hinzuhören, — und die Szene war auf der Östergade! Verlegenheit — die entdeckte ich nicht; die mütterliche Freude war schön in ihrem freundlichen Gesicht zu lesen, und die Situation prägte sie nicht falsch aus. Plötzlich steht der Kleine still und verlangt getragen zu werden. Das war offenbar gegen die Abrede, als sie von Hause gingen, es war ein Bruch der Übereinkunft, sonst wäre das Kindermädchen mitgegangen. Hier war guter Rat teuer — doch nicht bei ihr. Mit der liebenswürdigsten Miene nahm sie ihn auf den Arm und ging gerade aus, ohne eine Quergasse zu suchen. In meinen Augen war das schön und feierlich wie eine Prozession, und fromm schloß

ich mich ihr an. Einer und der andre wendete sich um, sie merkte nichts, sie ging nicht schneller, ganz unverändert, vertieft in ihr mütterliches Glück. Ich habe als Untersuchungsrichter gesessen, ich habe daher eine gewisse Sicherheit Gesichter zu beobachten, aber bei Verlust meines Amtes, da war keine Spur von Geniertheit oder von zurückgedrängtem Zorn, einer aufgehaltnen Ungeduld; da war kein Versuch, das Gesicht eine Reflexion über die fast lächerliche Situation ausdrücken zu lassen. Als ginge sie in ihrem Zimmer mit dem Kleinen auf dem Arme, so ging sie durch die Östergade. Die Mutterliebe will das Leben für das Kind opfern; in dieser Situation kommt sie mir ebenso schön vor. Hat der Kleine vielleicht unrecht gehabt, konnte er vielleicht gut gehen, war es Unart von ihm, so wird ihrer doch nicht zu Hause gedacht sein, und was sollte dann die Veränderung veranlaßt haben, was andres als daß die Mutter auf sich selbst reflektiert hätte? Es gibt vielleicht wenig Kollisionen, in denen selbst zärtliche Eltern leichter fehlgreifen, als wenn das Ganze eine Kleinigkeit ist, aber diese Kleinigkeit sie selbst in Verlegenheit bringt. Hat ein Kind vielleicht etwas linkische Manieren, so lacht man für gewöhnlich darüber und das Kind ahnt nicht, daß es ein Versehen sein sollte; dann ist aber jemand zugegen, und die eitle Mutter will etwas geschmeichelt werden, sieh! das Kind grüßt etwas linkisch, und die Mutter wird zornig — nicht über eine Kleinigkeit, nein aber ihre Reflexion auf sich selbst macht plötzlich das Unbedeutende zu etwas Bedeutendem. Ja, wäre jener kleine Knabe gefallen, hätte er sich gestoßen oder wäre er vielleicht einem Wagen zu nahe gekommen, galt es das Kind mit Lebensgefahr zu retten, so bekam ich wohl die Mutterliebe zu sehen, aber mir ist jene ruhige Äußerung derselben ebenso schön.

Im täglichen Brauch ist die Mutterliebe ebenso schön wie bei den entscheidendsten Anlässen, ja eigentlich ist sie wesentlich schön im täglichen Brauch, weil sie da in ihrem Elemente ist,

ohne einen Impuls oder Kraftzuwachs durch die Katastrophe von außen zu erhalten nur in sich selbst bewegt und durch sich selbst ernährt sich in ihrem eignen ursprünglichen Trieb offenbart, bescheiden und doch allezeit thätig in ihrem liebenswürdigen Werk. Armer Mann, der in die Welt hinausgehen soll, um solches Tausendschön zu suchen, er findet es doch nicht; armer Mann, der höchstens einen Begriff davon hat, daß der Nachbar es hegt; glücklicher Ehemann, der sich recht an seinem Tausendschön zu freuen weiß. Entdeckt er diese Blume auf fremden Grund, diese Blume, die gleichwie jene Prachtpflanze dadurch merkwürdig ist, daß sie in hundert Jahren nur einmal blüht, die noch seltnere Merkwürdigkeit hat, daß sie jeden Tag blüht und sich auch des Nachts nicht schließt — da hat er seine Freude daran, zu Hause zu erzählen, was er draußen gesehen. Gestern erzählte ich meiner Frau eine kleine Begebenheit, die sogar in dem Grade meine Aufmerksamkeit anzog, daß sie mich zu einem unaufmerksamen und zerstreuten Zuhörer bei der Predigt machte, was ich sonst nicht bin. Vielleicht that die junge Mutter, die den Anlaß zu meiner Zerstreuung gab, nicht recht, daß sie ein kleines Kind mit in die Kirche nahm; vielleicht, ich vergebe es ihr, denn es geschah gewiß, um es nicht in ihrer Abwesenheit einem Kindermädchen anzuvertrauen. Das schließe ich daraus, daß sie recht eine Mutter war, die zur Kirche geht, nicht eine Dame, die eine französische Visite abstattet. Man mißverstehe mich nicht, als gäbe die Länge der Zeit, welche man in der Kirche zubringt, den Ausschlag; durchaus nicht, ich glaube auch, daß ein armes Dienstmädchen, das mit Not und Mühe von Hause fortkommt und doch trotz allem Hasten nicht früher kommt, als um den Pastor Amen sagen zu hören, ich glaube, daß sie von ihrem Kirchenbesuch Segen mitnehmen kann; aber wer sonst zu allerlei Dingen reichlich Zeit hat, könnte doch wohl auch Zeit haben, ordentlich zur Kirche zu gehen. Unsre Kirchengängerin kam also recht beizeiten und mit ihr ihre kleine Unruhe; doch bin

ich überzeugt, daß die Predigt und der ganze Gottesdienst keinen andächtigeren Zuhörer und würdigeren Teilnehmer hatte als sie. Sie wurde in einen Kirchenstuhl eingeschlossen, das unberechtigte Mitglied der Gemeinde wurde auf die Bank gesetzt, vermutlich in der Hoffnung, daß es wie ein rechtes Mitglied sitzen sollte. Doch diese Anforderung schien dem Kleinen nicht klar geworden zu sein. Die Mutter neigte den Kopf, hielt das Taschentuch vor die Augen zu einem Gebet. Lange bevor sie wieder aufsah, war der Kleine herabgesprungen und begann im Stuhle umherzukriechen. Sie war und blieb die Betende, ganz ungestört. Als sie ihr Gebet beendet hatte, setzte sie ihn wieder auf die Bank und sagte ihm vermutlich ein paar ermahnende Worte. Der Gottesdienst begann, aber das Spiel hatte ja bereits vor dem Gottesdienste begonnen, und der Kleine hatte in seiner Weise Gefallen gefunden in diesem Auf und Nieder und wieder Auf. Er hatte bisher zur Rechten der Mutter gesessen und hatte zur Rechten eine andre Dame, während die Mutter vornan im Stuhle saß; nun wurde der Platz gewechselt. Erst wurde untersucht, ob die Thür geschlossen war, dann zog die Mutter um, und teilte redlich mit ihm, so daß er die Ecke des Stuhls zu seiner Disposition bekam. Er machte keinen Lärm, sondern wie ein Kind, das gewohnt ist, sich selbst zu beschäftigen, begann er mit dem Sonnenschirm der Mutter zu spielen, und nur wenn er im Stuhl weiter hinauf kriechen wollte, wurde ihm der Weg abgeschnitten. Die Mutter war und blieb in ihre Andacht vertieft; nur wenn der Prediger pausierte, sah sie liebreich auf den kleinen Unterirdischen hinab. Mit einem Angesicht voll Freude über das Kind, wendete sie dann wieder den Blick zum Pastor und hörte mit ganzer Seele auf die Predigt. So gleichmäßig teilen können, Freude an dem Kind haben, selbst wenn es stört, gleichsam stören will, oder doch irgendwie im Wege ist, frei sein für jeden thörichten Anspruch des Kindes, denn manche Eltern fordern fast mehr Andacht von einem solchen kleinen Wesen

als von sich selbst und stören da sich selbst und das Kind, indem sie sitzen und schelten und fort und fort zurechtsetzen — also so gleichmäßig teilen können, daß sie zugleich mit ungeteilter Seele zur Andacht sich sammelt; das ist auch ein schöner Ausdruck der Mutterliebe. Unbedeutend, o ja, aber die Mutterliebe ist gerade wesentlich schön in dem Unbedeutenden.

Doch den geöffneten Sinn für die schönen Leistungen der Mutterliebe hat nur ein Ehemann, er hat zugleich die wahre Sympathie, um mit Ernst die unendliche Bedeutung der Aufgabe zu fassen und die Freude im Dasein entdecken zu wollen, wenn er auch deshalb nicht gerade in Jubel ausbricht. Oder sollte nur Eifersucht und böse Leidenschaft einen Ehemann klar sehend und wach machen, sollte nicht treue Liebe dasselbe vermögen, ja vermögen, ihn länger wachzuhalten? Oder hielten sich die klugen Jungfrauen nicht länger wach als die thörichten? Ein Ehemann ist in dieser Hinsicht in gutem Sinn, so wie ein Betrüger von Shakespeare geschildert wird: „Ein Gelegenheitshascher, dessen Blick Vorteile prägt und falschmünzt, wenn selbst kein wirklicher Vorteil sich ihm darbietet,“ das will sagen, ein Ehemann thut es mit der stillen Freude, die zeigt, daß er sich nicht damit abgibt, Kenner zu sein, er prägt auch nicht falsch aus und kommt selten in den Fall, keine solchen Vorteile zu finden.

Als Braut ist das Weib schöner wie als junges Mädchen, als Mutter schöner wie als Braut, als Hausfrau und Mutter ist sie ein gutes Wort an rechter Stelle, und mit den Jahren wird sie schöner. Die Schönheit des jungen Mädchens ist für viele offenbar, sie ist nach außen gekehrt. Deshalb scharen sich um sie die Phantasten, die reinen und die unreinen. Dann bringt Gott den, welcher sie lieb hat. Er eigentlich sieht ihre Schönheit, denn „man liebt das Schöne“ bedeutet, daß man das Schöne sieht in dem, was man liebt. So geht das Schöne immer an der Nase der Reflexion vorbei. Von nun an wird ihre Schönheit inner-

licher und bestimmter. Die Hausfrau hat nicht eine Schar von Anbetern, sie ist auch nicht schön, sie ist nur schön in ihres Mannes Augen. In demselben Grade wie diese Schönheit sich immer bestimmter ausprägt, ist sie immer weniger zu würdigen für die allgemeine Beurteilung. Ist sie deshalb weniger schön? Ist ein Schriftsteller deshalb weniger gedankenreich, weil die Rezensenten nichts bei ihm finden, wenn doch der Leser, der ihn zu seinem einzigen Studium gemacht hat, immer größern Reichtum entdeckt? Ist es eine Vollkommenheit bei menschlichen Prachtwerken, daß sie sich im Abstand am besten ausnehmen? Ist es eine Unvollkommenheit bei der Blume des Feldes, bei jedem Werk Gottes, daß es bei der mikroskopischen Betrachtung immer anmutiger, immer feiner und zarter wird?

Aber ist die Hausfrau und Mutter so schön in ihrem Glück, oder richtiger, ist sie ein Segen für den, dem sie gehört, so ist sie wieder in ihrem Unglück und am Tage der Not poetischer als das junge Mädchen. Laß ihr Kind sterben und siehe da die trauernde Mutter. Da ist doch keiner, der mit der Freude der Mutter das Kind bei seiner Ankunft grüßt, aber auch keiner, der so trauern kann, wenn der Tod es wieder holt. Aber eine Trauer, die ebenso ideal ist als sie wirklich ist, ist die poetischste Trauer. — Oder ein Ehemann stirbt; er hinterläßt nichts, sagt man, als eine trauernde Hausfrau; mir scheint, er hinterläßt einen unendlichen Reichtum. Laß das junge Mädchen ihren Geliebten verlieren, laß ihre Trauer noch so tief sein, laß sie seiner gedenken, ihre Trauer ist doch abstrakt gleichwie ihr Gedenken; zu der täglichen Seelenmesse für den Verstorbnen, welche das Werk der trauernden Hausfrau ist, fehlen ihr die Einweihung und die epischen Voraussetzungen. Wahrlich, ich begehre nicht einen großen und berühmten Namen zu hinterlassen, aber wenn es so sein soll, wenn ich im Tode, der das letzte ist, das letzte thun soll, mich scheiden soll von ihr, die ich liebe, von meiner Frau, meinem

Glück auf Erden, wenn sie trauernd zurückbleibt, da lasse ich zurück, was ich vermisse, ja, was ich zuletzt missen möchte; aber ich lasse auch zurück, was ich ungern entbehren würde: ein Gedächtnis, das besser als das Lied der Dichter, als die trotzige Unsterblichkeit des Monuments, vielmal und in mancherlei Weise mein Gedächtnis bewahren wird, von seinem Eignen nehmen wird, um mir zu geben. — Laß endlich die Frau im schwersten Schicksal versucht werden, laß sie unglücklich verheiratet sein; was ist das kurze Leiden eines betrognen Mädchens gegen diese tägliche Qual, was ist die Fülle jenes Schmerzes im Vergleich mit dem tausendzüngigen Elend, diesem Jammer, den keiner mit ansehen kann, dieser langsamen Marter, die keiner verfolgen kann, — und deshalb vergißt man vermutlich, wie schön, wieviel poetischer wieder hier die Frau ist als das junge Mädchen. Groß ist Desdemona durch ihre „erhabne Liebe,“ man bewundert und bewundre sie; und doch ist sie größer durch die Engelsgeduld, die mehr Bücher füllen könnte, als die größte Bibliothek fassen kann, wenn sie beschrieben werden sollte, ob sie gleich nicht vermag, den bodenlosen Abgrund der Eifersucht auszufüllen, sondern wie ein Nichts verschwindet, ja fast den Hunger der Leidenschaft erhitzt.

Aber das Weib ist das schwächere Geschlecht. Diese Bemerkung scheint in diesem Zusammenhang ziemlich mal à propos zu kommen, denn so hat sie sich gerade nicht gezeigt. Eine seidne Schnur kann ja auch ebenso stark sein, wie eine eiserne Fessel, und die Fessel, welche den Fenriswolf band, war ja unsichtbar, war etwas, das gar nicht da ist; wenn es nun ebenso wäre mit der Schwachheit des Weibes, daß sie eine unsichtbare Kraft ist, die ihre Stärke durch Schwachheit äußert? Beanspruchen jedoch die Gegner das Recht, den Ausdruck „das schwächere Geschlecht“ vom Weibe zu brauchen, nun wohl, so laß sie es haben, der Sprachgebrauch ist ja auch auf ihrer Seite. Indes muß man sich immer hüten, ohne weiteres aus einzelnen Beobachtungen eine

Regel zu bilden. Ich will so nicht leugnen, daß wohl einmal ein junges Mädchen sich sonderbar — oder wenn man verderbt genug ist zu lachen, wo es übel geht, sich komisch ausnimmt, wenn sie in die Beängstigung einer äußersten Entscheidung hinausgeworfen wird, in einen Wirbel, wo kaum der Mann feststehn kann, daß er nicht umgeweht wird. Aber wer sagt, daß sie hinausgeworfen werden soll? Dasselbe Mädchen, ruhig und vorsorglich und liebreich behandelt, würde vielleicht ein liebenswürdiges Wesen als Mutter und Frau geworden sein. Darüber soll man nicht lachen, denn es ist etwas sehr Tragisches darin, wenn man den Sturm die friedliche Umzäunung fortreißen sieht, bei der in Sicherheit zu wohnen ein Glück wäre. Das Weib soll ja auch nicht so stark sein, daß es den Mann deckt gegen den Schrecken. Steht er fest, so steht die Frau an seiner Seite ebenso fest wie der Mann, und im Verein stehen sie fester, als eins von ihnen allein.

Das Unglück bei der Einwendung ist wieder, daß die so vom Weib reden es bloß ästhetisch betrachten. Das ist wieder die ewige galante und unverschämte, kitzelnde und kränkende Rede davon, daß sie nur einen Augenblick in ihrem Leben oder eine kleine Zeit habe, das erste Aufwachen der Jugend. Aber wer von ihrer Stärke oder Schwachheit reden will, muß sie ja doch sehen, wenn sie voll ausgerüstet ist, und das ist sie als Frau und Mutter. Außerdem soll sie sich ja auch nicht schlagen oder Kraftproben ablegen, und will man von Stärke reden, so ist das erste bei aller Stärke: Ausdauer. In dieser Hinsicht hält es der Mann vielleicht nicht mit ihr aus. Ferner, welche Kraft gehört nicht zu jeder fingierten Bewegung? Aber was ist Hingebung andres als verhüllte Kraftäußerung, eine Kraftäußerung, die sich durch ihren Gegensatz ausdrückt, gleichwie z. B. Geschmack und Sorgfalt in der Toilette sich ausdrücken kann in der Darstellung einer Art Nachlässigkeit, die doch nicht die Nachlässigkeit ist, die

jeder Bäckergeselle versteht, oder wie z. B. das Erzeugnis eines ausgereiften Geistes unter viel Anstrengung eine Einfachheit hat, welche doch nicht die ist, welche jeder Seminarist in seiner Einfalt preist. Wenn ich mir zwei Schauspieler dächte, von denen einer Don Juan, der andre den Kommandanten darstellt in der Szene, wo der Kommandant ihn an der Hand hält, während Don Juan sich in Verzweiflung windet, so frage ich: Wer von ihnen braucht die meiste Kraft? Don Juan ist der Leidende, der Kommandant steht ruhig mit seiner ausgestreckten Rechten. Doch halte ich auf Don Juan. Wenn der Schauspieler, der ihn darstellt, bloß die Hälfte seiner Kraft braucht, so bringt er den Kommandanten zum Wackeln; wenn er anderseits sich nicht windet, nicht zittert, so verstört er die Wirkung. Was thut er also? Er braucht die eine Hälfte seiner Kraft, um den Schmerz auszudrücken, mit der andern unterstützt er den Kommandanten, und während er mit all seiner Kraft sich aus der Gewalt des Kommandanten scheint winden zu wollen, hält er diesen, daß er nicht wackle. So, denn dies war nur eine thörichte Rede, ist es in der Wirklichkeit mit der Hausfrau. Sie liebt den Mann so hoch, daß sie immer will, er soll die Herrschaft haben, und deshalb sieht er so stark aus und sie so schwach, weil sie ihre Stärke braucht um ihn zu unterstützen, sie gebraucht als Hingebung und Unterwerfung. O verwunderliche Schwachheit! Wenn die Galerie glaubt, der Kommandant habe die meisten Kräfte, wenn der Profane die Stärke des Mannes preist und sie mißbraucht, das Weib zu demütigen, der Ehemann hat eine andre Erklärung, und der Betrogne ist weiser als der Nichtbetrogne, der Betrügende gerechter als der Nichtbetrügende. — Ferner, man mißt die Stärke auf verschiedne Weise. Wenn Holger Danske den Schweiß aus einem eisernen Handschuh drückt, so ist das Stärke, aber wenn man ihm einen Schmetterling in die Hand gäbe, so bin ich bange, daß er nicht Stärke genug hätte, ihn richtig zu nehmen. Ich will das Höchste

nennen. Gottes Allmacht zeigt sich groß darin, daß sie alles geschaffen hat, aber zeigt sie sich nicht ebenso groß in der allmächtigen Mäßigung, die einem Grashalm seine Zeit zum Wachsen gibt? Dem Weibe sind die unbedeutendern Aufgaben zugewiesen, die gerade deshalb Stärke fordern. Sie wählt ihre Aufgabe und wählt sie mit Lust und hat zugleich Freude daran, daß sie beständig den Mann mit der in die Augen fallenden Stärke aussteuert. Ich für meinen Teil glaube, daß meine Frau dies Wunderbare thun kann, und selbst die größte That, von der ich lese, verstehe ich leichter, als die feine Stickerei, mit der sie mein irdisches Dasein umkleidet.

Wenn man sich in den Kopf gesetzt hat, das Weib sei das schwächere Geschlecht, was gewöhnlich von den Schikaneuren näher so verstanden wird, daß sie einen ersten Augenblick der Jugend habe, in dem sie jedes Lob erschöpfe, ja übertreffe, aber daß es dann vorbei sei, daß ihre Stärke Illusion war und die einzige wirkliche Stärke, die sie behalte, die des Schreies sei — dann kann man natürlich das Sonderbare herausbekommen. Jean Paul sagt einmal: solchen Sekanten, Kosekanten, Tangenten, Kotangenten kommt alles exzentrisch vor, besonders das Zentrum. Gerade weil die Ehe das Zentrale ist, muß man das Weib in der Ehe sehen, wie auch den Mann, und alles Gerede, daß man jedes Geschlecht für sich betrachte, ist verwirrt und profan; denn was Gott zusammenfügt, was das Dasein für einander bestimmt, das soll auch der Gedanke zusammendenken. Fällt ein Mann darauf, beide auseinanderzuhalten, scheint er wohl Vorteil auf Kosten des Weibes zu haben; inzwischen wird er selbst eine ebenso lächerliche Person, eine Mannsperson, die vornehm von einem Verhältnis absehen will, in das er vom Dasein ebenso gebunden ist wie das Weib.

Geschieht dies, so behält der Hagestolz (denn wenn man auch noch so erfahren in dem sogenannten Erotischen ist, selbst wenn man ein Schurke wäre, oder, was wohl häufiger ist, ein Wind-

beutel, der Sprachgebrauch nennt die Unverheirateten Hagestolze) sich die ethischen Kategorien vor. Das kann höchstens für eine Grille gelten; denn ethische Kategorien brauchen, um das Weib zu kränken oder kränken zu wollen, ist gerade kein Zeichen einer ethischen Persönlichkeit. Ein solches Sammelsurium von Heidentum, welches das Weib platonisch zu einer unvollkommnern Form macht, und von Christentum, welches dem Weibe das Ethische sichert, habe ich nie ausgeführt gesehen. Es müßte auch ein verwirrtes Gehirn sein, in dem ein solcher Einfall sich selbst so wichtig werden könnte, daß er sich einen ausführlichern Ausdruck zu geben wünschte.

Dagegen kann der Einspruch gegen das Weib den Anstrich tiefer Ironie bekommen, der nicht ohne tragische und komische Wirkung ist, wenn er sich mit einer gewissen Gutmütigkeit darstellt, ja mit Sympathie für ihr vermeintlich unglückliches Geschick, weil sie lauter Illusion sei. Da wird festgehalten, daß sie das schwächere Geschlecht sei; das Tragische liegt darin, daß es ihr in Illusion verborgen ist und ihr auch von außen her durch des Mannes Galanterie verborgen wird. Es ist als spielte das ganze Dasein Blindekuh mit ihr. Hier hat die Ironie recht ihre Aufgabe gefunden. Schade daß das Ganze eine Fiktion ist. Da wird beständig das Höchste in den schmeichelndsten Redensarten vom Weibe ausgesagt bis an, ja bis über die Grenzen des Phantastischen. Alles, was im Leben groß ist, schuldet man ihr, darin ist Poesie und Galanterie einig, und die Ironie ist natürlich am allergalantesten, denn die Galanterie ist ja die Muttersprache der Ironie, und sie ist nie so galant, als wenn sie das ganze für blinden Alarm ansieht. Die Existenz des Weibes in der Welt wird ein Narrenaufzug, und die Ironie ist der Zeremonienmeister der Galanterie, die Prozession selbst erinnert an einen sinnesschwachen Schulmeister bei Hoffmann, der mit einem Lineal als Zepter in der Hand holdselig nach allen Seiten grüßt, sagt, daß

sein General nun heimgekommen sei von einem Siege über die Langobarden, worauf er aus seiner Westentasche ein paar Gewürznelken nimmt, sie einem der Dastehenden mit den Worten reicht: Verschmähe nicht dies geringe Zeichen meiner Gnade. Die Ironie wirft sich auf ihr Angesicht und betet allerunterthänigst an.

Das Gute bei diesem Einspruch ist, daß er in dem Grade das Gepräge der Fiktion trägt, daß er auch nicht den Schwächsten kränken kann. Er ist vielmehr unterhaltend, amüsant, und man kann sich ihm ohne Bedenken hingeben, es wäre denn, daß man etwas bedenklich würde, wenn man sieht, daß er im Ernst treffen soll. Macht der Einspruch den Versuch, etwas im Dasein zu erklären, da kann man ihn eins-zwei-drei reduzieren auf seinen höchsten Ausdruck, daß die Ehe oder jedes positive Verhältnis zum Weibe ein Herabsteigen sei; in unglücklicher Liebe habe sie ihre höchste Realität, und da sei ihre Bedeutung so zweifelhaft, daß sie nichts Positives bedeute, aber negativ der Anlaß sei, daß die Idealität des unglücklichen Liebhabers geweckt werde. So ist der Einspruch auf seinen kürzesten Inhalt und damit auch ad absurdum geführt, gleichwie er sich die Miene gibt, das ganze Dasein denselben Weg gehen zu lassen. Lichtenberg sagt einmal, es gibt Rezensenten, die mit einem einzigen Federstrich über jede Grenze des gesunden Verstandes hinaus sind; so scheint auch ein solcher hastender Denker nicht Zeit zu haben, um nur an dem Nachsatz seiner Voraussetzung zu beginnen. Was Augustinus darüber lehrt, daß mit Hilfe des Cölibates multo citius civitas dei compleretur et acceleretur terminus seculi, damit scheint ein solcher Denker Ernst machen zu wollen, aber wie zum Spaße, denn einen solchen religiösen Hintergrund, wie Augustinus hat, kann man von solchem Einspruch nicht erwarten. Aber als eine weltliche Betrachtung des Lebens ist sie in Wahrheit in Hast, was man von Frauenzimmerbriefen zu sagen pflegt, aber läßt vermissen, woraus die Briefe von Frauenzimmern meist bestehen sollen, — die Nach-

schriften. Mit Hamann kann man diesem Schnellläufer, der natürlicherweise den Ehemann für einen Zauberfritzen hält, passend zurufen — Bä! wenn anders dazu noch Zeit bleibt und der Mann nicht bereits weit fort ist, so daß kaum seine Rockschöße im Dasein zurück sind.

Ich komme zu dem Verlieben zurück. Es steht unberührt, kein Gedanke erreicht es, es ist das Wunderbare. Der Beschluß der Ehe ist so fern davon, es umstoßen zu wollen, daß er es vielmehr voraussetzt. Aber das Verlieben ist keine Ehe und der Beschluß allein auch nicht. Nun will vielleicht einer meinen, es sei das Elend des Lebens und des Daseins, daß das Verlieben allein nicht durchdringen kann, und man deshalb den Schutz der Ehe haben müsse. Weit entfernt. Das Verlieben durchdringt gerade das ganze Dasein und thut es in der Ehe. Die Sache verhält sich umgekehrt. Es ist eine Kränkung der Liebe, wenn man die Ehe nicht dazu kommen lassen will, als wäre die Liebe etwas so Unmittelbares, daß sie durch einen Beschluß nicht gespannt werden könne. Und es ist doch durchaus keine Beleidigung des Genius, zu sagen, daß er bei seiner genialen Unmittelbarkeit eine ebenso hochgeborne Kraft des Beschlusses habe und als Selbstschuldner das Geniale aufnimmt. Vielmehr kränkt es ihn zu sagen, daß er bei seiner Genialität keinen Beschluß habe oder doch keinen entsprechenden Entschluß. Die Meinung ist auch nicht die, daß der Beschluß nach und nach hinzutrete, je nachdem das Geniale nachläßt, und er zuletzt im Beschluß als ein andrer stehe wie vorher in der Genialität. Die schöne Meinung ist vielmehr, daß der Beschluß gleichzeitig mit der Genialität ist und in seiner Weise ebensogroß, und wer die Gnadengabe der Unmittelbarkeit empfängt, im Beschluß sich zu ihr weihen läßt: und dies ist auch der schöne Sinn der Ehe. So verstanden ist die Ehe der tiefste, der höchste und schönste Ausdruck des Verliebens. Das Verlieben ist Gottes Gabe, aber im Beschluß der Ehe machen sich die

Liebenden würdig sie zu empfangen. Den Beschluß fehlen lassen ist unschön, ob auch das Leben noch so paradiesisch wäre; es ist ebenso unschön in geistiger Beziehung wie es in umgekehrter Beziehung unschön ist, daß sich Halberwachsne verheiraten wollen.

Das will ich später ausführen; hier ist es am besten, uns etwas umzusehen und einen Augenblick bei dem kritischen Moment des Verliebens stehen zu bleiben. Was hier aus Erfahrung nachgewiesen wird, soll und kann natürlich nicht dazu dienen, die Ehe herabzusetzen, sondern dient nur zur Beleuchtung. Nach dem Verlieben ist immer viel Nachfrage gewesen, und so wenig „wie die Ziege müde wird, die grünen Knospen abzunagen," so wenig werden gewisse Leute müde, das Wunder des Verliebens zu suchen und zu wünschen. Aber hier ist gerade die Schwierigkeit, hier ist es, wo der Feind die böse Saat sät, während die Liebenden nicht daran denken. Selbst der Verführer läßt das Verlieben stehen als etwas, das er sich nicht selbst geben kann (und es sind nur ganz junge Lehrlinge oder Münchhausen, welche von Eroberungen reden), aber das Dämonische in ihm macht, daß er mit einem dämonischen Beschluß beschließt, den Genuß so kurz, und wie er dabei meint, so intensiv wie möglich zu machen. Durch diesen dämonischen Beschluß ist er eigentlich groß im Bösen, ohne diesen Beschluß ist er eigentlich nicht Verführer. Deshalb kann er indes schädlich genug sein und sein Leben kann genug verderbt werden, ob er auch unschuldiger ist als ein wirklicher Verführer. Ein solcher vernimmt das Verlieben; er ist nicht schlecht genug, um einen dämonischen Entschluß zu fassen, aber er ist auch nicht gut genug, den guten Beschluß zu fassen, er ist nicht gut genug, um mich bestimmt auszudrücken, um Ehemann zu werden in dem edeln Sinn, wie ich das Wort nach seinem wahren Sinne nehme, in dem edeln Sinne, nach dem ein Mann allein Ehemann ist, wenn er der Gabe Gottes würdig ist.

Soll ich ein Beispiel von dem Fehlgehen in dem Verlieben

nennen, so will ich Goethe nennen, Goethe, wie er sich selbst darstellt in „Aus meinem Leben". Sein persönliches Leben liegt außerhalb, ich enthalte mich jedes Urteils; seine Dichterwirksamkeit zu würdigen traue ich mir nicht genug ästhetische Bildung zu; aber es gibt gewisse Dinge, welche ich so gut wie ein Kind verstehen kann, und es gibt ein Ding, das kann der Ehestand nicht verstehen, ob es auch, wie gesagt, in Scherz gemildert ist, er versteht nicht Spaß, und neben der Verführung ist noch ein Gegensatz da zu dem guten Beschluß: das sind die Ausflüchte.

In „Aus meinem Leben" ist eine Existenz geschildert, die nicht die eines Verführers ist, dazu ist sie zu ritterlich, wenn auch diese Ritterlichkeit an Geist (ethisch verstanden) unter der eines Verführers steht, denn ihr fehlt der entscheidende Beschluß; und ein dämonischer Beschluß ist doch auch ethisch, nämlich ethisch schlecht. Inzwischen findet eine solche Existenz leichter Vergebung in der Welt, ja allzu leicht; denn der Betreffende ist wirklich verliebt, aber dann, ja dann, dann kühlt sich diese Glut; er hatte fehlgegriffen, er entfernt sich „auf höfliche Manier"; ein halbes Jahr später weiß er sogar Gründe anzugeben, gute Gründe dafür, daß das Abbrechen und die Entfernung vernünftig und fast rühmlich war: es war doch zu wenig, eine kleine ländliche Schöne; es war zu viel Leidenschaft, die hält auf die Dauer nicht vor u. s. w. u. s. w., denn solcher Schwatz kann währen, solange man will. Mit Hilfe eines halben Jahres und der Benutzung der Perspektive ist das Faktum des Verliebens ein Ereignis geworden (das ist sowohl eine Impietät gegen die Liebe als ein Treubruch gegen das Ethische und eine Satire über sich selbst), aus welchem er nun glücklich herausgekommen ist. Alles verwirrt sich mir, wenn ich bedenke, daß solche Existenz ein poetisches Leben sein soll. Mir ist zu Mute als säße ich als Richter in Bagatellsachen fern von der Dreistigkeit der Unmittelbarkeit und fern von der Hochherzigkeit des Beschlusses, als säße ich in Bagatellsachen, umgeben von

Augenblicksmenschen, und hörte einen talentvollen Rechtsanwalt mit einer gewissen poetischen Erfindsamkeit Fadäsen verteidigen. Denn wenn der Verteidiger selbst in jenem Dorftheaterstück der Held wäre, müßte man wohl, ethisch verstanden, die Geduld verlieren. Daß es ein Dorftheaterstück ist, daran tragen die weiblichen Mitspieler gar keine Schuld (Ehre sei Goethes Darstellung, sie sei Dichtung oder Wahrheit), denn, soweit ich mich erinnere, ist da kein Grund, von einer einzigen anzunehmen, daß sie aus der Tragödie in eine Posse gefallen sei. Wenn nämlich eine kleine ländliche Schöne so unglücklich war, seine Exzellenz mißzuverstehen, falls sie sich selbst treu bleibt, so weiß ich aus meiner Fibel und weiß noch nicht richtiger, als daß sie avanciert: von der Idylle zur Tragödie. Falls dagegen seine Exzellenz so unglücklich war, sich selbst mißzuverstehen, und erst noch äußerst unglücklich ist in der Weise, in welcher er es wieder gutmachen will, so weiß ich aus meiner Fibel und weiß es noch nicht richtiger, als daß er aus der Tragödie und dem Drama ausgeschieden ist und seine Stelle im Vaudeville gefunden hat.

Die Zeit hat eine seltsame Macht. Wenn jene poetische Figur in „Aus meinem Leben" sich gestanden hätte, daß es doch ziemlich bald vorbei sein müßte, oder wenn er, falls er nichts im voraus ahnte, ethisch genug gewesen wäre, sich selbst als einen Buben aufzufassen, wenn es sich auf andre Weise nicht gut thun ließ, so wäre er für einen Verführer erklärt worden, und die Alarmglocken hätten geläutet, wenn er sich einem Dorfe näherte; aber nun, nun ist er Ritter, zwar nicht ganz Ritter, wir leben ja auch nicht in der Ritterzeit, aber doch etwas von einem Ritter — während bei dieser Würde in absolutem Sinn gilt: Aut Caesar aut nihil. Es geht eben einige Zeit hin, er trauert selbst mit über das gebrochne Verhältnis, wobei jedoch so sorgfältig wie möglich vermieden wurde, ihm den Charakter eines Bruches zu geben; er trauert etwas um das arme Mädchen, es ist nicht Ver-

stellung, er trauert wirklich — nein wirklich! Das ist doch wohl eine Teilnahme und Kondolenz, welche nur den Schmerz vermehren wird. Der Bruch selbst, oder um mich genauer auszudrücken, die höfliche und gütliche Übereinkunft über die Entfernung ist gerade das am meisten Kränkende, dieses letzte Falsum, daß nicht jedes Mädchen im gegebnen Fall, wenn der Mann eine Verpflichtung kontrahiert hat, ein unabweislicher Gläubiger sein soll, dieses Falsum, daß der Fallent nicht sein volles Defizit angeben will, ist eigentlich das Empörendste, und doch kaufte er für diese Höflichkeit die Vergebung der Welt. O! ein trauernder Liebhaber! Er trauert nicht über seine Unbeständigkeit, nicht über dieses Aufflammen, nicht über diesen Wechsel in der Welt des Geistes, nicht über seine Sünden, eine solche Trauer würde jene poetische Figur vermutlich Schwermut nennen, denn er beklagt sich ja darüber, daß die Zeit und er in ihr durch das Lesen englischer Schriftsteller z. B. Youngs schwermütig geworden sei. Ja, warum nicht! Wenn man so konstruiert ist, kann man schwermütig werden, wenn man eine Predigt hört, falls sie Gehalt hat, wie Young ihn hat; aber von Schwermut ist Young weit entfernt.

Eine solche Existenz, die in wesentlichem Sinn kaum ein Paradigma ist, kann doch wie eine unregelmäßige Deklination sein, nach der das Leben mehrerer gebildet ist. Man darf nicht sagen, daß sie ihr Leben danach bilden, denn dazu sind sie zu unschuldig, und das ist gerade ihre Entschuldigung; es begegnet ihnen, sie wissen selbst nicht, wie es zugeht. Zuweilen sind solche Menschen sogar Schwärmer, die nach dem Ideal jagen. So wenig wie der, welcher in der Lotterie spielt, etwas aus dem Verlieren lernt, so wenig lernen diese etwas aus ihrem Verlieben. Dies gilt natürlich nicht von jenem Dichter in „Aus meinem Leben“; er ist zu groß, um nicht zu lernen, zu überlegen, um nicht Vorteil zu ernten, und wenn er ebenso ethisch begeistert wäre, wie er herrlich ausgerüstet ist, so würde er vor jedem andern das Problem entdeckt

und gelöst haben, wie weit es eine so eminente Geistesexistenz gibt, daß sie im tiefsten Sinn für das Erotische unzugänglich ist, denn die Antwort, daß man mehrere Male liebt, daß man seine Überlegenheit heraussteckt, ist bloß verwirrend und leistet weder ästhetisch noch ethisch dem Genüge, was man die ernstlichere Anforderung eines anständigen Mannes an das Leben nennen könnte. Jener Dichter war freilich sehr gelehrt, und gleichwie es bei der letzten Philosophie zu einem Scheltwort wurde, von Kants ehrlichem Wege zu reden, so lächelt Goethe vornehm über Klopstock, weil es ihn so sehr beschäftigte, ob Meta, seine erste Liebe, da er sich wieder verheiratet hatte, ihm in dem andern Leben zugehören würde.

Was ist nun in einer solchen Existenz geschehen? Man bleibt bei dem Verlieben nicht stehen, aber der Beschluß tritt auch nicht hinzu. Die Reflexion, aus welcher der Entschluß entsteht, die Liebe festzuhalten, greift fehl, sie wird eine Reflexion über die Liebe. Deshalb verweilte ich hier, um zu zeigen, was später wieder gezeigt werden soll, daß die Reflexion des Entschlusses gerade das Verlieben stehen zu lassen und auf ganz andre Dinge zu achten hat. Jener existierende Dichter in „Aus meinem Leben" faßt keinen Entschluß, er ist kein Verführer, er wird nicht ein Ehemann, er wird — Kenner.

Wie weit jede Dichterexistenz selbst ein Gedicht sein müßte, und unter welchem Brechungswinkel in dieser Hinsicht sein Leben zu seiner Poesie stehen müßte, wage ich nicht zu entscheiden. So viel ist jedoch gewiß, daß eine Existenz wie die in „Aus meinem Leben" auf das poetische Erzeugnis Einfluß üben muß. Falls es Goethes eignes Leben ist, so scheint es zu erklären, daß, was man am meisten bei Goethe vermißt, das Pathos ist. Das Pathos der Unmittelbarkeit hat er nicht, dazu ist er zu verständig, aber er ist auch nicht durchgedrungen, um das höchste Pathos zu gewinnen. So oft die Krise für jenen existierenden Dichter eintritt, springt er ab. Das thut er in allen möglichen Richtungen. Er

erzählt, daß er streng religiös erzogen ist. Das ist ein Kindheitseindruck, und wohl keiner von den Narrenstreichen, die man mit den Jahren ablegt, da es in religiöser Hinsicht recht im Ernst gilt, daß man das Beste als Kind lernt und eine Voraussetzung gewinnt, die sich nie ersetzen läßt. Es kommt dann eine spätere Periode in seinem Leben, wo der Eindruck dieser Religiosität ihn fast überwältigt. Das ist die Krise und ist ganz in seiner Ordnung. Gerade je mehr ein Mensch geistig begabt ist, desto schwierigere Aufgabe ist es für ihn, den frommen Glauben der Kindheit zu bewahren und wiederzugewinnen. Was thut nun jener Dichter, der sonst, wie er selbst erzählt, allerhand Übungen angestellt hat, um im Dunkeln sich nicht zu füchten, sich nicht zu grauen bei einer Leiche oder des Nachts zwischen Gräbern? — Er springt ab, er entfernt es und sich, er entgeht der Berührung. Herr Gott, wenn ein Mensch auch etwas bange wäre, allein im Dunkeln zu gehen, das wäre nicht so schrecklich; aber sich zurückziehn, wo es gilt sich selbst treu zu bleiben im Kindheitseindruck, wo es gilt, ob es auch wäre bis zur Verzweiflung, mit Verzicht auf jeden Anspruch ans Leben oder auf eine bedeutungsvolle Existenz, zu kämpfen für die teuern Erinnerungen der Eltern (denn wenn jener Dichter immer wieder seiner Mutter gedenkt, kann er glauben, daß es in ihren oder des Vaters Augen etwas Zufälliges war, wenn sie das Religiöse eine so große Macht über das Kind gewinnen ließen?), für die Glaubensgemeinschaft mit den Verstorbnen, für das, was diese für das eine Notwendige ansahen, was man selbst einmal in kindlicher Unschuld mit ungeteilter Andacht der Seele annahm, — hier abspringen, sollte das sich nicht damit rächen, daß in der Poesie das Pathos ausbleibt? Falls jener Dichter Goethe selbst ist, sollte dies da nicht erklären, daß der vergottete Heros, dessen zufälligste Äußerungen und Aussagen gesammelt, gedruckt, gelesen, angebetet werden wie heilige Reliquien, daß dieser vergottete Heros, welcher König im Reich des Gedankens

genannt wird, daß er, milde gesprochen, Titularkönig ist des ewigen Reichs der Religiosität? In Goethes gesunder Weisheit soll Heilung für Verirrung des Geistes sein und vor allem für Schwermut, der er selbst zu entfliehen wußte. Wie sonderbar! Jeder weiß von Kind auf, daß Zerstreuung das Gefährlichste für den ist, der Anlage zur Schwermut hat, ja sogar für den, der nicht solche Anlage hat; und wer etwas älter und etwas reifer geworden ist, weiß, daß von „einer Aufgabe" abspringen heißt, sich selbst und seine Seele einer frühen oder späten Schwermut verschreiben; aber Goethe wußte dem auf andre Weise zu entgehen. Doch dies nur zur Beleuchtung des Erotischen.

Vielleicht wird auch der Kundigere mir recht darin geben, daß seine weiblichen Figuren die meisterhaftesten sind. Aber wenn man näher zusieht, so sind die besten von ihnen gerade nicht in wahrer weiblicher Idealität gehalten, sondern in der Beleuchtung, wie sie ein Zweideutiger sieht, der gerade das Anmutige zu entdecken, das Glühende zu entflammen weiß, aber auch mit vornehmer Überlegenheit auf diesen Feuerbrand zu sehen weiß. Sie sind liebenswürdig, in hohem Grade meisterhaft gezeichnet, und doch sind nicht so sehr sie selbst gekränkt, sondern in ihrer Person wird die Weiblichkeit gekränkt, weil ihnen gegenüber die überlegne Verständigkeit wie berechtigt oder doch wie entschuldbar aussieht, die zu genießen, zu würdigen weiß, aber auch sie und sich zu entfernen, wenn die Lust vorbei ist.

In dieser Abstandstheorie ist jener Dichter in „Aus meinem Leben" ein Meister. Er ist selbst so gut gewesen zu erklären, wie es damit zugeht. Nur muß man sich erinnern, daß jener Dichter nicht instruktiv sein will, nein, er ist sich bewußt, daß dies nicht jedem gegeben ist, daß es eine Eigentümlichkeit seiner Natur ist und er eine privilegierte Persönlichkeit ist. Wohl ist jener Dichter ein Heros, und ich, der ich dummdreist genug bin, von ihm zu reden, ein Spießbürger; aber es gibt ja glücklicherweise gewisse

Dinge, die jedes Kind verstehen kann, und wobei es gleichviel ist, ob einer Heros ist oder Gerichtsassessor oder Armenhäusler. Also jedes Mal, wo ein Lebensverhältnis ihn überwältigen will, muß er es von sich entfernen, indem er es dichtet. Wie verschieden doch die Naturen sind, oder sind sie vielleicht nicht so verschieden? Was will es sagen, ein Lebensverhältnis dichten? Es thut hier nichts zur Sache, ob man ein dichterisches Meisterstück herausbringt oder nicht; in dieser Hinsicht ist freilich ein himmelschreiender Abstand zwischen einem Heros und einem armen Assessor oder Hospitaliten. Ein wirkliches Lebensverhältnis, das man, wohl zu merken, als Selbstschuldner zu verantworten hat, mit Hilfe des Abstands dichten ist weder mehr noch weniger, als daß man das Ethische darin fälscht und es falsch ausprägt zu einer Begebenheit oder einem Gedankenbilde. Ja, wenn man solchen Blitzableiter in der Tasche hat, was Wunder, daß man im Unwetter sicher ist! Wie mancher Pfuscher und Stümper ist nicht krumm und kriechend an dieser Natureigentümlichkeit bewundernd vorübergegangen! Und doch hat jeder Mensch mehr oder weniger diese Natureigentümlichkeit; sie ist ganz einfach die Parade des natürlichen und lüsternen Menschen gegen das Ethische. Bei Verbrechern findet man oft diese Gabe zu dichten, nämlich das wirkliche Verhältnis in poetischen Umrissen zu entfernen; bei Schwermütigen findet sie sich auch oft, nur mit dem Unterschiede, daß ästhetische Schwermut dabei eine Milderung, ethische Schwermut eine Schärfung findet. Vielleicht war der heitere Goethe etwas schwermütig, gleichwie der weise Goethe eine schöne Portion Aberglauben hat. So ist es eine nicht so seltne, aber bedenkliche Natureigentümlichkeit, dieses Umdichten eines wirklichen Lebensverhältnisses. Das versteht sich, nicht jeder, der „dichtet", dichtet deshalb Meisterstücke; wer wollte so thöricht sein das zu sagen? Aber in Hinsicht auf das Ethische thut jener Unterschied, wodurch der eine Heros, ja vielleicht der einzige Heros ist, der andre Stümper, gar nichts zur Sache.

Das Ethische ist so unbestechlich, daß wenn sich unser Herr eine kleine Mißlichkeit hätte erlauben müssen, um die Welt zu schaffen, würde sich die Ethik nicht beirren lassen, ungeachtet doch Himmel und Erde mit allem, was darinnen ist, ein ganz artiges Meisterstück ist.

Ist nun jene Dichterexistenz in „Aus meinem Leben" poetisch, dann gute Nacht dem Ehestand, der da höchstens eine Zuflucht für die alten Tage bleibt. Ist jene Existenz poetisch, was thut man dann für das Weib? So muß sie wohl auch sehen, poetisch zu werden? Unschön ist's bereits, wenn ein Mann, der im Erotischen versucht und erfahren, ja ausgedient ist, sich frech ein junges Mädchen zur Frau nimmt, um ein bißchen vergnügt zu werden und die beste Pflege zu haben, nun er alt zu werden beginnt; aber widerwärtig, wenn eine ältere Dame, eine erfahrne Jungfrau sich einen jungen Menschen zur Ehe nimmt, um sich einen Anhalt und Reizung des Raffinements zu sichern, wenn das Poetische zu verdunsten beginnt.

So wenig die Ehe duldet, daß man zwei Herren dienen will, so wenig liebt sie Überläufer. Es ist schön, was Salomo sagt, daß wer eine Hausfrau bekommt, eine gute Gabe von Gott bekommt, oder, um den Ausdruck etwas zu modernisieren, daß dem Gott wohlgethan hat, dem das Verlieben begegnete; wenn er sich mit der Geliebten verheiratet, thut er ein gutes Werk und thut wohl daran, es zu erfüllen, wie er es begann.

Was hier zunächst gesagt ist, will natürlich nicht in kümmerlicher Weise den Beschluß zur Ehe empfehlen. Er empfiehlt sich selbst besser, da er, wie gesagt, die einzige adäquate Form für das Verlieben ist.

Nun gilt es also zu sehen, wie der Beschluß entstehen kann, wie die Reflexion, die im Beschluß vorausgesetzt ist, einen Punkt finden kann, wo sie mit der Unmittelbarkeit des Verliebens zusammentrifft. Sobald das Verlieben fehlt, wird es eine Lächer-

lichkeit darüber zu reflektieren, ob man heiraten soll oder nicht. Das ist ganz wahr, aber daraus folgt doch nicht, daß man berechtigt wäre, das Verlieben auszulassen, wie man jedesmal thut, wenn man versucht den Entschluß von dem Verlieben fernzuhalten, und lächerlich finden will darüber zu reflektieren.

Daß es lächerlich ist zu reflektieren, ob man sich verheiraten will, wenn man nicht liebt, haben schon ein paar der alten Weisen richtig eingesehen und tiefsinnig dargestellt, aber nicht etwa, um den Spöttern Waffen in die Hände zu geben. Man erzählt, daß Sokrates einem, der ihn um das Heiraten fragte, geantwortet habe: Heirate oder heirate nicht, du wirst beides bereuen. Sokrates war ein Ironiker, der seine Weisheit und die Wahrheit ironisch verbarg, vermutlich damit sie nicht Geschwätz würde, womit jeder läuft; aber er war kein Spötter. Die Ironie ist vortrefflich. Die Dummheit des Fragers liegt nämlich darin, daß er einen Dritten nach dem fragt, was man nie von einem Dritten zu wissen bekommen kann. Aber so weise sind nicht alle und lassen sich oft ganz ernstlich mit einem ein, der so fragt. Fehlt das Lieben, so läßt sich die Reflexion gar nicht erschöpfen; und ist man verliebt, kann man so nicht fragen. Wenn ein Spötter des Sokrates Worte brauchen will, weckt er den Schein, als wäre es eine Rede, macht sie zu etwas anderm als sie sind, nämlich zu einer tief ironischen, unendlich weisen Antwort auf eine sehr thörichte Frage. Wenn man die Antwort auf eine Frage in eine Rede verwandelt, kann man eine gewisse Wirkung in der wahnwitzigen Komik hervorbringen, aber man verliert die sokratische Weisheit und thut einem glaubwürdigen Zeugnis Gewalt an, welches die Erzählung ausdrücklich so einleitet: Einer fragte ihn (Sokrates), ob man sich verheiraten solle oder nicht. Da antwortete er: Ob du das eine oder das andre thust, du wirst es bereuen. Wäre Sokrates nicht so ironisch gewesen, hätte er es wohl so ausgedrückt: Was dich betrifft, du kannst thun, was du willst, du bist und bleibst ein Gimpel.

Denn nicht jeder, der bereut, beweist damit, daß er nun, im Augenblick der Reue, stärker und besser ist als im Augenblick der unbesonnenen Handlung; zuweilen kann die Reue am besten zeigen, daß der Bereuende ein Hanswurst ist. — Von Thales erzählt man, daß, da seine Mutter ihn drängte zu heiraten, er erst antwortete, er sei noch zu jung, es sei noch nicht Zeit; und als sie später die Aufforderung wiederholte, antwortete, es sei nicht mehr an der Zeit. Auch in dieser Antwort liegt etwas Ironisches, das die weltliche Verständigkeit geißelt, welche die Ehe zu einem Unternehmen gleich einem Hauskauf machen will. Es gibt nämlich nur ein Alter, in dem es an der Zeit ist sich zu verheiraten, das ist, wenn man verliebt ist, in jedem andern Alter ist man entweder zu jung oder zu alt.

Solches ist immer vergnüglich zu bedenken; denn ist Leichtfertigkeit auf erotischem Gebiet fatal, so ist doch eine gewisse Verständigkeit noch fataler. Aber das eine Wort des Sokrates ist richtig verstanden im stande, abzumähen wie die Sense des Todes die ganze Frucht des verständigen Geschwätzes, das sich in den Ehestand hineinschwatzen will.

Ich stehe hier also bei dem entscheidenden Punkt: es soll ein Entschluß zu dem Verlieben treten. Ein Entschluß setzt Reflexion voraus, aber die Reflexion ist der Würgengel der Unmittelbarkeit. So steht die Sache; und wäre es richtig, daß sich die Reflexion auf das Verlieben werfen sollte, so wird es nie eine Ehe. Aber das soll sie gerade nicht, und was noch mehr ist, bereits ehe die Reflexion den Entschluß erreicht und gleichzeitig mit ihr geht der negative Entschluß, welcher jede Reflexion in dieser Richtung als eine Anfechtung fernhält. Während der Würgengel der Reflexion sonst ausgeht und über das Unmittelbare Tod ruft, gibt es doch eine Unmittelbarkeit, die er stehen läßt, die der Liebe, was ein Wunder ist. Wirft sich die Reflexion auf die Liebe, so bedeutet dies, daß man nachsehen soll, ob die Geliebte dem Ideal entspricht.

Jede, auch die lustigste Reflexion in dieser Richtung ist eine Versündigung, wie es auch eine Dummheit ist. Denn wenn auch der Liebende anscheinend die reinste Begeisterung hätte, nur das Anmutige zu entdecken und alle Beredsamkeit eines Dichters so fein zu reflektieren, daß selbst die zarteste weibliche Seele nur Wohllaut hören und den süßen Duft des Opfers vernehmen würde und die Versündigung nicht entdeckte — es ist doch ein Versuch, die Liebe erschöpfen zu wollen. Aber wie der Gott der Liebe blind ist, und das Verlieben selbst ein Wunder, was der Liebende und die verzweifeltste Reflexion bekennt oder bekennen muß, so muß der Liebende sich selbst in dieser Clairvoyance bewahren. Da ist eine Scham, gegen welche auch die anbetendste Bewunderung eine Kränkung ist, sie ist eine Art Untreue gegen die Geliebte; selbst wenn diese Bewunderung in der Meinung des Liebenden ihn noch unauflöslicher an sie bindet, sie hat ihn doch bereits gleichsam losgemacht; sie ist eine Art Untreue, weil in dieser Bewunderung eine Kritik schlummert. Außerdem ist Schönheit vergänglich, und Lieblichkeit kann verschwinden. Ob daher die Geliebte die Herrlichste unter den Weibern oder vom Glück nicht so begünstigt ist — das einzig richtige, kurze, volle, ausreichende Wort für den ganzen Inhalt der Liebe ist: Ich liebe sie! Und wahrlich, wer das erste Mal nicht mehr zu sagen hat und später ebenso bündig seine Seele im wahren Ausdruck des Liebens hält, ist ihr mehr treu als der, welcher der Menschen und Götter Geschlecht zu Gast laden könnte bei der Beschreibung der Anmut der Geliebten und es so vollendet thun könnte, daß sie alle, alle überwältigt und mißgünstig fortgingen.

Aber was gesehen und bewundert werden darf, ist ihres Wesens liebenswerter Gehalt. Hier zu bewundern ist keine Kränkung, wenn auch die Bewunderung von der Liebe lernen wird, nicht ein fader Schwätzer oder Geburtstagsdichter zu werden, sondern ein unvergängliches Klingen stiller Freude. Dieser seelische Gehalt

bekommt erst recht Gelegenheit, sich zu offenbaren in der Ehe, die das Füllhorn der Aufgaben besitzt: die beste Gabe, die man am Hochzeitstage empfängt. Selbst wenn die Geliebte, die ihr Leben für ihn opfern würde, wenn keine Gelegenheit zu größerem Beweis ist, sich schmückt, bloß um ihm zu gefallen, und sie, die Schöne, nun in ihrem liebenswürdigen Schmuck so reizend wäre, daß die Greise ihr wehmütig nachsähen, wie der Helena, da sie durch den Saal ging; wenn er mit einem einzigen Blick des Auges fehlsähe und sie bewunderte, statt den rechten Ausdruck des Liebens zu fassen, daß es geschah, um ihm zu gefallen, so ist er auf Abwegen, er ist in Gefahr, Kenner zu werden.

Wenn man sich daher eine Zeit des Liebens außerhalb der Ehe denkt, besonders als Verlobung, so verirrt man sich vielleicht oft, gerade weil der Liebe die wesentlichen Aufgaben fehlen, und deshalb können beide wohl auch kritisch werden. Was Bedreddin sagt von Gulnares Blick:

Wie mild das Grab sich öffnet, um zu senden
Die seligfrohe Seele in das Paradies,
So öffnet sie die holde Augenwimper
Und hebt empor zum Himmel ihren Blick —

das könnte man von der ganzen Offenbarung des liebenswerten seelischen Gehaltes verstehn für das unmittelbare Verlieben. Diese Unmittelbarkeit ist das Dunkle, aber mild wie wenn das Grab sich öffnet; so entfaltet sich verklärt die seelische Schönheit aus der Hülle des Verliebens, und in dieser Verklärung gehört sie dem Ehemann.

In welcher Richtung soll sich da die Reflexion bewegen, bis sie zum Entschluß kommt? denn die heilige Stelle des Verliebens und den geweihten Boden der Unmittelbarkeit darf sie nicht betreten. Die Reflexion wendet sich mit der Thatsache des Verliebens zur Wirklichkeit. Daß er verliebt ist, ist ihm das allergewisseste, und kein geschäftiger Gedanke, kein Wechselmakler rennt zwischen dem

Verlieben und dem sogenannten Ideal; das ist ein verbotner Weg. Die Reflexion fragt auch nicht, ob er heiraten soll, er vergißt nicht Sokrates. Aber Heiraten heißt in eine Wirklichkeit eintreten, in das Verhältnis zu einer gegebnen Wirklichkeit. Da liegt die Aufgabe der Reflexion. In einer rein ideellen Reflexion erschöpft der Beschuß ideell die Wirklichkeit, und der Schluß dieser ideellen Reflexion, der etwas mehr als summa summarum und enfin ist, ist gerade der Beschluß. Der Beschluß ist die durch rein ideelle Reflexion zuwege gebrachte Idealität, welche das erworbne Betriebskapital der Handlung ist.

„Doch", sagt einer, „das ist wohl gut genug, aber das wird viel Zeit kosten, und währenddem grünt das Gras — ein solcher Ehemann wird wohl nicht ein Hagestolz, aber ein alter Knabe." Keineswegs. Dasselbe würde ja auch gegen jeden andern Beschluß sprechen, und doch ist der Beschluß der wahre Beginn der Freiheit, und ein Beginn muß beizeiten kommen und in passendem Verhältnis zur Ausführung stehen, nicht einer Einleitung gleichen, die das ganze Buch vorwegnimmt, oder einer Adresse, welche der ganzen Session das Wort aus dem Munde nimmt. Aber die Lust fördert jede Arbeit, und besonders die Liebeslust hält wach auf der ritterlichen Wanderung nach dem Beschluß, die ritterlicher ist als ein Türkenzug, als eine Pilgerfahrt, rühmlicher als jede andre That in den Augen der Liebe, weil sie mit der Liebe selbst konzentrisch ist.

So geht jener glückliche junge Bursche (denn daß ein verliebter Jüngling glücklich ist, braucht man nicht zu sagen) an der Hand seines Genius und sieht über jenes ideale Abbild der Wirklichkeit hin, das sich ihm zeigt, während die Geliebte sitzt und wartet, sicher und selig; denn so oft er zu ihr zurückkehrt (um dann wieder, nachdem er auf der Wanderschaft gebetet, sie fortzusetzen, bis er das Kleinod, die Hochzeitsgabe, den Beschluß findet, die schönste und einzig würdige Gabe), hat sie ihn nie verändert

gesehen, so wenig wie seine Liebe sich auch nur in Bewunderung verändert.

Gerade weil der Beschließende so gestellt ist, bleibt die Reflexion ideal, und man eilt hurtig einen wunderlichen Richtweg. Und warum sollte man nicht einen Richtweg gehen, wenn es gewiß ist, daß er hurtig zum Ziel führt, hurtiger als ein andrer aber auch sicher, sichrer als ein andrer? Man hat richtig bemerkt, daß sich die Reflexion nicht erschöpfen läßt, daß sie unendlich ist. Ganz richtig, sie läßt sich nicht in Reflexion erschöpfen, so wenig wie der, welcher noch so hungrig ist, seinen eignen Magen speisen kann, weshalb man jeden, er sei ein systematischer Heros oder ein Zeitungsbote, für einen Münchhausen ansehen kann, wenn er erzählt, er habe es gethan. Dagegen ist die Reflexion erschöpft im Glauben, der gerade die ideelle Vorausnahme der Unendlichkeit im Entschluß ist. So ist der Entschluß eine durch die rein ideell erschöpfte Reflexion gewonnene neue Unmittelbarkeit, die gerade der Unmittelbarkeit des Verliebens entspricht. Der Entschluß ist eine auf ethische Voraussetzungen gegründete religiöse Lebensanschauung, die der Liebe den Weg bahnen und gegen jede äußere und innere Gefahr sichern soll. Sieh, im Verlieben sind die Liebenden gleichsam aus der Wirklichkeit ins Paradies entrückt in dem fernen Asien bei den stillen Binnenseen oder im Urwald, wo die Stille wohnt und keine Spur von Menschen sich zeigt, aber der Entschluß weiß den Weg zur Gemeinschaft der Menschen zu finden und diesen sichern Weg zu bahnen, während die Liebe nicht nach solchem sieht, sondern glücklich ist wie ein Kind, das die Eltern für alle Beschwerden sorgen läßt. Der Entschluß ist nicht des Mannes Mut und nicht des Mannes Kraft und nicht des Mannes Klugheit, sondern er ist ein religiöser Ausgangspunkt Die Unmittelbarkeit des Verliebens erkennt nur eine Unmittelbarkeit als ebenbürtig an, das ist die religiöse Unmittelbarkeit; die Liebe ist zu jungfräulich, um einen andern Mitwisser anzuer-

kennen als Gott. Aber das Religiöse ist eine neue Unmittelbarkeit und hat die Reflexion unter sich; andernfalls wäre das Heidentum eigentlich religiös, das Christentum nicht. Daß das Religiöse eine neue Unmittelbarkeit ist, versteht auch leicht jeder Mensch, der sich begnügt, den ehrlichen Weg eines gesunden Menschenverstandes zu gehen. Und obschon ich mir nur wenige Leser denke, gestehe ich doch, daß ich mir meine Leser unter diesen denke, da ich weit entfernt bin, die Bewunderten belehren zu wollen, die um systematische Entdeckungen zu machen aus ihrer guten Haut gefahren sind und sich in den „wirklichen Schein" stecken.

So siegreich die Reflexion zu durchdringen, bis man den Entschluß gewinnt, ist nicht so schwierig, besonders wenn man die Leidenschaft der Liebe als Impuls hat, und ohne Leidenschaft kommt man nie zu einem Entschluß, wohl aber unterwegs in Geschwätz mit Krethi und Plethi, bekommt viel in der Welt zu sehen und viel zu schwatzen, wie der Mann, der aus Unachtsamkeit um die ganze Welt reiste, weil er zu lange an Bord blieb, oder um mich minder scherzend auszudrücken: Wer nicht Leidenschaft hat, sieht nie das verheißne Land, sondern kommt in der Wüste um.

Gerade weil die Reflexion ganz ideell ist, wird eine einzige Möglichkeit, die man denkt, genug sein, daß man sich religiös beschließen muß. Woran er auch denken mag, und wäre es nur die Ungewißheit der Zukunft, durch die Kraft des Gedankens und die liebevolle Bekümmerung wird es eo ipso so fürchterlich, daß er es aus sich selbst nicht überwinden kann. Er gerät da auf den Grund, er muß entweder seine Liebe lassen — oder an Gott glauben. So ist das Wunder des Verliebens zu dem Wunder des Glaubens hinübergeführt, oder die Absurdität des Verliebens in die Absurdität der Religiosität. Nur frischer Mut! Ein einfacher vernünftiger Mann, der den gesunden Menschenverstand respektiert, kann gut verstehen, daß das Absurde da ist und daß

es sich nicht verstehen läßt; für systematische Denker ist das glücklicherweise verborgen.

Will man sich aber mit seiner Liebe hinauswagen, so darf man sich nicht in seiner Besonderheit festhalten wollen. Der Trost ist gerade, daß man ist wie andre Menschen und in dieser allgemeinen Menschlichkeit ein Verhältnis zu Gott durch den Glauben und durch den Beschluß hat. Das ist das Reinigungsbad des Beschlusses, es ist ebenso schön wie das griechische vor dem Gastmahl oder wie Aladdins erwünschtes Bad vor der Hochzeit. Alles, was irdische Eitelkeit, Selbstsucht, fuselhafter Mannesmut, kritisches Resultat u. s. w. heißt, wird verzehrt, und im Entschluß ist der Ehemann der göttlichen Gabe des Verliebens wert.

Wird der Liebende auf dem Wege zu dem Entschluß durch irgend eine Mißlichkeit auf seine Eigenart hingeführt, und auf eine Eigentümlichkeit, die nicht ohne weiteres im Bade des Beschlusses abgeht, sondern die ihm nicht gestattet, sich damit zu trösten, daß er wie die andern ist; kommt er, um es anders auszudrücken, in Reue, so kann es weite Aussichten haben, und wenn er, wie angenommen, verliebt ist, so kann er sich als den ansehen, der dazu ausersehen ist, vom Dasein examiniert zu werden; denn wenn die Liebe Kreuz- und die Reue Querfragen stellt, kann das Examen leicht zu schwer werden. — Doch das will ich hier nicht verfolgen, die Art Schwierigkeiten gehört nicht in eine allgemeine Erwägung.

Aber hat jener glückliche Bursche (denn daß ein liebender Jüngling glücklich ist, braucht man wohl nicht erst zu sagen) gefunden, was er suchte, so hat er wie jener Mann im Evangelium alles verkauft, um den Acker zu kaufen, in dem der Schatz lag, nur darin verschieden von jenem Mann, daß er in gewisser Weise den Acker besaß, ehe er alles verkaufte, um ihn zu erwerben; denn im Grunde der Liebe fand er auch die Perle des Entschlusses. Er kehrt heim von seiner heiligen Wallfahrt, er gehört ihr, er

ist fertig — fertig, zu treten an den Fuß des Altars, wo die Kirche ihm verkündigen soll, ein rechter Ehemann zu sein.

So stehen wir nun bei der Trauung. Unser junger Bursch ist kein alter Mann geworden, nein, man braucht nicht Jahr und Tag, um so zu reifen. Ja, ist er nicht richtig verliebt und hat er keinen ethischen Drang und keine religiösen Voraussetzungen in seiner Seele, so wird er gleichwohl nicht reif. Aber das Ewige braucht nicht vielmal zuzugreifen, um den rechten, gelegnen Augenblick zu finden, und in diesem ist er gereift. Diese Reife macht ihn wohl in gewissem Sinn älter, aber sie gibt ihm gerade die ewige Jugend, und in diesem Sinn macht auch das Verlieben älter.

Daß ein liebender Jüngling ein schöner Anblick ist, braucht man nicht erst zu sagen, aber wohl vielleicht, daß ein Ehemann ein noch wohlthuenderer Anblick ist, es wäre denn, daß der Altar zum Ärgernis ist; denn es ist doch verkehrt, bloß ein liebender Jüngling sein, wenn man da vortreten will. Oder ist der Ehemann nicht ebenso reich und glücklich wie der Jüngling? Ist mein Reichtum geringer, weil ich ihn in der einzigen verbürgten Sicherheit habe? ist meine Forderung an das Leben etwa geringer, weil ich sie auf gestempeltem Papier habe? ist mein Glück geringer, weil Gott im Himmel dafür bürgen will, und nicht im Scherz, wie die Rede von Eros Scherz ist, sondern in Ernst und Wahrheit, so wahr der Entschluß ihn festhält? Oder sollte vielleicht die Sprache, die der liebende Jüngling zu führen weiß, frömmer sein, als die der Ehemann zu verstehen weiß? Ist nicht die Trauung selbst eine so dunkle Rede, daß mehr als ein Dichter dazu gehört, sie zu verstehen; ist sie nicht ein so dreist gewagtes Wort, daß, wer sie nur halb versteht, Sinn und Sammlung verlieren muß? Von Pflicht zu einem Liebespaar reden — oder das verstehen und doch durch das festeste Band der Unmittelbarkeit an die Geliebte gebunden sein; vom Fluch reden,

der auf dem Menschengeschlecht ruht, von den Beschwerden des Ehestands, vom Schmerz des Weibes und dem sauern Schweiß des Mannes — und doch verliebt sein und in der Unmittelbarkeit des Liebens vergewissert, daß nur Glück seiner wartet; das Hören, den Entschluß sehen, den Sinn fest darauf halten und zugleich den Myrtenkranz auf dem Haupte der Geliebten sehen — wahrlich, ein Ehemann, ein rechter Ehemann ist selbst ein Wunder! Die Stimme der Geliebten hören können, während die Orgel tönt! Die Lust der Liebe festhalten können, während das Dasein alle Macht des Ernstes über ihm und der Geliebten sammelt!

Aber nun zu ihr, denn ohne Entschluß gibt es keine Ehe. Eine weibliche Seele kann und soll die Reflexion nicht haben wie der Mann. So soll sie deshalb nicht zum Entschluß kommen. Aber hurtig wie der Vogel kommt sie von der ästhetischen Unmittelbarkeit zu der religiösen, und man kann in ganz anderem Sinn vom Weib als von dem Manne sagen, daß es ein verderbtes Weib ist, welches die Liebe nicht gottesfürchtig macht. In der religiösen Unmittelbarkeit reifen sie zu Eheleuten; aber der Mann kommt dahin durch eine ethische Entwickelung. Ein griechischer Weiser hat gesagt, Töchter sollen heiraten, wenn sie Mädchen an Alter, aber Frauen an Verstand sind. Das ist recht hübsch gesagt, aber man erinnre sich, daß ein Weib an Verstand nicht ein Mann an Verstand ist. Der höchste Verstand, den ein Weib mit Ehre und in Schönheit hat, ist eine religiöse Unmittelbarkeit.

Ich habe oft mit Vergnügen bedacht, wie ein Mädchen und der junge Mann einander entsprechen müssen, um rechte Eheleute zu sein. Und aufrichtig gesagt, wer nicht Freude daran hat, das zu bedenken, der hat vielleicht Sinn für das Schönste in der Natursphäre, für ein liebendes Paar, aber nicht Geistessinn und nicht Glauben an Geist. Will man sagen, daß ein Ehestand, der die Idee ausdrückt, selten zu sehen sei, nun wohl, so sieht man vielleicht auch selten, daß ein Mensch, der, wie wir

alle thun, an die Unsterblichkeit, an Gottes Dasein glaubt, wirklich die Idee in seinem Leben ausdrückt.

Das Weib ist in ihrer Unmittelbarkeit wesentlich ästhetisch, aber gerade weil sie es wesentlich ist, deshalb ist auch der Untergang zum Religiösen direkt. Die weibliche Romantik ist im nächsten Augenblick das Religiöse. Ist sie es nicht, so ist sie nur eine sinnliche Begeisterung und dämonische Inspiration der Sinnlichkeit, die heilige Reinheit der Scham ist in eine Dunkelheit verwandelt, die versucht und erhitzt.

Im Weib ist auch unmittelbares Verlieben; das ist das Gemeinsame. Aber der Übergang zum Religiösen geschieht ohne Reflexion. Indem nämlich eine Ahnung von dem Gedanken, welchen die Reflexion des Mannes ideell erschöpft hat, an ihrem Bewußtsein vorüberzieht, sinkt sie zusamman, aber der Mann eilt zu Hilfe, er steht fest, und die Geliebte stützt sich auf ihn, bis sie die Augen wieder aufschlägt. In dieser Betäubung ist sie aus der Unmittelbarkeit der Liebe in die der Religion versetzt und hier begegnen sie sich wieder. Nun ist sie fertig zur Trauung, denn ohne Beschluß keine Ehe.

Es gibt ein Bild von Romeo und Julie — ein ewiges Bild. Ob es in künstlerischer Beziehung ausgezeichnet ist, lasse ich unentschieden, ob die Formen schön sind, beurteile ich nicht, dazu fehlt mir Sinn und Tüchtigkeit. Das Ewige im Bilde ist, daß es ein liebendes Paar darstellt in einem wesentlichen Ausdruck. Es braucht keinen Kommentar, man versteht es gleich, und auf der andern Seite: kein Kommentar gibt diese Ruhe in der schönen Situation des Liebens. Julie ist zu den Füßen des Geliebten bewundernd niedergesunken, doch aus dieser anbetenden Stellung erhebt sie die Hingebung in einem Blick voll Himmelsseligkeit, aber Romeo hält diesen Blick fest und in einem Kuß ist alles Sehnen der Liebe für ewig beruhigt; denn der Abglanz der Ewigkeit umstrahlt den Augenblick, und so wenig wie Romeo und Julie, so wenig

denkt einer, der das Bild betrachtet, daran, daß ein nächster Augenblick kommt, wäre es auch nur um, die heilige Besiegelung des Kusses zu wiederholen. Frage nicht die Liebenden, denn sie hören deine Stimme nicht, sondern frage in die Welt hinaus, in welchem Jahrhundert das geschah, in welchem Lande, zu welcher Jahreszeit, was die Uhr war, keiner sagt es, denn es ist ein ewiges Bild.

Das ist ein liebendes Paar; eine ewige Aufgabe für die Kunst, aber ein Ehepaar ist es nicht. Sollte ich daneben das Ehepaar nicht nennen dürfen, sollte das Liebespaar herrlicher sein, weil ihm etwas von der unsichtbaren Herrlichkeit fehlt, die der Ehestand hat? Wenn es so wäre, warum wollte ich dann Ehemann sein? Sowenig nämlich jedes liebende Paar Romeo und Julie ist, aber es doch jedem Liebespaar eine schöne Freude ist, dies Vorbild zu haben, so wenig ist jedes Ehepaar vollkommen; aber hier handelt es sich ja nur um das Vorbild, und nach dem Souverän, wenn ich so sagen darf, bestimmt sich der Rang der Diener.

Sie knieet da nicht anbetend, denn der Unterschied, welchen für die Unmittelbarkeit der Liebe der Stärke des Mannes das Übergewicht gibt, ist ahnend in einer höhern Einheit aufgehoben durch die göttliche Gleichheit in der Religion. Sie sinkt nur, sie will in liebender Bewunderung knieen, aber sein starker Arm hält sie aufrecht. Sie sinkt, doch nicht vor dem Sichtbaren, sondern vor dem Unsichtbaren, vor der Gewalt des Eindrucks, da greift sie ihn, wie er sie bereits unterstützend hält. Er selbst ist bewegt, indem er sie faßt, und wäre der Kuß nicht die gegenseitige Unterstützung, so müßten beide wanken. Das ist kein Bild, da ist nicht Ruhe in der malerischen Situation; denn wie man sie fast sinkend in Anbetung sieht, so sieht man in dieser unterbrochnen Stellung die Notwendigkeit einer neuen: daß sie aufrecht an seiner Seite steht, man ahnt ein neues Vorbild, das wirkliche der

Ehe, weil Eheleute Nebenwinkel auf derselben Basis sind. Was bringt die Unabgeschlossenheit in das erste Bild? was wird in den Wackeln gesucht? es ist die Gleichmäßigkeit des Entschlusses, es ist die höhere Unmittelbarkeit des Religiösen.

Man blase deshalb auf alle Einwendungen, welche bloß sich selbst ausschließen. Sogar wenn der Gegner mit Hohn sagt: Habeat, vivat cum illa, so schwatzt er ja dem Ehemann nach dem Munde, denn das will er ja gerade, und der Gegner selbst kann nicht wollen, daß man es unterließe zu heiraten, sonst hätte er ja nichts zu spotten, und wir würden alle so vornehm wie der Gegner. So scheint mir die Ehe das Allergesichertste zu sein. Die Liebe sagt: Dein für immer! die Trauung sagt: Du sollst alles verlassen, um ihr zu gehören; der Gegner sagt: Behalte sie. Aber dann gibt es ja keine Einrede; denn wenn die Einrede meint, der Ehemann werde lächerlich, das hindert ihn ja nicht, alles hinter sich zu lassen (den Spott auch), um bei ihr zu bleiben. Ja, wenn der Spötter selbst sie haben wollte, und auf Grund seines Einspruchs nachgeforscht werden sollte — aber das kann nicht geschehen, denn nur der gesetzliche Einspruch wird untersucht, und soll auch der gesetzliche „nachher stillschweigen", so ist da niemals einer, der den ungesetzlichen aufruft.

Da ich inzwischen hier nach Zeit und Gelegenheit und, wie es sich für einen Ehemann ziemt, in Hast in der Luft gefochten habe nach Einwendungen, die meist aus der Luft gegriffen sind, so will ich die Sache auch von einer andern Seite ansehen.

Ich sage nicht, daß der Ehestand das höchste Leben ist, ich kenne ein höheres, aber wehe dem, der unberechtigt ihn überspringen will. In diesem Engpaß wähle ich meinen Platz, um in Gedanken, wenn ich so sagen darf, den zu visitieren, der vorbeischlüpfen will. Es ist leicht zu sehen, in welcher Richtung jener fingierte Ausbruch aus dem Dasein geschehen muß. Er muß in der Richtung auf das Religiöse geschehen, in der Rich-

tung auf Geist, daß man über dem geistigen Wesen vergessen will, daß man auch Mensch ist und nicht, wie Gott, allein Geist.

Man kann sich denken, daß die geringachtende Betrachtung der Ehe im Mittelalter in ganz andrer Gestalt wiederkehrt als Intellektualität, die nicht aus dogmatischen und übersittlichen Gründen darauf verzichtet, sondern aus Geistesüberhebung sie verschmäht. Das entsprechende Extrem zeigt sich bereits; denn gerade weil die aufgeblasne Intellektualität die ethische Pointe verfehlt hat, kann sie Vergottung des Fleisches predigen; aber Vergottung des Fleisches ist ein Ausdruck dafür, daß das Fleisch in bezug auf die Intellektualität indifferent geworden ist. Der entgegengesetzte Ausdruck ist, daß es ganz annulliert wird, daß die Geistigkeit den vergänglichen Körper, in dem sie lebt, nicht anerkennen will, noch diese Zeitlichkeit, in der sie ihr Heim, ihre vorübergehende Wohnstätte hat, noch diese Stückweisheit, aus der sie sich sammeln soll. Es gibt verschiedne Arten vor Exzentrizität; die theozentrische hat billigen Anspruch, daß ihr der Platz angewiesen werde, wo sie hingehört. Aber theozentrisch ist ja die Spekulation, und der theozentrische Spekulant und die theozentrischen Theorien. Solange es dabei bleibt, daß der Theozentrische sich begnügt, dreimal in der Woche nachmittags von 4—5 theozentrisch zu sein — auf dem Katheder, aber sonst Bürger und Ehemann und Schützenkönig ist, wie einer von uns andern, so kann man nicht sagen, daß die Zeit übervorteilt sei; ein solcher theozentrischer Abstecher dreimal in der Woche, ein Schlendergang, mag wohl ohne weitere Folgen bleiben.

Macht man dagegen Ernst mit der Vergottung der Intellektualität, hat einer genug dämonische Idealität, um sein Dasein dementsprechend auch wirklich so zu gestalten, indem er, wie der Ehemann, bei seinem guten Beschluß jedes Gegenargument des Daseins als Anfechtung betrachtet, so hat er gethan, was er vermochte, um sich als Ausnahme hinzustellen. Es läßt sich auch

nicht leugnen, daß ein Mensch wenigstens eine Zeitlang alles für seinen beschloßnen Versuch wagen kann, es läßt sich auch nicht leugnen, daß er sein Leben damit wagen kann, aber damit gewinnt er keine Berechtigung, sowenig wie man Verjährungsrecht an gestohlenem Gut gewinnt. Ein solcher ist da wohl in gewissem Sinn eine Ausnahme, auch in dem Sinn, daß er als Dämon mehr Willenskraft als der Durchschnitt der Menschen hat, welche, um dämonisch zu reden, es nicht so weit bringen, böse zu sein.

Dagegen hat ein solcher nicht das Mindeste, was einen Richter bestechen und abhalten könnte, ihn für unberechtigt zu erklären; er hat nicht das Mindeste, das zum Mitleid bewegen könnte, wenn man ihn in den Abgrund stürzen sieht, den er sich bereitet hat. Die reine Intellektualität ist nämlich eine ungeheure Abstraktion, und auf jener Seite der Abstraktion sieht man nichts, auch nicht die fernste Andeutung einer religiösen Idee. Die Ausnahme ist ein Auswanderer, aber von eigner Art, denn er wandert nicht nach Amerika oder in einen andern Weltteil jenseit des Meeres oder jenseit des Grabes, nein, er verschwindet. Es kann wohl scheinen, als blieben ihm manche zeitliche Interessen übrig, wenn er sich zunächst gegen die Ehe wendet. Aber das ist nicht so; die Ehe ist das Zentrale in der Zeitlichkeit, und die Persönlichkeit kann sich nicht unmittelbar an die Idee des Staates halten. Es müßte denn sein, daß er sich ganz für den Staat opfern und deshalb nicht heiraten wollte. Aber das ist ein eitler Widerspruch, indem er nicht die Konsequenz seiner Idee respektiert, welcher doch Gehorsam lieber ist, als das Fett von den Widdern. Soll er durch seine Idee berechtigt sein, die Ehe zu überspringen, so muß seine Idee gleichgültig sein gegen die Idee des Staates. Man muß nur hier wie immer sich erinnern, daß nicht die Rede davon ist, daß einer sich zufällig nicht verheiratet, sondern davon, daß er sich nicht verheiraten will. Jede Persönlichkeit, die in der Geistes-

welt rangiert, hat einen Entschluß, und der Rang richtet sich nach dem Entschluß.

Die unendliche Abstraktion bekommt aber einen Anhaltspunkt hinter sich; auch die Begeisterung der Selbstvernichtung wird nur ein kleines Wagnis im Vergleich mit dem, was zu gewinnen ist, sobald der, welcher der Welt entsagt und das Gelübde der Keuschheit ablegt, einen religiösen Hintergrund hat. Ein solcher thut den Schritt, mit dem er das Dasein überschreitet, nicht für nichts. Wohl heftet er den Blick nicht an den Lohn, aber er arbeitet doch getrost auf ihn hin; wie der, welcher rudert, auf das Ziel zurudert und doch beständig dem Ziel den Rücken zukehrt, so arbeitet er sich aus dem Dasein hinaus.

Daß solche Fahrt eine religiöse Abstraktion ist, ist ganz wahr, aber daß solches so veraltet wäre, daß es nicht in einer Wiederholung spuken könnte, ist minder wahr. Es ist offenbar, daß das Religiöse lange genug brachgelegen hat; wenn es sich mit idealer Energie zu regen beginnt, ist es nicht zu verwundern, wenn es wieder fehlgreift. Die wahre Sammlung für das Religiöse zu finden, ist nicht leicht, denn das Religiöse hat beständig die unendliche Abstraktion zu seiner Voraussetzung und ist keine einfache Unmittelbarkeit. Man redet zuweilen wohlgemeint sehr schön und sehr wahr von dem Religiösen und nimmt zuweilen vielleicht mit einem einzigen Wort alles zurück, ohne es selbst zu bemerken, da es sich zeigt, daß man von dem rein Unmittelbaren redet. Ich ziele beständig auf den Ehestand. Einen richtigen religiösen Ausdruck genau und kategorisch bestimmt für den Ehestand halte ich noch für ein pium desiderium. Das Mittelalter verzweifelte daran, und die letzten Jahrhunderte, die stolz genug darauf sind, viel weiter zu sein als das Mittelalter (allerdings nicht in Religiosität, sondern in Weltlichkeit), haben wenig dazu beigetragen. Über solches nachzudenken thut, wie ich meine, ein Ehemann gut, und wenn er ein bißchen Schriftsteller

sein will, auch darüber zu schreiben; überdies ist ja alles andre vorweggenommen, auch die Astronomie.

Es kann ja doch nicht geleugnet werden, daß religiös angesehen es weder davon- noch dazuthut, ob ein Mensch verheiratet war oder nicht. Hier öffnet das Religiöse den unendlichen Abgrund der Abstraktion. Doppelzüngigkeit hilft auch nicht. Will man bekümmert Wegleitung bei der religiösen Rede suchen, so findet man vielleicht öfter Mehrdeutigkeit als man glaubt, und als der Redner selbst weiß. Man preist den Ehestand, wenn davon die Rede ist; stirbt dagegen eins unverheiratet, so, ja so ist eben nicht die Rede vom Ehestande, und so redet man mit fast humoristischem Schwunge davon, daß ob man verheiratet war oder nicht gleichviel zur Sache thut. Aber wer nun beide Reden anhören soll? Denn wenn man so redet, ist es weit schwieriger, ein guter Zuhörer zu sein, der Wegleitung und Belehrung mitnimmt, als ein Redner, der in jeder Weise zu Diensten ist. Man behauptet die Bedeutung der Zeitlichkeit, ihre ethische Bedeutung, man nennt sie die Zeit der Gnade, den Raum für die Bekehrung, den Termin der Entscheidung, der für die Ewigkeit entscheidet; aber dann stirbt ein Kind, man hält eine Leichenrede oder spricht in der Predigt zu den betrübten Eltern, die ein Kleines verloren haben, und ist darin humoristisch über allen Tand der Zeitlichkeit hinweg, man redet von den siebzig Jahren als einer übeln Mühe und Geistaufreibung, davon daß alle Flüsse ins Meer münden, und es doch nicht voll wird. Da waren die Römer konsequenter, sie ließen die kleinen Kinder im Elysium weinen, weil sie nicht die Erlaubnis bekamen zu leben. Inzwischen arbeitet man an dem System, Herr Gott, eine Lebensbetrachtung wäre ja bereits im Verhältnis zur Leistung zu viel gefordert. Und so viel ist da auch gewiß, daß es nicht angeht, viele herrliche Reden zu haben und Sinn in allen, aber nicht einen in allen.

Mit jener religiösen Abstraktion will man allein Gott an-

gehören; für diese Liebe will man alles verschmähen, verlassen, aufopfern (das sind Nüancen); in dieser Liebe will man sich nicht durch andres stören, zerstreuen, fesseln lassen; man will in dieser Liebe ein reines, ungehemmtes Verhältnis zu Gott haben, nicht durch etwas andres zu ihm in Beziehung stehen. Der Stolz in dieser Abstraktion kann sehr religiös gemäßigt sein durch Demut vor Gott, aber die Abstraktion muß bis auf weiteres als unberechtigt angesehen werden, weil sie sich ganz abstrakt zu dem stellt, dem man entsagt. Es beschäftigt nicht, der Liebe schöne und der Ehe wahre Realität (um bei dem Meinen zu bleiben) zu fassen, die Beschäftigung damit gilt für Anfechtung. Dies ist die Inhumanität darin, die man jedoch vorsichtig beurteilen soll, und der gegenüber man vor allem nicht Eisenbahn-Spekulationen und Komitee-Plaudereien und andre solche Geschäftigkeit anpreisen soll, als wäre ein solcher Rumor und Hurlumhei der wirkliche Inhalt der Zeitlichkeit.

Die Inhumanität gegen die Menschen ist zugleich Zudringlichkeit gegen Gott. Wie gesagt, die Inhumanität liegt nicht darin, daß man das Höchste will; das ist gar nicht inhuman, und die Proklamationen oder Anathemata von einer weltlich wohlhabenden aber doch geistigen Lumpenburg, wo man würdig ist, wenn man ist, wie die Leute meist sind, und wo noch beständig die Mißgunst des Ostrazismus und das Argument der Topfscherben gegen jeden Bessern gebraucht wird, bedeuten hier gar nichts. Auch liegt die Inhumanität nicht darin, daß die Lebensanschauung auf eine Zufälligkeit sich gründe, bei der manche ausgeschlossen wäre, denn ein solcher leugnet ja nicht, daß es jeder halten könne wie er, und alles Geschwätz darüber, es sei zwar groß, aber es könnten es doch nicht alle thun, was sollte dann aus der Welt werden — das stammt von Lumpenburg, wo man nicht verstehen kann und will, daß, wenn es richtig ist, die Folgen Gott zu überlassen sind, der Lumpenburgs Hilfe dabei nicht braucht. Nein,

die Inhumanität liegt darin, daß er sich nicht eingehend das verständlich machen will, worin die meisten Menschen ihres Lebens Inhalt haben; deshalb kann er auch nur einen Schein von Recht haben. Die Zudringlichkeit gegen Gott ist eine Art dreiste Kameradschaft, ob er es auch selbst nicht so versteht. Er kann sogar in Wahrheit demütig sein, aber so kann auch ein Unterthan die loyalste Begeisterung für seinen König haben und die weit übertreffen, die weder kalt noch warm, sondern numerus und pecus sind, aber doch beanspruchen, einen andern Weg zu gehen, wenn sie Audienz suchen, als den für alle Unterthanen befohlnen. Mich dünkt, es muß etwas Fürchterliches darin liegen, abgewiesen zu werden und zu hören: Den andern Weg, dann wollen wir sehen, was sich thun läßt. Wer nämlich Innerlichkeit genug hat, um zu fassen, daß das Religiöse die höchste Liebe ist, wie niederbeugend, wie vernichtend muß es für ihn sein zu entdecken, daß er sich zuviel herausgenommen, daß er zu frei gewesen, den Geist betrübt, seine Liebe gekränkt hat, ach, um so schwerer, wenn er wirklich gemeint hat, seinem Verhältnis den höchsten Ausdruck zu geben.

Eine solche Ausnahme will also das Allgemeine ignorieren, sie will die Wirklichkeit überbieten. Daraus sieht man gleich, sie ist unberechtigt. Schwieriger wird es, wenn man unterbieten will. Wie, wenn einer den Ehestand anerkennt, aber er selbst sei zu unglücklich, ungeschickt zu dieser Freude, zu dieser Sicherheit in der Existenz, er sei schwermütig, sich selbst eine Bürde und fühle, daß er es andern werden müsse. Keine Hitzigkeit im Urteilen; auch der Schwächere hat sein Recht, auch die Schwermut ist etwas Wirkliches, das man nicht mit einem Federstrich auslöschen kann. Also, nachdem er sich so über das Dasein erklärt hat, findet er Trost in einer religiösen Abstraktion. Wenn der, welcher auf ungewöhnlichem Wege Audienz sucht, beinahe Mitleid erregt, scheint es in seiner Ordnung, daß er Gehör findet.

Die Mißlichkeit ist jedoch wieder, daß er ganz abstrakt von dem redet, was er aufgeben will. Gerade weil er schwermütig ist, hat er eine abstrakte Vorstellung davon, daß das Leben für andre so froh und glücklich ist. Aber wie das Fremde ist, kann man in abstracto nicht wissen. Hierin liegt auch die Fälschung, die mit aller Schwermut verbunden ist. Wenn das Unglück, mit welchem der Schwermütige zu kämpfen hat, noch so bestimmt ist, es hat für ihn immer einen Zusatz von Phantasie. Ist aber der Schwermütige einmal drin im Dasein, so kann er doch ganz gut mit in Handel und Wandel gehen, sein wie andre Menschen, obgleich ein kleines Falsum dabei ist, und er auch zu dem Kleinsten, das er sich vornimmt oder leidet, einen kleinen Zuschuß aus dem unerschöpflichen Fonds der Einbildung zu privatem Gebrauch bekommt. Kann er dagegen das ganze Dasein abstrakt beurteilen, so bekommt er eigentlich nie zu wissen, was er aufgibt. Die Daseinsfreude, welche, wie er meint, die andern genießen, wird für ihn eine doppelte Bürde, da er ohnehin genug zu tragen hat. Hier liegt die komische Seite der Schwermut, denn es geht dem Schwermütigen oft wie es jenem Schneidergesellen ging, von dem Hebel erzählt. Er wollte mit einem Schiff fahren, das den Rhein hinaufgezogen wurde, und handelte um den Preis; da sagte der Schiffer, er könnte für das halbe Geld mitkommen, wenn er an der Seite gehen und mit ziehen wollte. Ach, so geht es dem Schwermütigen; indem er sich abstrakt zum Leben stellt, glaubt er für halben Preis durchzukommen, und merkt nicht, daß er so gut wie die Schiffsleute zieht und obendrein Geld zugibt.

Was diesen beiden Arten von Leuten mangelt, ist offenbar die Erfahrung. Hieraus ersieht man leicht, daß keiner aus sich selbst eine berechtigte Ausnahme werden kann. Es muß zuerst und zuvörderst etwas geschehen. Ich rede übrigens hypothetisch, denn ich weiß nicht, ob es eine berechtigte Ausnahme geben kann, aber ich will der Sache so nahe kommen wie ich kann. Es muß

also anders zugehen, es muß einer sein, der in sicherm Einverständnis mit dem Dasein hingegangen ist und plötzlich stutzig gemacht wird. Er muß also eine Liebe haben, eine wirkliche Liebe. Wohl sagt ein altes Wort, daß man dem Gott der Liebe nicht widerstehen könne; aber wer von Beginn an sich mit Entschluß dagegen stemmt, wird immer das Eindringen der Liebe zu hindern vermögen oder sie in der Entstehung töten. Gegenüber einer unmittelbaren Existenz ist die Liebe immer die stärkere Macht, aber gegen einen, der sich dagegen gewappnet hat, ist sie es nicht.

Ich fordre also zuerst, daß man wirklich verliebt ist. Eine gebrochne Liebe ist genug für einen Menschen, aber soll der Liebende sie brechen, so ist der Bruch ein zweischneidiges Schwert in seiner Hand, das keinen Griff hat, obschon er es halten soll; da schmerzt die Operation ebenso tief autopathisch wie sympathetisch. Vielleicht sagt einer: „Ist erst die Liebe gegeben, dann ist es unmöglich; in der Liebe ist alles eingesetzt, und alles eingesetzt für eine Geliebte, das heißt den höchsten Einsatz verdoppeln; wie unmöglich, da abzuspringen, alles verlieren wollen, die Ehre mit, es ist unmöglich wenn er wirklich liebt." Ja, wenn er nicht wirklich liebt, da ist es unmöglich, recht gegen das Dasein zu bekommen, aber das andre ist nicht unmöglich. Wer mit der Wirklichkeit brechen will, soll wenigstens wissen, womit er bricht. Ich bin weit entfernt, grausam zu sein; so wenig wie ich grausam bin, wenn ich ruhig als Untersuchungsrichter sitze und alles, was bange macht, hervorrufe, um in den friedlichen Hag des Rechts und der Rechtschaffenheit zurückzuschrecken, so wenig bin ich es hier. Es ist möglich, daß wer den Zweig des Glückes in der Liebe zu sich niederbeugte, ihn abhauen kann, um durch seine Kraft in Todesmarter geworfen zu werden, um so mehr leidend, weil er zugleich die Geliebte zerreißt. Es ist möglich, wenn er sicher mit seinem Glück segelt, da niederzusteigen und ein Loch in das Schiff zu bohren, und sich und die eine in Meeresnot zu

bringen, es ist möglich, wenn er wirklich verliebt ist; und ist er es nicht, so hat er unmöglich das Recht der Ausnahme. Es ist fürchterlich, einem Rasenden ein Schwert in die Hand zu geben, aber es ist ebenso fürchterlich, wenn einem das Glück in die Hand gelegt wurde, und er so ist; denn wahnsinnig braucht er noch nicht zu sein. Was ihn bewegt, will ich hier nicht verfolgen, ich will nur die psychologischen Voraussetzungen, die seelischen Zustände schildern, die da sein müssen, wenn überhaupt von berechtigter Ausnahme die Rede sein soll.

Dann fordre ich, daß er Ehemann ist. Das ist fürchterlicher als die Ehre verlieren, und der Schrei der Vaterlosen klingt lauter als die Schmach der Unehre und fürchterlicher als die Einsamkeit des betrognen Mädchens ist der Frau, der Mutter tausendzüngiges Elend, wenn sie verlassen ist. „Es ist unmöglich, sagt einer, wenn er wirklich so an das Dasein geknüpft ist, da abzubrechen.“ Doch wer als Untersuchungsrichter sitzt, darf nicht bewegt werden, nicht aus Schreck von der Wahrheit weichen, nicht um einen Heller die Gerechtigkeit betrügen; die Ausnahme soll ihre Berechtigung nicht für eine runde Summe kaufen, sondern bis zum letzten Heller bezahlen. Ist bei dem Lieben noch nicht religiöse Auffassung vorauszusetzen, die Ehe ist unbedingt von religiöser Herkunft. Wer sie bricht, bringt nicht bloß alles Elend über sich und über die, welche er liebt, sondern er bringt das Dasein in Widerspruch mit sich selbst, er bringt Gott in Widerspruch mit sich selbst. Unmöglich ist es nicht für einen Rasenden, und doch braucht er nicht wahnsinnig zu sein. Was ihn bewegen kann, will ich hier nicht versuchen darzulegen, ich entwickle nur die psychologischen Voraussetzungen; sind diese nicht in all ihrem Schrecken zur Stelle, so wird es keine berechtigte Ausnahme.

Nun ist der Bruch geschehen, ich gehe weiter. Ich fordre, daß er danach das Dasein lieben soll; wird er dem Dasein feind, da ist er unberechtigt; denn weil er damit brach, deshalb ist es

ja nicht minder schön. Mit Schwärmerei wie kein andrer muß er es lieben, und in dieser Schwärmerei jede Schönheit anmutiger und lieblicher finden, als selbst der, welcher sich im Glück freut; denn wer etwas Allgemeines verwerfen will, muß besser darin Bescheid wissen, als der sicher darin lebt. Sieh, wenn ein solcher, wenn es einen gibt, von der Ehe reden wollte, er würde eine Glut haben, wie kaum ein Ehemann, ich wenigstens räume ihm den Platz; er würde mit einer Kenntnis ihrer stillen Freude reden, wie kein Ehemann sie hat; denn die Qual des verantwortlichen Bruches muß seine Seele wach und beständig machen in der Betrachtung dessen, was er vernichtete, und die neue Verantwortung fordert zu allererst, daß er weiß, was er that. Im Vergleich mit ihm ist mein Platz nur der eines Subalternbeamten, er ist wie ein General-Visitator; denn er muß ja jedes Schlupfloch, jeden Winkel, jeden Abweg kennen, an den keiner denkt, er muß die Mißlichkeit in dem Dunkel sehen können, wo ein andrer annimmt, daß da gar nichts ist, was sie von der Berechtigung unterscheiden könnte.

Den Bruch selbst muß er als Unglück und Schrecken fühlen und nicht wie ein Abenteurer dem Inhalt des Daseins entsagen. Er faßt ja wirklich seinen ganzen Gehalt, wenn er doch ohne Betrug Bankrott machte, da ihn das Dasein selbst ruinierte. Auf der andern Seite muß er die Nachwehen des Bruchs als Strafleiden fassen, denn wenn auch der Verstand daran verzweifelt, Schuld zu finden, da er ja wirklich verliebt ist, wirklich seinem ehelichen Leben mit aller Seele angehört und der Schmerz des Losreißens für ihn ebenso stark ist, ja größer als der Schmerz der Vernichtung für die Geliebte, so muß doch die Begeisterung der Verzweiflung noch ihre Freude darin finden, daß sie Gott die Ehrenerklärung bringt, indem er ebenso wie der Glückliche unterschreibt, daß die Wege der Vorsehung eitel Weisheit und Gerechtigkeit sind.

Er muß den Bruch so fassen, daß er, der Sicherheit im

Dasein gefunden hatte, nun in die schrecklichste Lebensgefahr geworfen ist. Denn wenn es auch feststeht, daß er nicht anders kann, er hat doch durch diesen Schritt sich in den wüsten unendlichen Raum hinausgewagt, wo des Damokles Schwert über ihm schwebt, wenn er gen Himmel sieht; wo unbekannte Gefahren seinem Fuß Schlingen stellen, wenn er zur Erde sieht; wo keine menschliche Hilfe ausreicht; wo auch der verwegenste Lotse sich nicht hinauswagt, weil hier mehr als das Leben zu verlieren ist; wo keine Teilnahme nach ihm greift, ja auch die weichste Sympathie ihm nicht nachsehen kann, weil er sich in den leeren Raum gewagt hat, vor dem der Mensch zurückschauert. Er ist ein Empörer gegen das Irdische, und die Sinnlichkeit, die im wohlwollenden Einverständnis mit dem Geistlichen ein stützender Stab ist, gleich der Zeit, hat er sich zum Feinde gemacht; denn die Sinnlichkeit ist ihm eine Schlange geworden, und die Zeit der Augenblick des bösen Gewissens. Man glaubt, es sei so leicht über die Sinnlichkeit zu siegen, ja, das ist es auch, wenn man sie nicht erhitzt, indem man sie vernichten will. Von solchem redet man nicht zu den Liebenden, denn die Liebe hält sie in Unwissenheit über die Gefahren, welche nur der Aufrührer entdeckt; die Liebe weiß nicht, warum der Ehestand eingesetzt ist, aber die ernstliche Rede weiß es doch, daß er eingesetzt ist: ob adjutorium, ob propagationem, ob evitandam fornicationem, und die Klostererfahrungen können fürchterliche Noten zu diesem Text setzen. Auf diesem Wege bildet man richtig die Katastrophe des Faust, der, gerade da er lauter Geist sein will, dem wilden Aufruhr der Sinnlichkeit unterliegt. Weh dem, der so einsam ist! Er ist vom ganzen Dasein verlassen, doch nicht ohne Begleitung; denn jeder Augenblick weckt eine geängstete Erinnerung, in welcher alle Leidenschaft der Sympathie verzehrend brennt, hält ihm Bilder vor von dem Jammer der Vernichtung, und jede Minute kann das Plötzliche über ihn kommen mit seinem Schrecken.

Er muß fassen, daß keiner ihn versteht, und Fassung haben sich darein zu finden, daß die menschliche Sprache nur Verwünschungen für ihn hat, und das menschliche Herz nur das Gefühl mit seinem Leiden hat, daß er schuldig leidet. Und doch darf er sich nicht dagegen verhärten, denn in demselben Augenblick ist er unberechtigt. Er muß fühlen, wie das Mißverständnis ihn peinigt, gleichwie der Asket jeden Augenblick den Stich des Büßergürtels fühlt, den er auf der bloßen Haut trägt, — und so hat er sich ja selbst in das Mißverständnis gekleidet, das fürchterlich ist wie das Gewand, das Herkules von Dejanira empfing, und in dem er verbrannte.

Um die wesentlichsten Punkte zu wiederholen: er darf sich nicht höher als das Allgemeine fühlen, sondern geringer, er muß à tout prix darin bleiben wollen, weil er wirklich liebt, und was mehr sagt, Ehemann ist, er muß darin bleiben wollen um seinetwillen und um deren willen, für die er willig ist sein Leben zu opfern, während er nun ihr Elend sieht, wie einer, dem Hände und Füße abgehauen sind und die Zunge abgeschnitten ist, wie einer, der sich nicht mitteilen kann. Er muß sich als der Elendeste von allen fühlen, wie ausgestoßen aus der Menschheit. So sinkt er hin verzweifelt in seinem Elend, wenn jenes einzige Wort, das letzte, das äußerste, so äußerst, daß es außerhalb der menschlichen Sprache liegt, ausbleibt, wenn das Zeugnis nicht bei ihm ist, wenn er die versiegelte Depesche nicht hat, die erst draußen geöffnet wird und welche die Order von Gott enthält. Wenn nicht dies alles gegeben ist, so ist er ohne Berechtigung. Ob aus diesem Elend, das gewiß das tiefste, das qualvollste ist, wo der Schmerz nicht aufhört, außer damit die Reue ihre Geißel schwingt, wo alles menschliche Leiden persönlich zur Stelle ist um zu martern, wo das Leiden nicht aufhört, gleichwie die Belagerung der Stadt nicht aufhört, weil die Wachtposten von andern abgelöst werden, oder weil die neuen Wachtposten von einem neuen Truppenkorps

sind, und so lösen sie einander ab: schlummert der eigne Schmerz, so wacht der Schmerz der Sympathie, schlummert dieser, so wacht der eigne, und jeden Augenblick kann die Runde der Reue kommen, um nachzusehen, ob die Wacht auf dem Posten ist — ob, sage ich, aus diesem Elend eine Seligkeit sich entwickeln kann, ob in diesem schrecklichen Nichts eine göttliche Bedeutung liegen kann, welcher Glaube dazu gehört, zu glauben, daß Gott so in das Dasein eingreifen könnte, und es sich nämlich so für den Leidenden — Handelnden zeigt; denn wenn Gott wirklich der ist, der eingreift, so ist er wohl auf die Rettung des Vernichteten bedacht, nur daß der Gegriffne, der Auserkorne im Augenblick der Entscheidung nichts davon wissen kann, — dies alles geht über meinen Verstand. Ich weiß nicht, ob es eine berechtigte Ausnahme gibt, und wer es wäre, weiß es auch nicht, auch nicht in dem Augenblick, wo er umsinkt, denn ahnt er das mindeste, so ist er unberechtigt.

Ich habe mich nicht auf das einlassen wollen, was einen Menschen bestimmen kann, so zu verzweifeln, daß er der Gottheit den Geist ablisten will und ihn nicht in der Weise empfangen will, wie es der Gottheit gefiel ihn auszuteilen, oder wie ein Mensch einer göttlichen Vorliebe ausgesetzt sein könnte, die eifersüchtig auf sich selbst zum ersten Ausdruck die fürchterliche Anfechtung der Mißgunst braucht, ich wollte nur die psychologischen Voraussetzungen abzeichnen. Seht hier einen Klosterkandidaten, der sich nicht der mittelalterlichen Begünstigung schmeicheln darf, sondern fremd dem Bewußtsein der Zeitgenossen das teuerste Leiden zum teuersten Preise kauft. Meine Schilderung ist wie ein fertig genähter Anzug, der das Büßerhemd der Leiden ist, das die Ausnahme tragen muß, — ich glaube nicht, daß jemand aus mißverstandner Lust sich in diese Tracht verlieben wird.

Ich bin nicht grausam. O, wenn jemand so glücklich ist, wie ein Ehemann sein kann, wenn man das Dasein so hoch liebt,

unter wiederholter Eidesablegung so hoch liebt, daß der eine Eid einem teurer ist als der andre, weil man in dieser Liebe zum Dasein fest an ihr hängt, welche ich noch mit dem siegreichen Entschluß der ersten Liebe umfasse, an seiner Hausfrau, um derentwillen man Vater und Mutter verlassen soll, festhängt an dem, was Verlust erstattet, was mein eheliches Leben verschönt und verjüngt, an meinen Lieblingen, deren Freude, deren Munterkeit, deren unschuldiger Sinn, deren Fortschritt im Guten ein bescheidnes tägliches Brot zu unschätzbarem Reichtum macht, und die Danksagung für mein Auskommen und die Fürbitte in meinen Augen ebenso wichtig macht, wie die eines Königs für sein Land — so ist man zu glücklich, um grausam zu sein. Aber wenn man in der Untersuchungskommission sitzt, läßt man sich von nichts schrecken, was den Weg der Gerechtigkeit beugen will, von nichts, was die Wahrheit in die Irre führen will. Ich gehe nicht umher, um zu suchen und aufzufinden, wen man in jenes Büßerhemd bringen könnte, im Gegenteil, ich rufe den Unbesonnenen an, daß er sich nicht auf diesen Weg wage — wer sich auf eigne Hand darauf wagt, ist verloren. Aber das ist mir ein neuer Beweis für die Herrlichkeit des Daseins, daß es so umzäunt ist, daß keiner versucht wird, sich hinauszuwagen, so begründet, daß schon der Gedanke an den Schrecken genug sein kann, alle thörichte und leichtsinnige und aufgeblasne und ungesunde und nervenschwache Rede, eine Ausnahme zu machen, niederschlagen kann; denn selbst wenn das alles gegeben ist, was ich gefordert habe, weiß ich doch nicht, ob es eine berechtigte Ausnahme gibt, ja, ich will als das Fürchterlichste hinzufügen, daß selbst, wer die Ausnahme sein will, in diesem Leben niemals mit Bestimmtheit zu wissen bekommt, ob er es ist. Also mit dem Verlust von allem, mit Qual über alle Maßen sich nicht Gewißheit erkaufen können!

Was ich dagegen mit Bestimmtheit weiß, was so wenig Spott wie Klugheit oder das Schreckende dieser Erwägung mir

entreißen kann, ist meiner Ehe Glück, oder richtiger meine Gewißheit von dem Glück der Ehe. Das Schreckende ist nun weit fort, ich sitze nicht länger in der Untersuchungskommission, sondern auf meinem Arbeitszimmer, und wie ein Ungewitter die Landschaft wieder lachen macht, so ist meine Seele wieder frisch, vom Ehestande zu schreiben, womit ich in gewissem Sinn niemals fertig werde. Sowenig wie ein Ehemann ein Brausekopf ist, so wenig ist der Ehestand etwas, das man im Nu erklären kann. Ich hatte ein peinliches Geschäft, nun bin ich heimgekommen, ich bin bei ihr, um die sich alle Mächte des Daseins vereint haben, um mir ihren gesetzlichen Besitz anzuheimeln, bei ihr, die mir die dunkeln Tage verkürzt und die Ewigkeit verlängert zu unserm glücklichen Verständnis, bei ihr; die abzieht von meinen Leiden, die mitzieht an meinen Bekümmerungen, und meine Freuden vermehrt. Sieh! jetzt ging sie gerade an meiner Thür vorbei, ich verstehe es, sie wartet auf mich, aber sie will nicht hereinkommen, um mich nicht zu stören. Nur einen Augenblick, meine Geliebte, nur einen Augenblick, meine Seele ist in diesem Augenblick so reich, ich bin in diesem Augenblick so beredt, ich will es auf das Papier schreiben, eine Lobrede auf dich, mein geliebtes Weib, und dann überzeuge ich die ganze Welt von der Gültigkeit der Ehe. Und doch hat's Zeit bis morgen, übermorgen, über acht Tage, ich werfe dich fort, elende Schreibfeder, meine Wahl ist gethan, ich folge dem Wink und der Einladung. Mag der arme Schriftsteller mit Zittern sitzen, wenn der Gedanke sich darbietet in einem glücklichen Augenblick, mit Zittern davor, daß jemand ihn stören möchte, ich fürchte nichts, aber ich kenne auch, was besser ist als der glücklichste Einfall in eines Mannes Hirn und besser als der glücklichste Ausdruck für den glücklichsten Einfall auf dem Papier, und was unendlich kostbarer ist als jedes Geheimnis, welches ein armer Schriftsteller mit seiner Schreibfeder haben kann.

„Schuldig?“ — „Nicht-Schuldig?“

Eine Leidensgeschichte.

Psychologisches Experiment

von

Frater Taciturnus.

Bekanntmachung.

Jedes Kind weiß, daß Schloß Söborg eine Ruine ist, die im nördlichen Seeland liegt, ungefähr eine halbe Meile vom Strande bei einer kleinen Stadt gleichen Namens. Obschon das Schloß seit lange wüste ist, hat es sich doch in der Erinnerung des Volkes erhalten und wird sich erhalten, da es eine reiche historische und eine historisch-poetische Vorzeit hat, um davon zu zehren. In gewissem Sinn gilt etwas Ähnliches von dem zum Schloß gehörenden Söborg-See. Er hat eine ursprüngliche Größe von ein paar Meilen und eine Tiefe von mehreren Faden, davon zu zehren, deshalb ist er noch nicht verschwunden und wird wohl, ungeachtet das feste Land ihm die eine Übergangsformation nach der andern unvermerkt wegnimmt, und ihn so mehr und mehr zusammenängstigt, noch eine geraume Zeit seine Existenz als See behaupten.

Im vorigen Sommer traf ich in Helsingör mit einem ältern Freunde, einem Naturforscher, zusammen der die Küste von Kopenhagen nordwärts bereist hatte, um Beobachtungen an Seepflanzen zu machen. Seine Absicht war, danach die Gegend um Söborg zu besuchen, die, wie er vermutete, reiche Ausbeute geben mußte. Er schlug mir vor, die Tour mitzumachen, und ich nahm den Vorschlag an.

Dem See ist nicht gut nahe kommen, denn in ziemlich weiter Ausdehnung ist er ringsum von Sumpfmoos umgeben. Hier wird Tag und Nacht der Grenzkrieg zwischen dem See und dem festen Lande geführt. Es ist etwas Wehmütiges in diesem Kriege, wenn auch keine Verwüstung seine Spur bezeichnet; denn was die Erde nach und nach gewinnt, verwandelt sich in lachende und sehr fruchtbare Flur. Aber der arme Binnensee, der so hinschwindet! Keiner hat Mitleid mit ihm, keiner fühlt mit ihm,

denn weder der Pfarrer, dessen Äcker auf der einen Seite daran grenzen, noch die Bauern auf der andern Seite haben etwas dagegen, ein Stück Land nach dem andern zu gewinnen. Der arme Binnensee, auf der einen Seite wie auf der andern ist er preisgegeben!

Was dem See noch mehr das Gepräge der Eingeschlossenheit gibt ist, daß das Sumpfmoos mit dem reichsten Rohrwald bewachsen ist; es findet wohl in Dänemark nicht seinesgleichen, so sagte wenigstens mein Freund der Naturforscher. Nur an einer Stelle ist ein schmaler Kanal geöffnet, hier liegt ein flaches Boot, auf dem wir beide, er im Interesse der Wissenschaft, ich aus Freundschaft und Neugierde, vorwärtsstießen. Mit Mühe bekamen wir das Boot vorwärts, denn die Rinne hielt wohl kaum einen Fuß Wasser. Das Rohr dagegen ist dicht und stark wie ein Wald, wohl seine vier Ellen hoch; und von ihm verborgen ist man wie ewig für die Welt verloren, wie vergessen in der Stille, die nur von unsern Anstrengungen mit dem Boot unterbrochen wird, oder wenn eine Rohrdommel, diese heimliche Stimme in der Einsamkeit, dreimal ihren Schrei wiederholt, bis sie ihn abermals wiederholt. Seltsamer Vogel, warum seufzest und klagst du so, du wünschst ja doch nur in der Einsamkeit zu bleiben.

Endlich kamen wir aus dem Rohr heraus, und der See lag spiegelklar vor uns, flimmernd in der Nachmittagsbeleuchtung. Alles so stille, das Schweigen ruhte über dem See. War mir, als wir durch den Rohrwald uns arbeiteten, zu Mute, als wäre ich in Indiens üppige Fruchtbarkeit versetzt, so war es mir nun, als läge ich draußen auf dem stillen Ozean. Mir wurde fast angst, so unendlich fern von Menschen zu sein, in einer Nußschale auf dem Weltmeer zu liegen! Nun erscholl ein verwirrter Lärm, ein gemischter Schrei von allerhand Vögeln, und dann machte sich wieder die Stille fast ängstigend geltend, wenn der Laut plötzlich abbrach und das Ohr vergebens nach einer Unterstützung in dem Unendlichen griff.

Mein Freund, der Naturforscher, nahm sein Gerät vor, mit dem er Seepflanzen heraufholte; er warf es aus und begann seine Arbeit. Inzwischen saß ich im andern Ende des Bootes hinträumend in der Naturumgebung. Er hatte bereits eine Portion

heraufgezogen und begann sich mit dem Gewonnenen zu beschäftigen, da bat ich ihn, das Instrument mir zu leihen. Ich nahm meinen vorigen Platz ein und warf es aus. Mit einem dumpfen Tone sank es in die Tiefe. Vielleicht war es, weil ich nicht Bescheid wußte, aber mir kam es vor, als ich es heraufziehen wollte, als stemmte sich etwas so stark dagegen, daß ich fast fürchtete der Schwächere zu sein. Ich zog, da stieg eine Blase aus der Tiefe herauf. Sie hielt sich einen Augenblick, sie platzte, und nun glückte es. Mir war ganz wunderlich ums Herz, doch ahnte ich nicht das mindeste von der Beschaffenheit meines Fundes. Wenn ich nun darüber nachdenke, nun da ich alles weiß, da verstehe ich es, ich verstehe: es war ein Seufzer von unten herauf, ein Seufzer de profundis, ein Seufzer, daß ich der Tiefe ihr anvertrautes Gut entzog, ein Seufzer von dem eingeschloßnen See, ein Seufzer von der verschloßnen Seele, der ich ihr Geheimnis entwand. Hätte ich es zwei Minuten früher geahnt, so hätte ich nicht zu ziehen gewagt.

Der Naturforscher saß ganz vertieft in seine Arbeit, er warf bloß die Frage hin, ob ich etwas gefunden hätte, ein Ausruf, der keine Antwort zu erwarten schien, da er mit Recht annahm, daß meine Fischerei nicht für Rechnung der Wissenschaft war. Nun, ich hatte auch nicht gefunden was er suchte, sondern etwas ganz andres. Und so saßen wir jeder in seinem Ende des Bootes, jeder mit seinem Funde beschäftigt, er von wegen der Wissenschaft, ich von wegen der Freundschaft und der Neugierde.

Eingehüllt in Wachstuch, das mit mehreren Siegeln versehen war, lag ein Kästchen von Polisanderholz. Der Kasten war verschlossen, und da ich ihn mit Gewalt öffnete, lag der Schlüssel darin. So nach innen gekehrt ist die Verschlossenheit immer. In dem Kasten fanden sich einige auf sehr feinem Postpapier sehr sorgfältig und schön geschriebne Hefte. Es war eine Ordnung, eine Zierlichkeit in dem Ganzen, und doch eine Feierlichkeit, als wäre es vor Gottes Angesicht geschehen. Daß ich so durch meine Einmischung Unordnung in die himmlischen Archive bringen sollte! Doch nun ist es zu spät; ich bitte den Himmel und den Unbekannten um Vergebung. Unleugbar war der Versteck gut gewählt, und der Söburg-See ist zuverlässiger als das feierlichste Gelübde vollkommner Verschwiegenheit; denn er gibt nicht einmal diese

Erklärung. Seltsam genug, wie verschieden auch Glück und Unglück sind, sie einen sich zuweilen in dem einen Wunsche nach Verschwiegenheit. Man lobt einen Kollekteur, der die Gewinne des Glücks austeilt, wenn er den Namen des Glücklichen verschweigt, damit ihm das Glück nicht zur Plage werde; aber der Unglückliche, der sein ganzes Vermögen verspielte, wünscht ja auch seinen Namen verschwiegen.

In dem Kasten fanden sich zugleich einzelne Preziosen, einige sogar von bedeutendem Wert, Schmucksachen und kostbare Steine, ach! kostbare Steine würde wohl der Besitzer sagen, teure, teuer erkaufte, obschon er sie ja behalten konnte. Es ist dieser wertvolle Fund, den ich mich verpflichtet halte bekannt zu machen. Es fand sich ein flacher Goldring mit eingegrabnem Datum, ein Halsschmuck, bestehend aus einem Brillantkreuz an hellblauem Seidenbande. Das übrige war teils von gar keinem Wert, ein Bruchstück von einem Theaterzettel, ein ausgerißnes Stück aus dem Neuen Testament, jedes für sich sorglich in Velinpapier eingeschlagen, eine welke Rose in vergoldeter silberner Kapsel und ähnliches, was nur für den Besitzer gleichen Wert haben konnte, mit den Brillanten das Stück zu zwei Karat.

So wird denn hiermit der Eigentümer eines im Söburg-See Sommer 44 gefundnen Kastens aufgefordert in einem versiegelten Billet unter der Marke F. T. durch die Reitzelsche Buchhandlung sich an mich zu wenden. Um jedoch alle möglichen Weitläufigkeiten abzukürzen, erlaube ich mir zu bemerken, daß die Handschrift sofort den Besitzer verraten wird, wie daß jeder, der keine Antwort bekommt, wenn er mich mit einer Zuschrift beehren sollte, mit Sicherheit daraus schließen kann, daß die Handschrift nicht die rechte war, und nur diese kann ja Anspruch auf Antwort machen. Zum Trost für den Besitzer sei dagegen gesagt, daß wenn ich mir auch erlaubt habe sein Manuskript herauszugeben, ich mir doch nicht erlaubt habe, weder die Handschrift noch das Brillantkreuz und das übrige einem einzigen zu zeigen.

*
* *

Herr Kandidat Bonfils hat eine Tabelle herausgegeben, mit deren Hilfe man aus angegebnen Daten das Jahr berechnen

kann. Seine Verdienste in dieser Beziehung sind auch mir zu gute gekommen; ich habe gerechnet und gerechnet und endlich herausgefunden, daß das Jahr, welches den gegebnen Daten entspricht, das Jahr 1751 ist, oder das merkwürdige Jahr, da Gregorius Rothfischer zur lutherischen Kirche übertrat, ein Jahr, das für den, welcher mit tiefsinnigem Auge cyklopisch das Verwunderliche im Gang der Weltgeschichte betrachtet, zugleich die Merkwürdigkeit hat, daß gerade 5 Jahr nachher der siebenjährige Krieg ausbrach. Man wird da also genötigt, etwas weit in der Zeit zurückzugehen, wenn man nicht annehmen will, daß in den Angaben oder in meinen Berechnungen ein Fehler untergelaufen ist. Will man sich nicht so nötigen lassen etwas zu thun, so könnte man vielleicht mir nichts dir nichts annehmen, daß ein armer Psycholog, der nur auf wenig Sympathie für psychologische Experimente und unwirkliche Konstruktionen rechnen darf, den Versuch gemacht hat, einen oder den andern durch novellistischen Anstrich in Versuchung zu führen. Denn eine psychologisch-richtige Zeichnung, die nicht fragt, ob ein solcher Mensch gelebt hat oder lebt, beschäftigt vielleicht weniger unsre Zeit, wo selbst die Poesie zu dem Mittel gegriffen hat, als Wirklichkeit wirken zu wollen. Etwas Psychologie, etwas Beobachtung der sogenannten wirklichen Menschen will man wohl haben, aber wenn diese Wissenschaft oder Kunst ihrer eignen Lust folgt, wenn sie von dem mangelhaften Ausdruck der Seelenzustände, welche die Wirklichkeit bietet, absieht, wenn sie entschlüpft, um allein für sich eine Persönlichkeit aus ihrem eignen Wissen zu bilden und in dieser Persönlichkeit einen Gegenstand für ihre Beobachtung zu finden, da wird mancher müde. In der Wirklichkeit ist es nämlich so, daß sich Leidenschaften, Seelenzustände u. s. w. nur bis zu einem gewissen Grade finden. Auch daran freut sich die Psychologie, aber sie hat zugleich eine andre Freude daran, die Leidenschaft bis zu ihrer äußersten Grenze geführt zu sehen.

Was die Rezensenten angeht, so möchte ich wünschen, daß meine Bitte einfach und ganz nach dem Wortlaut verstanden würde als meine aufrichtige Meinung, und daß dann der Erfolg dem Verlangen der Bitte entspräche: daß nämlich das Buch gar nicht Gegenstand für eine kritisierende Besprechung würde, sie sei erkennend oder anerkennend oder verkennend. Wenn man auf so

leichte Weise den Anspruch auf die Dankbarkeit eines Menschen sich erwerben kann, könnte man ihm doch leicht willfahren.

(Zusatz.) Daran will ich als Übersetzer, der seit zwölf Jahren Freude daran hat, zum Verständnis Kierkegaards zu helfen, noch eine Bitte anfügen, nicht an die Rezensenten, aber an die raschen Leser, die ein abgeschloßnes Urteil über Kierkegaard mitzunehmen gedenken, ohne diese Geschichte bis zu Ende zu lesen. Diese Leser möchte ich bitten, wenigstens noch die ersten Seiten des Anhangs, des „Schreibens an den Leser" zu überblicken, die gerade für sie bestimmt sind. — Denn daß diese Geschichte Wahrheit und Dichtung aus Kierkegaards Leben ist, daß er sich darin in mancher Weise selbst schildert, wird teils bekannt teils deutlich genug sein; in den „Noten zu S. K.s Lebensgeschichte" habe ich das Nötigste darüber gesagt. Welche Thatsachen, welche Schilderungen indes buchstäblich genau sind, welche umgedichtet und aus welchen Absichten: hat ja nur beschränktes Interesse. Bedeutsamer ist, daß die Geschichte ein Gleichnis von dem Zusammenstoß Kierkegards mit seiner halbreflektierten Zeit wurde, worauf er selbst frühe aufmerksam war, wie seine Tagebücher zeigen, wenn auch Dr. Gottsched bei seiner sehr dankenswerten Herausgabe die Stelle im Tagebuche von 1848 in schuldiger Rücksichtnahme auf Lebende kürzen mußte. — Interessierte Leser werden auch ungebeten beachten, was K. bereits in dieser Schrift über seine künftigen Kämpfe sagt. B.

Der reiche Bauer in Norwegen setzt einen neuen Kupferkessel über seine Thür für jedes neue Tausend mehr, das er erwirbt; und der Gastwirt macht einen Strich an den Balken, so oft der Schuldner ihm etwas mehr schuldig ward: so setze ich ein neues Wort zu, jedesmal wenn ich meinen Reichtum und meine Armut bedenke.

Periissem nisi periissem.

Den 3. Januar. Morgens.

Also heut vor einem Jahr sah ich sie zum erstenmal, das will sagen, zum erstenmal mit entschloßner Seele. Ich war nicht phantastisch, nicht gewohnt mich in großen Worten oder kurzen Träumen zu berauschen, deshalb bedeutete mir mein Beschluß wohl nicht, daß ich sterben wollte, wenn sie nicht mein würde. Ich meinte auch nicht, daß meine Seele zersplittert, mein Leben gänzlich inhaltlos werden müßte, wenn sie nicht mein würde, dazu hatte ich zuviel religiöse Voraussetzungen. Mein Beschluß bedeutete für mich: Sie, oder du heiratest gar nicht. Das war der Einsatz. Daß ich sie liebte, darüber war kein Zweifel in meiner Seele, aber ich wußte auch, daß bei solchem Schritt so viele Mißlichkeiten waren, daß es für mich die schwierigste Aufgabe wurde. Eine Persönlichkeit wie die meine ist nicht leicht zu Fuß; ich kann nicht sagen: Bekomme ich nicht die eine, so nehme ich die andre; ich darf mir nicht die Voraussetzung erlauben, die manchem leicht genug fällt, daß man schon selbst stets gut genug ist, wenn nur der andre es wert ist. Für meine Person mußte der Nachdruck auf eine andre Stelle gelegt werden — ob ich auch im stande bin, meinem Leben einen solchen Ausdruck zu geben, wie die Ehe es fordert. Verliebt war ich trotz einem, wenn auch nicht viele verstehen werden, daß ich, wenn meine Erwägung diesen Schritt mir nicht gestattete, die Liebe bei mir selbst behalten hätte. Mit ihr verheirate ich mich, oder ich heirate gar nicht.

Darf wohl ein Grenzsoldat verheiratet sein? Darf heiraten, wer geistig verstanden ein Grenzsoldat ist, ein Außenposten, der Tag und Nacht nicht gerade mit Tataren und Skythen, aber mit den Räuberhorden einer ursprünglichen Schwermut kämpft, ein Außenposten, der ob er auch nicht Tag und Nacht kämpft, ob er auch längere Zeit Frieden hat, doch niemals wissen kann, welchen Augenblick der Krieg wiederbeginnt, da er diese Ruhe nicht einmal einen Waffenstillstand nennen kann.

Mein Wesen ist Schwermut, das ist wahr, aber gedankt sei der Macht, die wenn sie mich auch so band, mir doch auch einen Trost gab. Es gibt Tiere, die gegen ihre Feinde nur schlecht bewaffnet sind, aber die Natur schenkte ihnen eine List, durch die sie sich doch retten. Eine solche List ist mir auch vergönnt, eine Macht der List, die mich jedem gleich stark macht, mit dem ich die Stärke erprobt habe. Meine List ist die, daß ich meine Schwermut verbergen kann. Ebenso tief wie meine Schwermut ist, ebenso wohlig ist mein Betrug. Das ist keine leere Meinung. Ich habe mich darin eingeübt und übe mich täglich. Oft denke ich an einen kleinen Jungen, den ich einmal in der Promenade sah. Er ging auf Krücken, aber auf seinen Krücken konnte er hopsen, springen, laufen um die Wette fast mit dem Gesündesten. Von meiner frühsten Jugend an habe ich mich geübt; seit ich sie sah und liebte, habe ich die anstrengendsten Übungen angestellt, ehe davon die Rede sein konnte einen Entschluß zu fassen. Ich kann zu jeder beliebigen Tageszeit meine Schwermut ablegen, oder richtiger den Betrug anlegen, denn die Schwermut wartet nur auf mich, bis ich allein bin. Ist jemand da, wo es auch sein mag, so bin ich niemals ganz wie ich bin. Werde ich in einem unbewachten Augenblicke überrumpelt, so kann ich durch Gespräch in weniger als einer halben Stunde jedem, der mir in meiner Praxis vorgekommen ist, diesen Eindruck ablisten. Mein Betrug ist nicht Ausgelassenheit. Bei Schwermut ist diese ja der eigne

Betrug der Natur, der gerade deshalb einen selbst in den Augen eines mittelmäßigen Beobachters verdächtig machen würde. Der sicherste Betrug ist Verständigkeit, leidenschaftslose Reflexion und vor allem ein offnes Gesicht und ein offenherziges Wesen. Hinter dieser täuschenden Ruhe und Sicherheit im Leben eine schlaflose und tausendzüngige Reflexion, die wenn die erste Stellung unsicher wird, in alles Verwirrung bringt, bis der andre weder aus noch ein weiß, und man seine Sicherheit wiedererlangt. Und dann im tiefsten Innern — die Schwermut. Es ist wahr, sie bleibt zurück und ist und bleibt mein Elend. Aber dieses Elend wünsche ich ja nicht auf einen andern Menschen zu wälzen. Das ist wahrlich nicht der Grund, weshalb ich heiraten will.

Sollte ich vielleicht etwas sophistisch gegen mich selbst sein? Verliebt bin ich, sollte es die Lust der Liebe sein, die mir einbildet, daß ich es vermöchte? Aber ich habe mich so manches Jahr geübt, und es ist bisher nie fehlgeschlagen. Mein Vater war doch verheiratet, und er war doch der schwermütigste Mensch, den ich gekannt habe. Aber den ganzen Tag war er froh und ruhig; er brauchte eine Stunde des Nachts, um gleich Lokes Hausfrau die Schale der Bitterkeit auszuleeren, dann war er wieder geheilt. So viel Zeit brauche ich nicht einmal. Ich brauche nur einen Augenblick nach Zeit und Gelegenheit, so geht alles ordentlich. Alle Bitterkeit der Schwermut wird zu einer Lebensfreude, einer Sympathie, einer Innerlichkeit destilliert, die gewiß keinem Menschen das Leben verbittern kann. Meine Freude, so wie sie zuweilen ungemein in meinem Herzen ist, gehört ihr ganz, zu täglichem Brauch arbeite ich redlich, die auskömmliche Freude für sie zu erwerben; nur die einzelnen dunkeln Augenblicke behalte ich für mich, sie soll nicht darunter zu leiden haben.

So steht die Sache. Bei allen Helden, die meiner Einbildung vorschweben, ist es ja mehr oder minder der Fall, daß sie tief und verborgen eine Trauer tragen, in die sie keinen einweihen

wollen und können. Ich heirate nicht, um einen andern Menschen unter meiner Schwermut seufzen zu lassen. Meine Ehre, mein Stolz, meine Begeisterung ist es, das verschlossen zu halten, was verschlossen sein soll, es auf so knappe Diäten wie möglich zu setzen; meine Freude, meine Seligkeit, mein erster, mein einzigster Wunsch ist es, ihr zu gehören, die ich um jeden Preis mit meinem Leben und Blut kaufen will, aber die ich nicht beugen und vernichten will durch Einweihung in meine Leiden.

Sie, oder ich heirate niemals. Mehr als einmal macht man nicht diese Anstrengungen, denen nur die Liebe die Herrlichkeit des Zaubers geben kann. Denn das sehe ich wohl ein, die Ehe wird für mich die schwierigste Aufgabe, eine bekümmerte Sache, ob sie auch mein höchster Wunsch ist.

Den 3. Januar. Mitternacht.

Wenn ein Verzweifelter durch eine Seitengasse des Daseins stürzt, um in einem Kloster Frieden zu finden, da thut er wohl gut, erst zu bedenken, ob ihn nicht etwas in seinen Lebensverhältnissen bis auf weiteres bindet und ihm zur Pflicht macht, erst einen andern frei zu arbeiten, wenn dieser andre zu retten ist. Hat er dazu all das Seine gethan, das er vermag, da kann er, wenn er auch nicht im Leben Ritter wurde, sich doch Hoffnung machen auf die Ehre, welche das Mittelalter den Scholastikern zugestand, wenn sie starben: als Ritter begraben zu werden. Still daher. Es gilt, so apathisch und unentschieden wie möglich zu bleiben. Ich bin ja ein Mörder, ich habe ja ein Menschenleben auf meinem Gewissen! Aber dann kann man ja mit Fug ins Kloster flüchten? Nein! Das einzige, was ein Mörder sonst zu erwarten hat, ist sein Urteil; ich warte auf ein Urteil, das entscheiden soll, ob ich ein Mörder war, denn sie lebt ja noch. O, schrecklich, wenn es eine Übertreibung war, eine augenblickliche Stimmung, wenn es ein Trotz der Ohnmacht war, der es über

ihre und ihrer Umgebung Lippen brachte. O, tiefer Spott über das Dasein, wenn da keiner war in der ganzen Welt als ich allein, der das Wort ernsthaft nahm. Mein Verstand ersinnt einen Verdacht nach dem andern, der Dämon des Gelächters klopft beständig an, ich weiß, was er will: er will sie hinwirbeln als ein Abrakadabra. Weich fort, du unreiner Geist! Meine Ehre, mein Stolz gebietet mir ihr zu glauben; meine Schwermut späht nach dem geheimsten Gedanken, daß ich mir nicht erlaube von etwas wegzuschleichen. Es bleibt ihre und der andern Verantwortlichkeit, daß sie das Schreckliche gesagt haben, meine Sache bleibt es, mich genau an das Wort zu halten. Ich bin ja kein Beobachter, kein Gewissensrat, ich bin der Handelnde, also schuldig. Meiner Phantasie kommt es zu, ihre Gestalt in allem Jammer auszumalen, meiner Schwermut die Anwendung zu machen: Du bist der Mörder. Wird es jemals wahr, jenes erste Wort, das ich zu mir selbst im Augenblick der Trennung sagte: Sie wählt den Schrei, ich wähle den Schmerz — wird es jemals wahr, jetzt will ich es nicht wissen, und kann nicht wissen, ob es jemals wahr wird.

Ach! daß sie doch nicht sterben möchte, ach, daß sie nicht hinwelkte! Wenn es möglich würde, Gott im Himmel, du weißt ja, es war, es ist mein einziger Wunsch — wenn es möglich würde, und es wäre dann zu spät!

Ich sah sie gestern vormittag auf der Straße. Wie bleich, wie leidend, wie ganz eine Gestalt, die einem Begegnung für Ewigkeiten ankündigt. Dieser fast gebrochne Blick, dieses Schauern in meiner Seele, weil der Tod über mein Grab geht. Und doch will ich nichts davon vergessen, nichts; nur der Treue einer geängsteten Einbildungskraft, die mir das Anvertraute fürchterlicher wiedergibt, nur dem Erinnern eines beschwerten Gewissens, das die Schuld auf hohe Zinsen austhut, nur einer solchen Redlichkeit will und darf ich mich anvertrauen! — Sie stirbt. Und ich

konnte einen Augenblick der Verschlagenheit des Verstandes trauen, oder fast auf den Dämon des Gelächters lauschen, abscheulich.

Und doch war sie vielleicht nur so bleich, weil sie mich sah. Vielleicht! Welcher niedrige Plagegeist wohnt nicht in diesem Wort. Ist es nicht wie wenn ein Kind lange genug einen Schmetterling gemartert hat, wenn er jeden Augenblick sterben will, und es ihn dann anstößt, daß er wieder eine Sekunde nach dem Leben greift, mit den Flügeln nach der Freiheit greift.

Aber stirbt sie, ich kann sie nicht überleben, ich kann es nicht. Aber keinen Augenblick früher, daß nicht mein Tod ihr eine Erklärung gibt, die ich ja gerade unter Aufopferung meines Lebens ihr fernzuhalten begehre.

Also kalt, ruhig, besonnen, unverändert. Seltsam genug, da ich um sie warb, bangte ich, daß ich intrigant wäre, nun muß ich es sein.

Den 5. Januar. Mitternacht.

Die stille Verzweiflung.

Da Swift ein alter Mann geworden war, kam er in das Irrenhaus, welches er selbst in seiner Jugend errichtet hatte. Hier stand er, so erzählt man, oft vor einem Spiegel mit der Ausdauer eines eiteln wollüstigen Weibes, wenn auch nicht gerade mit ihren Gedanken. Er betrachtete sich selbst und sagte: Armer alter Mann!

Es war einmal ein Vater und ein Sohn. Ein Sohn ist gleichwie ein Spiegel, in dem der Vater sich selbst sieht, und für den Sohn ist wieder der Vater ein Spiegel, in dem er sich sieht in der zukünftigen Zeit. Doch betrachteten sie selten einander so, denn munteres, lebendiges Gespräch war ihr täglicher Umgang. Nur geschah es wenige Male, daß der Vater stillhielt, vor dem Sohne stand mit seinem sorgenvollen Gesicht, ihn betrachtete und

sagte: Armes Kind, du gehst in einer stillen Verzweiflung. Weiter wurde niemals davon gesprochen, wie es doch zu verstehen wäre, wie wahr es doch wäre. Und der Vater glaubte, daß er an der Schwermut des Sohnes schuld sei, und der Sohn glaubte, daß er dem Vater seine Sorge verursachte — aber es wurde nie ein Wort darüber gewechselt.

Dann starb der Vater. Und der Sohn sah viel, hörte viel, erlebte viel und kam in manche Versuchungen; aber nur nach einem sehnte er sich, nur eins bewegte ihn, das war jenes Wort und die Stimme des Vaters, mit der er es sagte.

Dann wurde der Sohn auch ein alter Mann; aber wie die Liebe alles erfindet, so lehrte ihn die Sehnsucht und der Verlust zwar nicht der verschwiegnen Ewigkeit eine Mitteilung abzulocken, aber sie lehrte ihn des Vaters Stimme nachzuahmen, bis die Gleichheit nicht mehr eine Täuschung war. Er betrachtete sich da nicht in einem Spiegel, wie der alte Swift, denn der Spiegel war ja nicht mehr da, aber in der Einsamkeit tröstete er sich selbst, indem er die Stimme des Vaters hörte: Armes Kind, du gehst in einer stillen Verzweiflung. Denn der Vater war der einzige, der ihn verstanden hatte, und doch wußte er ja nicht, ob er ihn verstanden hatte; und der Vater war der einzige Vertraute, den er gehabt hatte, aber die Vertraulichkeit war so, daß sie dieselbe blieb, ob der Vater lebte oder tot war.

Den 8. Januar. Morgens.

Heut vor einem Jahr sah ich sie bei ihrem Onkel, wo ich mit ihr in Gesellschaft war. Wie geheimnisvoll brüte ich über meiner Verliebtheit, wie verborgen sauge ich die Nahrung meiner Liebe ein! Und warum so geheimnisvoll? Wahrlich, es ist nicht, als brauchte die Liebe den Reiz einer Mystifikation; aber teils bin ich von früherer Zeit her daran gewöhnt und noch mehr seit meinem Verlieben, teils scheine ich es ihr zu schulden. Es ist

doch unverantwortlich, daß ein Mann den freieren Umgang mit dem andern Geschlecht, den unsre Sitten zulassen, mißbraucht, um, wie es heißt, die Kour zu machen. Es ist ganz unberechenbar, wie weit dieses Kourmachen verstörend auf ein Mädchen wirkt oder auf den, welchem sie einmal gehören soll. Ich weiß wohl, daß Liebe unbedeutende Bekümmerungen entfernen kann; und doch wenn ich in ein Mädchen verliebt wäre, würde es mich immer schmerzen, es würde mich unbehaglich berühren, zu wissen, daß sie der Gegenstand für die Aufmerksamkeit eines Kourmachers gewesen sei. Weit lieber möchte sie wirklich verlobt oder verheiratet gewesen sein, denn jeder ernstliche Ausdruck für das Erotische verstört nicht so wie dieses Unbestimmte, das gerade deshalb ein Liebeln ist. So könnte ich wünschen, daß ein andrer in bezug auf mich dächte, und so will ich in bezug auf ihn denken, denn ich bin weit entfernt von der Dummdreistigkeit, ohne weiteres anzunehmen, daß sie mir gehören werde. Aber ob sie nun mein wird, oder nicht mein wird (wie doch die Sprache kurzen Prozeß machen kann, während sie zu andern Zeiten in gutem Einverständnis mit der weitläufigen Sorge ist), mein Urteil bleibt unverändert. Soll sie einem andern gehören, so ist es mein Wunsch, daß mein Gedanke hurtig getötet, sich in mein Inneres zurückflüchte, und keine Spur im Äußern hinterlasse.

Auch bin ich nicht so eingeschlossen, weil ich wünschte sie durch eine Mystifikation zu überrumpeln. Was hülfe es mir? Dann müßte ich ja die Einbildung haben, daß ich ein vortrefflicher Kerl wäre, der sie leicht genug glücklich machen könnte, wenn sie bloß gut genug wäre. Ich weiß nicht, ob solche Gedanken im Gehirn eines Liebenden aufkommen können, in meinem hausen sie nicht. Ich fühle nur zu gut die Verantwortung, und was wollte es sagen mit List überrumpeln und dann — das Gewicht der Verantwortung auf mich selbst zu ziehen. Und ich bin deshalb so vorsichtig, vorsichtig bis zum letzten Augenblick, ach

wenn noch innen in mir eine Gegenordre käme, daß ich dann nicht vermessen eingegriffen habe und nicht bloß den Schmerz der unglücklichen Liebe, sondern auch Reue zu tragen habe. Wenn es ein Zauberwort, eine Rune gäbe, welche sie mir schaffen könnte, ich weiß nicht ob ich Ernst genug in meiner Liebe hätte zu sehen, wie unschön jedes Mittel ist, ob ich Kraft genug hätte es zu verschmähen; aber ich weiß, wenn man gebunden ist, wie ich es bin, fühlt man sich nicht versucht.

Doch die Fülle der Zeit nähert sich. Ich habe nun wohl ein Jahr, seit ich zum erstenmal mich in sie verliebt sah (denn vor der Zeit hatte ich sie auch gesehen), mich heimlich und verborgen diesem Lieben hingegeben. Ich habe sie in Gesellschaft gesehen und in ihrem Hause, ich bin unbemerkt ihrem Wege gefolgt. Das letzte war mir in einer Art das liebste, teils weil es die Heimlichkeit der Liebe befriedigte, teils weil ich dabei nicht durch die Furcht geängstigt wurde, daß jemand entdecken könnte, was sie kränken möchte und mich vor der Zeit unentschlossen aus der Übungsschule riß. Dies Jahr, dies Übungsjahr hat für mich einen eignen Zauber. Durch alles, was ich mir vornahm, schlang sich die seidne Schnur der Liebe wie im Ankertau der Amerikaner; und was ich mir sonst vornahm, stand in genauem Verhältnis dazu. Kann das Ankertau keine Ahnung haben von den Stürmen, worin es erprobt werden soll, so dachte ich mir manchen Schrecken und übte mich darin, während die Liebeslust zur Arbeit sang. Ein verliebter Student lernt fleißig zum Examen, wieviel mehr mußte ich nicht begeistert sein zu solchen Übungen, die in ganz anderm Sinn mir waren conditio sine qua non.

Wie entwickelt ich wurde, faßt nur wer versteht, was es sagen will, nichts vernehmen, nicht das mindeste ohne Reflexion, was ebenso ist, wie wenn einer ein künstliches Bein brauchte und keinen Schritt ohne dasselbe thun könnte, aber es zugleich vor den Menschen verbergen wollte (was bei der Reflexion glücken

kann), daß es ein künstliches Bein ist. Man sollte bloß wissen, wieviel man unmittelbar thut, dann könnte man verstehen, was es heißt nicht das Mindeste ohne Berechnung thun. Man würde verstehen, welch ein Unterschied es ist, in munteren Kreis kommen und ohne weiteres froh sein, und dagegen von dem äußersten Dunkel der Schwermut und doch präzis mit dem Glockenschlage kommen, auf den die Einladung lautet, und mit der Art Munterkeit, welche die Gesellschaft und die Umgebung fordert. Wenn man nicht verliebt ist, wird man unterwegs müde.

Sie ging einmal in der Woche zum Singen, das wußte ich. Ich wußte, wo der Gesanglehrer wohnte. Weit entfernt zu versuchen, mich in diese Kreise zu drängen, wünschte ich nur sie verborgen zu sehen. Nun traf es sich so glücklich, daß ein Konditor in derselben Straße wohnte, an dessen Laden sie hin und her vorüberging. Hier hatte ich meinen Ruheplatz. Hier saß ich und wartete, hier sah ich sie selbst ungesehen, hier grünte und wuchs meine Liebe im verborgnen zum Wohlgefallen für meine Augen. Es war ein Konditor zweiten Ranges, ich konnte ziemlich sicher sein nicht überrascht zu werden. Einige meiner Bekannten wurden indes doch aufmerksam. Ihnen redete ich vor, der Kaffee wäre ohne Vergleich der beste in der ganzen Stadt, ja ich forderte sie sogar mit großem Pathos auf ihn zu versuchen. Ein paar von ihnen gingen eines Tages hin und kosteten, und fanden ihn natürlich mäßig, wie er war. Ich disputierte dagegen mit allem Eifer. Die Folge war, daß als einmal zwischen ihnen und einigen andern am dritten Ort die Rede darauf kam, warum ich immer zu jenem Konditor ginge, einer sagte: „O es ist nichts andres als sein gewöhnlicher Trotz. Er hat auf einen Einfall hin behauptet, der Kaffee sei superb, und bloß um recht zu haben zwingt er sich, das Gesöff zu trinken. So ist er, ein guter Kopf, aber der widerstreitigste Mensch, und man rächt sich an ihm wie an Diogenes, nicht indem man ihm widerspricht, sondern indem man sich nicht

um ihn kümmert, und in diesem Fall nicht um seinen Konditorbesuch.“ Ein andrer meinte, daß ich große Neigung zu fixen Ideen hätte und fand es amüsant, daß ich wirklich glauben könnte, der Kaffee wäre gut. Im Grunde hatten sie doch alle unrecht, denn der Kaffee war auch nach meinem Geschmack schlecht. Dagegen hatten sie nicht unrecht mit ihrer Rache, da sie meinen Wunsch erfüllten und mich mit meinem Konditor und seinem Kaffee in Frieden ließen. Hätte ich sie darum gebeten, konnte ich kaum so sicher sein. Ich trank den Kaffee und dachte nicht groß daran; aber hier wartete ich, hier nährte ich mein Lieben mit Sehnen und erquickte es durch den Anblick, und von hier nahm ich viel mit nach Haus, wenn der Anblick verschwunden war. Am Fenster durfte ich niemals sitzen, aber wenn ich mitten im Zimmer saß, konnte mein Auge die Straße und das gegenüberliegende Trottoir, auf dem sie ging, beherrschen, während mich die Vorübergehenden nicht sehen konnten. O schöne Zeit, o liebliche Erinnerung, o süße Unruhe, o glücklicher Anblick, wenn ich mein verborgnes Dasein mit dem Zauber der Liebe schmückte!

Als Knabe hatte ich auch in der Schule einen Lehrer im Lateinischen, an den ich oft denke. Er war sehr tüchtig, man konnte auch viel bei ihm lernen, aber zuweilen war er etwas sonderbar, oder, wenn man so will, etwas zerstreut. Doch bestand seine Zerstreutheit nicht darin, daß er in Gedanken versank, still schwieg u. s. w., sondern daß er plötzlich einmal mit ganz andrer Stimme redete und aus einer ganz andern Welt. Wir lasen unter anderm bei ihm Terenz' Phormio. Da wird von Phädria erzählt, daß er in eine Zitherspielerin verliebt so weit herunterstieg, sie nach und von der Schule zu begleiten. Nun steht da bei dem Dichter:

ex advorsum ei loco
Tonstrina erat quaedam: hic solebamus fere
Plerumque eam opperiri, dum inde rediret domum.

Der Lehrer fragte den Schüler mit dem Ernst der Schule, warum hier dum den Konjunktiv regiere. Der Schüler antwortete: Weil es dasselbe wie dummodo bedeutet. Das ist richtig, antwortete der Lehrer, aber begann dann zu erklären, daß man das Konjunktivische nicht so äußerlich betrachten dürfe, als ob die Partikel als solche es bewirke. Das Innerliche, das Seelische war es, was den Modus bestimmte und so hier die wünschende Leidenschaft, das Sehnen der Ungeduld, die Beweglichkeit der Seele im Warten. Darauf veränderte sich seine Stimme völlig, und er fuhr fort: Der hier in seiner Tonstrina sitzt und wartet, als wäre es bei einem Konditor oder an einem andern öffentlichen Ort, ist kein gleichgültiger Mann, sondern ein Verliebter, der die Geliebte erwartet. Ja, wäre es ein Portier, ein Dienstmann, ein Bote oder Droschkenkutscher, der wartete, so wäre eigentlich das Warten als gleichzeitig die Zeit ausfüllend zu denken, während das Mädchen zu Musik und Gesang war, das wäre nicht konjunktivisch, sondern indikativisch gedacht, es müßte denn sein, daß diese Herren auf Bezahlung warteten, was eine sehr mäßige Leidenschaft ist. Eigentlich müßte die Sprache gar nicht zulassen, daß solche Erwartung im Konjunktiv ausgedrückt würde. Aber es ist Phädria, der wartet, und er wartet, ob sie doch, wenn sie doch bloß, daß sie doch nur bald, bald zurückkehrte, und all dieses ist eigentlich das Konjunktivische. Da war eine Feierlichkeit und eine Leidenschaft in seiner Stimme, daß die Schüler saßen, als hätten sie eine Geisterstimme gehört. Er schwieg, dann räusperte er sich und sagte mit der gewöhnlichen Gravität: Der Nächste.

Dies war eine Erinnerung von der Schulzeit; ich sehe nun deutlich, daß mein unvergeßlicher Lehrer, obschon er sich nur mit Latein abgab, auch in andern Fächern etwas vermochte.

Am Abend vor einem Jahre begleitete ich sie nach Hause. Es war kein andrer da, den man darum angehen konnte. Ich ging froh an ihrer Seite in Gesellschaft mit mehreren. Und doch

fühlte ich mich beinahe glücklicher in meinem Versteck; der Wirklichkeit so nahe kommen, ohne doch in Wirklichkeit näher zu sein, entfernt, während die Entfernung im Versteck den Gegenstand an sich zieht. Wenn das Ganze eine Illusion wäre? Unmöglich. Warum fühle ich mich da glücklicher im Abstand der Möglichkeit? Aus dem Grunde, den ich selbst angab, alles andre ist trübe Einbildung; sie ist ja die einzige, die ich liebe, die ich geliebt habe, nie will ich eine andre lieben. Aber ich will auch meine Seele nicht herabwürdigen indem ich sie, wie das heißt, kennen lerne, sie prüfe und ihrem Wesen nachforsche. Sie ist meine Geliebte und das verborgne Werk meiner Liebe ist, alles Liebenswürdige von ihr zu denken, bis ich vor Ungeduld fast umkomme. Zeit und Stunde muß sich wohl nähern, meine Seele ist entschlossen.

Den 9. Januar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Ich zähle die Augenblicke; nur daß mir eine Gelegenheit vergönnt wird mit ihr zu reden, so ist das Los geworfen. Aufs neue habe ich das Ganze überdacht — sie oder gar nicht. Gott im Himmel, daß es nun glücklich werden möchte. Um sie beten durfte ich nicht, außer mit der unendlichen Reservation, die macht, daß ich nicht um sie bete, sondern um das, was mir dienlich ist. Anders konnte ich nie Gott um etwas bitten, wünschte nie anders zu beten, auf dem Richtweg der Resignation ist gewiß Gott dem Menschen am nächsten, aber dieser Richtweg ist eine ganze Reise um das Dasein. In gewissem Sinn fürchte ich vielleicht mehr ihr Ja als ihr Nein. Vertraut wie ich bin mit Schweigen und mit düstern Gedanken paßt ein Nein besser für mich. Doch ist ein Ja — ja, das ist mein einziger Wunsch. Es soll ja auch nicht zu dem übrigen passen, es soll mir bedeuten, daß wie ich einen dunkeln Winkel in meiner Seele habe, wo ich Einwohner der Schwermut bin, so soll nun auch die Freude bei mir wohnen, wenn ich ihr gehöre, ich soll

meine ganze Seele darauf sammeln können, sie so glücklich zu machen, wie es mir möglich ist. Mehr verlange ich nicht in der Welt, aber daß doch meine Seele einen Aufenthaltsort hätte, wo die Freude zu Hause ist, einen Gegenstand, bei dem ich mich sammeln kann um Freude zu schaffen und Freude zu haben.

Ich habe mich nicht darum bekümmert sie zu prüfen oder wie es heißt, sie kennen zu lernen. Das Wort geht mir beständig durch den Sinn: Martha, Martha, du machst dir viel zu schaffen, eins ist not. Dies eine ist da, sie ist die Geliebte. So denke ich, wir passen zu einander: bin ich gut genug, sie ist es immer. Gefahren fürchte ich nicht, Aufopferungen auch nicht, so wenig, daß ich fast Freude in dem absurden Wunsch finde, daß sie unglücklich wäre. Wahrlich, das einzige, was ich fürchte ist, daß sie ohne mich weit glücklicher werden möchte.

Ihre Umgebung, ihre Lebensverhältnisse habe ich dagegen ziemlich ausspioniert. Glücklicherweise sind diese mir günstig. Ihre Familie lebt in fast idyllischer Ruhe. Ihr Vater ist ein ernster Mann, und der Tod der Mutter hat sein Wesen gemildert und eine Freundlichkeit darüber ausgebreitet, die wohl etwas Wehmütiges hat, aber zugleich etwas Offnes und Einladendes. Die Munterkeit ist nicht von dieser Stelle gewichen, aber man sucht die Lebensfreude nicht draußen noch in weitläufiger Gesellschaft mit Krethi und Plethi. Der Tod der Mutter hat den Kindern geholfen sich ernster zusammenzuschließen und ihre Gedanken im Hause zu haben, wo der Vater nicht ohne Wehmut, aber uns desto vorsorglicher über den Kindern wacht und nicht unfreundlich von den berechtigten Ansprüchen der Jugend ans Leben sich verjüngen läßt. Das ist wie ich es wünsche. Ihre Umgebung ist so, daß sie mein Vorhaben und mein künftiges Glück mehr begünstigt, als eine Duenna das Einverständnis des Ritters mit der Geliebten begünstigt. Ein Mädchen aus der gewohnten Umgebung herauszureißen und sie in eine fremde Lebensweise umzupflanzen wagte ich nicht.

So komme denn, gelegne Stunde. Reden will ich mit ihr, ich will nicht schreiben oder mich an einen Dritten wenden. Es ist mein Glaube, daß eine Liebe in Aufrichtigkeit, eine Innerlichkeit der Überzeugung, eine Entschlossenheit der Wahl das kurze Wort und der Stimme selbst einen Ausdruck, eine Zuverlässigkeit gibt, welche mehr überzeugt und mehr Genüge gibt als das Resultat der Erwägung von Vettern und Freunden, die einen doch nicht kennen. Was ich will, läßt sich kurz sagen, je kürzer, desto besser, nur daß es von Angesicht zu Angesicht gesagt wird. Hätte ich Beredsamkeit, hätte ich Kraft zu bethören, wie ängstlich würde ich nicht sein, daß ich sie brauchen könnte, und wenn ich sie brauchte, würde ich es aufs teuerste bezahlen. Ich fürchte doch keinen, wie ich mich selbst fürchte; weh mir, wenn ich entdeckte, daß ein trugvolles Wort in meinem Munde war, ein einziges Wort, womit ich sie zu überreden suchte.

Den 11. Januar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Es ist doch anstrengend fast über meine Kräfte, die Seele auf der Spitze des Entschlusses zu halten. So schwingt ein Holzhauer die Axt über den Kopf, und diese Stellung verdoppelt das Gewicht vielmal; er stemmt gleichsam sich selbst entgegen aus äußerster Macht, jeder Muskel zittert in Anstrengung. Es ist nur ein Augenblick. O daß diese Augenblicke verkürzt würden! O daß ich nicht fehl greife! Wenn ich in diesem fast übernatürlichen Zustand nicht eine Wirklichkeit greife, wenn diese Steigerung im Dienst einer neuen Reflexion sich gegen mich selbst wendet, so bin ich entkräftet, vielleicht für immer vernichtet. O Zeit, Zeit, wie fürchterlich ist es mit dir zu ringen! O Mensch, wie bist du doch seltsam zusammengesetzt: so stark sein können, und vor nichts fallen können! Denn fühle ich mich nun stark, stark wie ein griechischer Gott, so sehe ich auch: geschieht nun nichts, so bin ich zermalmt.

So traf ich sie denn. Wir begegneten uns, indem wir

beide eine Familie in der Kronprinzessinstraße besuchen wollten. Die Frau war oben bei den Großeltern in der andern Etage; da ich einen Auftrag an sie hatte, war die Tochter so artig, sie herunterzuholen. — Wir waran also allein. Vielleicht würde sich eine günstigere Gelegenheit nicht so bald bieten, oder ein so sicherer Augenblick. Die Großmutter war etwas schwerhörig, aber wie oft alte Leute sehr neugierig, also mußte alles laut und deutlich erzählt werden, was doch etwas Zeit nimmt. Juliane hatte, als sie aus der Thür lief, die Entreethür hinter sich zugeschlagen und so sich und ihre Frau Mutter ausgeschlossen. Die Situation begünstigte aber keine weitläufigere Expektoration mit dem natürlichen Betrug glühender Gefühle, aber sie mußte sie nötigen alle Kraft zu brauchen, daß niemand etwas merkte, und sollte man sie schließlich etwas anders als sonst finden, würde es sich aus dem Mangel an Takt erklären, mit dem Juliane uns allein ließ, um so mehr, da es Anlaß zu etwas Ausgelassenheit geben würde, daß ich hinaus mußte um aufzuschließen. Das Dramatische ist doch weit hurtiger, eine halbe Minute war mir genug zu überschauen, was mir weitläufig wird, wenn ich es mir in Erinnerung rufe.

Bin ich nicht doch hinterlistig, ist nicht doch etwas Berechnetes in allem, was ich mir vornehme? Du guter Gott, wenn ich meine Klugheit gerade in Fürsorge für sie brauche, was kann ich dann mehr thun? Das gesprochne Wort konnte nun ein Geheimnis zwischen ihr und mir bleiben, keiner, nicht ein Teufel konnte darauf verfallen, daß ein solcher Augenblick so benutzt wurde, das gesprochne Wort konnte tot und machtlos sein, als wäre es nie gesagt, wenn es ihr so behagte. Die Situation war gerade so, daß sie hinderte in der Bewegung etwa ein Wort zu äußern gegen jemand, das sie nachher vielleicht bitterlich bereute.

Was ich sagte, das weiß ich nicht, aber es erschütterte mich selbst; und obschon ruhig, war meine Stimme doch bewegt; wie,

kann ich nicht beschreiben, nur war es unbeschreiblich lindernd mir Luft zu machen. Ich bin überzeugt: was ich sagte, hatte die ganze innere Wahrheit meiner Leidenschaft. Sie war wie versteinert, sie zitterte sichtbar, sie antwortete kein Wort. — Ich hörte Fußtritte auf der Treppe, es wurde geklingelt, ich schloß auf, das Gelächter half über alles, die Konversation begann, es glückte. Mein Wunsch war nun, daß sie zuerst ging und damit vermied, daß wir zusammen gingen, was verdächtig sein konnte; durch Zuerstgehen sicherte sie sich auch gegen jede Frage. Vermutlich hat sie dasselbe eingesehen; sie ging. Ich blieb eine Stunde, um abzuziehen.

Darauf ging ich heim und wendete mich schriftlich an ihren Vater, und hielt um ihre Hand an. Nun war jedes weltliche Erwägen, jede teilnehmende und bekümmerte Betrachtung eines so wichtigen Schrittes mir lieb und in meinen Gedanken ganz zur Sache gehörig. Ich wünschte dem durchaus nicht zu entgehen, im Gegenteil wünsche ich, daß jede Schwierigkeit, jedes Bedenken bestimmt zu Worte komme, jede Gefahr muß ihr deutlich werden. Aber mein erstes Wort, meine Liebeserklärung soll bewahrt werden; sie soll nicht wie ein Aktenstück mehr zwischen solche Erwägungen geworfen werden. Habe ich so lange geschwiegen, so habe ich auch das Recht, das Wort auszusprechen, ohne Kunst, ohne Trug, aber so wie meine Stimmung es gebietet, wenn sich die Kraftfülle einer stillen Leidenschaft in einem entscheidenden Wort und in einem entscheidenden Augenblick sammelt. Den Eindruck soll sie von mir haben, das übrige befehle ich Gott, wie ja auch dies, aber auf andre Weise.

Habe ich sie überwältigt; habe ich einen zu starken Eindruck gemacht; kann ein Mädchen vielleicht das Unerwartete und den gesammelten Ausbruch einer Leidenschaft nicht tragen? Warum schwieg sie? Warum zitterte sie? Warum ward sie fast bange vor mir? Wenn die Burgpforte manches Jahr nicht geöffnet war, da

schließt sie sich nicht lautlos wie eine Zwischenthür, die sich in Federn dreht! Wenn das Thor der Verschwiegenheit lange geschlossen war, da lautet das Wort nicht wie guten Tag und Lebewohl von geläufiger Zunge; wenn man mit einem Wort alles einsetzen soll, wenn man Jahr und Tag nur eins wollte, und nun es sagen soll, nicht zu einem Freunde, sondern zu dem, in dessen Hand die Erfüllung liegt, da ist die Stimme nicht uninteressiert, wie die des Wächters, der die Stunde ausruft, und anders interessiert wie dessen, der Torf zählt. Was fürchte ich da, warum bin ich unruhig, warum will mich die Reflexion bereits verwunden, als wäre doch etwas Hinterlistiges in dem langen Schweigen, etwas Dämonisches darin, daß man es kann, Schlauheit im Benutzen des Augenblicks, Unverantwortliches im Gebrauch der einfachsten Mittel und dem redlichsten Verfahren, weil dies vielleicht am stärksten wirkt.

Den 12. Januar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Es ist entschieden. Man machte mir also die Zeit der Prüfung nicht lang; nun, das brauchte ich auch, denn ich bin sehr angestrengt. Du sehnenstarker, geschmeidiger Athlet, o Möglichkeit, dich sucht man vergebens von der Erde zu heben, daß man die Macht von dir nehmen kann, denn du läßt dich ausziehen so lang wie eine Ewigkeit, und behältst doch festen Halt; dich sucht man vergebens von sich zu entfernen, denn du bist das eigne Ich. Ja ich weiß es, du nimmst mir noch einmal das Leben, aber diesmal nicht. Laß los, du welke Hexe, deren Umarmung mir widerwärtig ist, wie die der Hexe im Walde für Rolands Knappen, schrumpf zusammen zu dem Nichts, das du bist, ebenso dürr wie eine vertrocknete Natter, bis wieder Leben in dich kommt und du wieder zäh und elastisch und lebenverzehrend für meine Seele wirst! Ja diesem Augenblick ist deine Macht gebrochen. Die Zeit der Prüfung ist vorbei, nur daß sie

nicht zu kurz war, nur daß niemand ihr zugeredet hat, nur daß man ihr die Sache schwierig genug gemacht hat.

Sei denn froh, meine Seele! Sie ist mein. Gott im Himmel, ich danke dir! Nun ein kleiner Rasttag, daß ich mich recht an ihr freuen kann; denn ich weiß wohl, ich kann mir nichts, gar nichts vornehmen ohne an sie zu denken.

Der erste Kuß, welche Seligkeit! Ein Mädchen froh im Sinn, glücklich in Jugend! Und sie ist mein. Wie sind alle düstern Gedanken und Einbildungen nur eine Spinnewebe und die Schwermut nur ein Nebel, der vor dieser Wirklichkeit flieht, eine Krankheit, die geheilt ist und geheilt wird durch den Anblick dieser Gesundheit, dieser Gesundheit, die ja mein ist, weil es die ihre ist, mein Leben und meine Zukunft. Reichtum hat sie nicht, das weiß ich, und ich weiß auch, daß sie ihn nicht braucht; denn sie kann sagen, wie ein Apostel zu dem Krüppel gesagt hat: Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir — steh auf, sei geheilt!

War ich gestern zehn Jahr älter, so bin ich heut zehn Jahr jünger geworden, nein, jünger als ich jemals gewesen bin. Ist dies eine Krisis? Ist es das Schweben der Entscheidung? Estne adhuc sub judice lis? Soll ich zehn Jahr älter geworden sein, ich fast ein Greis — das arme Mädchen, das um einen Abgestorbnen walten soll; oder bin ich jung geworden, wie ich es niemals war — beneidenswertes Los, so viel einem Menschen sein zu können.

Den 12. Januar. Mitternacht.

Alles schläft; nur die Toten steigen jetzt aus ihren Gräbern und leben wieder auf. Doch auch das thue ich nicht, denn da ich nicht tot bin, kann ich ja nicht wiederaufleben, und wenn ich tot wäre, könnte ich auch nicht wiederaufleben, denn ich habe ja nie gelebt.

Um meine nächtliche Beschäftigung so geheim wie möglich zu halten, brauche ich die Vorsicht, um 9 Uhr zu Bett zu gehen, um 12 Uhr stehe ich wieder auf. Daran denkt niemand, auch nicht die Teilnehmenden, die Teilnahme genug haben, sich darüber aufzuhalten, daß ich so früh zu Bett gehe.

War es ein Zufall, der uns so nahe zusammenbrachte, oder welche Macht verfolgt mich mit ihr, die ich fliehe und der ich doch nicht entfliehen will? Sie sehen ist mir ein Schreck, wie es für den Sünder sein muß, das Todesurteil vorlesen zu hören, und doch darf ich dem Anblick nicht entgehen, so wenig ich ihn suchen darf, was ebenso gut störend auf sie einwirken könnte. Wenn ich bei mir selbst wüßte, daß ich einen Schritt aus meinem gewöhnlichen Wege gegangen wäre um ihr zu entgehen, fortgeblieben wäre von einer Stelle, wo ich hinzukommen pflege, um ihr zu entgehen, ich glaube ich verlöre den Verstand. Nur durch Dulden und Leiden, indem ich mich unter jedes Argument gegen meine zerrißne Seele beuge, behalte ich Sinn in meiner Existenz. Wenn ich eine Straße ginge um sie zu suchen, einen Schritt, ich glaube, ich verlöre den Verstand vor Bekümmerung, daß ich sie gehindert haben könnte sich selbst zu helfen. Ich darf mir nichts vornehmen, nichts unterlassen, mein Zustand ist wie die ewige Qual der Verdammten.

Und heute war unser Verlobungstag! Sie wollte von der Straße auf das Trottoir treten, ich ging auf den Platten und hatte das Trottoirrecht. Sie konnte ihren Fuß nicht auf den Bordstein setzen bis ich vorbei war, ein Wagen, der vorüberfuhr, machte ihr unmöglich weiter ab auf der Straße zu warten. Hätte ich mit ihr reden wollen, die Situation war so günstig wie möglich. Aber nein, nicht ein Wort, nicht ein Laut, nicht eine Bewegung der Lippen nicht eine zweifelhafte Andeutung im Auge, nichts, nichts von meiner Seite. Großer Gott, wenn sie ein Fieberpatient wäre, wenn dies Wort von mir das Glas kaltes Wasser wäre,

das sie wünschte, ich sollte es weigern? So bin ich also ein Unmensch! Nein, meine kleine Jungfrau, nein, wir haben genug zusammen gesprochen! O daß ich so von ihr in meinen Gedanken reden kann, von ihr, um derentwillen ich alles wagen will, wenn ich nur verstehen kann, daß es ihr dienlich ist. Aber warum verfolgt sie mich? Ich habe unrecht, wahrlich, gewiß, himmelschreiendes Unrecht. Aber bin ich nicht gestraft, habe ich nicht einen Mord auf meinem Gewissen? Habe ich denn gar keine Rechte? Soll sie gar nicht verstehen können, was ich leide? Handelt ein liebendes Mädchen so? Und warum sieht sie mich so an? Weil sie glaubt, es macht im tiefsten Innern Eindruck auf mich. Also glaubt sie etwas Gutes von mir. Und dann den Gemarterten verwunden wollen!

Ich machte den Augenblick so lang wie möglich. Bei solchem Zusammenstoß entsteht immer ein Stillstand, weil der eine warten muß bis der andre vorbei ist. So benutzte ich den Umstand, um ihr Aussehen und womöglich ihren Seelenzustand zu beurteilen. Ich hatte mein Taschentuch herausgenommen, und wie man in aller Bequemlichkeit es hält um zu sehen, welchen Teil man brauchen will, so stand ich phlegmatisch, als kenne ich sie nicht, obschon ich auf sie sah mit der Genauigkeit der Verzweiflung. Aber kein Wort, jede Miene so bedeutungslos wie ein Nichts. Ja, brause nur drinnen, denn auch ich habe warmes Blut, vielleicht nur zu warmes; sprenge das Herz, daß ich tot umstürze, das läßt sich hören, darein findet man sich; klopfe zitternd in den Fingerspitzen, ob es so sein soll, klopfe inwendig mit ängstigendem Schlage auf das Hirn, aber nicht sichtbar in den Schläfen, nicht in den Lippen, nicht im Auge, das will ich nicht, ich will es nicht. Warum wurde ich gereizt, warum wurde ich genötigt zu entdecken, welche Macht ich in der Verstellung habe, wenn es eine gute Sache gilt?

Sie war weniger bleich, aber vielleicht war die frische Luft

daran schuld, vielleicht war sie länger gegangen. Ihr Blick machte einen Versuch mich zu richten, aber da schlug sie das Auge nieder, sie sah fast bittend aus. Eines Weibes Bitten! Wer gab ihr unverantwortlich diese Waffe in die Hand, wer gibt dem Rasenden ein Schwert, und wie ohnmächtig ist doch er im Vergleich mit der Bitte der Ohnmächtigen?

Da ich um die Ecke bog, mußte ich mich an die Häuser halten. Wenn ich einen Vertrauten hätte, zu dem ich sagen könnte: So ist es, ich kann ganz leidenschaftslos aussehen, aber wenn ich um die Ecke biege, bin ich nahe an Ohnmacht, und wenn dieser Vertraute neugierig wäre und mich belauerte, was dann? Dann würde ich es merken, denn wie Kaspar Hauser durch unzählige Lagen Stoff Metall fühlen konnte, so fühle ich Betrug und List durch jede Hülle, und dann würde ich nicht schwindlig, wenn ich um die Ecke biege, aber wenn ich dann durch die Straße gegangen wäre und der Neugierige nichts gesehen hätte, dann würde ich in die nächste Quergasse gehen und umsinken.

Schlaf nun wohl, schlaf wohl, meine Geliebte! Gott gebe, daß sie all ihren Schmerz verschläft und froh und rosig morgen aufsteht. Haben Seiltänzer als Eltern keine Vater- und Mutterliebe, haben sie keine, wenn sie das Kind auf das schmale Seil stellen und in Todesangst darunter gehen? Hat man mir nicht das Urteil gesprochen, daß ich ein Mörder bin, was kann also Schlimmeres geschehen, als daß sie stirbt, und doch ist noch keine Wahrscheinlichkeit dafür. Entweder ist sie die Auserwählte unter den Mädchen, dann wird mein Verfahren gerade das Seine dazu beitragen, daß sie nicht gehemmt wird, das Ausgezeichnete zu werden, ein Mädchen, deren Apotheose nicht mit dem Tode, sondern mit der Trauer begann — oder sie ist, ja ich mag es nicht sagen, sie hat sich eingebildet u. s. w. und danach wird sie verständig u. s. w., das heißt, bildet sich ein verständig geworden zu sein u. s. w. — halt! ich besitze keine faktische Aufklärung, die mich

zu einem Schluß berechtigte. Also bleibe ich in meinem Elend und halte sie in Ehren. Aber mein Verstand, mein Verstand, der sagt es mir, ja, der sagt es mir um mich zu kränken, denn es war ja nicht mein Wunsch, daß sie sich geringer zeigen möchte als sie schien, und ich kann doch weder um ihretwillen noch um meinetwillen wünschen so gerettet zu werden, d. h. so zum Narr zu werden.

Aber nichts, nichts ist da, was mir mit einer kleinen Aufklärung helfen kann. Vergebens werfe ich mich ungeduldig von einer Seite auf die andre; wenn man auf einer Folterbank liegt, nagt es überall. Sie kann verachten — großer Gott! das will ich, dafür strenge ich mich an, und doch schaudere ich bei dem Gedanken an ein solches Martyrium auf Lebenszeit. Ob ich es aushalten kann, ob ich nicht ganz verzweifle, ich weiß es nicht, aber bei der Macht, welche Mitwisser der geheimsten Gedanken ist, weiß ich, daß ich die Schnur des Sturzbades gezogen habe. Ob es mich zermalmen wird, weiß ich nicht. — Sie kann ihre Seele in Geduld bestellen, sie kann mit unversehrtem Gewissen den Schleier der Trauer nehmen, was kann ich? Wo berge ich mich vor mir selbst? wo ist die Ruhestatt, da der Müde neue Kräfte sammeln kann, wo ist das Nachtlager bereitet, auf dem ich still und erquickend schlummern kann? Im Grabe? Nein, denn es ist unwahr, was die Schrift sagt, daß im Grabe keine Erinnerung ist, ich werde an sie denken. In der Ewigkeit? ist da Zeit zum Schlafen? In der Ewigkeit! Wie werde ich sie wiedersehen? Wird sie anklagend, richtend hervortreten? Fürchterlich! Oder wird sie vielleicht alles wie eine Kinderei hinter sich gelassen haben? Widerwärtig! Und doch nicht widerwärtig, sondern schlimmer; denn vielleicht war mein Schweigen schuld, daß sie so wurde. Und ich hatte gerade gefürchtet, daß ein Wort von mir sie verflache und in Geschwätz beruhige!

Den 15. Januar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Ist es so verlobt sein? Was ver-

liebt sein ist, wußte ich, aber dieses Neue, sich sicher wissen des Gegenstands der Liebe, daß sie mein ist, mein für ewig.

Ist es so, Mutter sein? klagte Rebekka, da der Streit der Zwillinge im Mutterleibe begann, und so hat wohl mancher zu sich selbst gesagt, wenn erreicht war, was er begehrte: Ist es so?

Und streitet es nicht in mir als wären da zwei Wesen: Bin ich zehn Jahr älter geworden, oder bin ich zehn Jahr jünger?

Wie es doch seltsam sein muß, ein junges Mädchen sein und so frisch in das Leben hineinleben. Ich glaubte, ich wäre entronnen, ich wäre verwandelt, da ich mich verliebt sah, nun wäre ich gerettet, wenn ich liebevoll auf sie sähe, daß ich wäre wie sie ein Vogel auf dem Zweige, ein Freudensang in der Jugend, daß wir zusammen aufgewachsen wären, daß unser Leben glücklich wäre in Vereinigung für uns, verständlich in seinem Glück für andre, wie der Gruß des Frohen, wenn er an uns vorbeieilt und einen Kuß zuwirft.

Viel verstehe ich, mit jeder Reflexion, die ich höre oder lese, bin ich so vertraut, als gehörte sie mir. Aber dies Leben verstehe ich nicht. An nichts denken und doch so liebenswürdig sein, Weisheit und Thorheit durcheinanderleben, ohne recht zu wissen, was es ist. Wenn ein Juwelier seine Kenntnis der Steine so ausgebildet hätte, daß er in dieser Kunst des Unterscheidens lebte, wenn er ein Kind sähe, das mit Steinen spielte, echten und unechten, die es durcheinander mengte und an beiden sich freute — ich meine ihm würde unheimlich; aber wenn er die Freude des Kindes sieht, seinen vergnügten Sinn bei dem Spiel, so würde er sich vielleicht darunter demütigen und von dem unheimlichen Anblick gefesselt werden. So hat der Unmittelbare keine absolute Unterscheidung dafür, ob die Idee sich spiegelt im Gedanken und Wort wie der Edelstein im Strahlenglanz, oder ob sie mangelt, er kennt nicht den Unterschied, der das eine zum Allerkostbarsten macht, das andre zum Nichts, das eine zum Alles-

bestimmenden macht, dem andern nicht einmal eine Beziehung dazu läßt.

Liebende dürfen ja nichts zwischen sich haben. — Ach, ach, wir sind zu kurze Zeit vereint, um etwas zwischen uns zu haben — wir haben nichts zwischen uns, und da haben wir eine Welt zwischen uns, gerade eine Welt.

In einzelnen Augenblicken bin ich glücklich, vollkommen glücklich, glücklicher als ich je geträumt habe; mir ist dies reicher Ersatz für meinen Schmerz; nur daß sie nichts ahnt, dann ist alles gut.

Sie ist still, stiller wenigstens als sie zu sein pflegte, aber nur wenn wir allein sind. Ob sie denkt? Nur daß sie nicht zu reflektieren beginnt!

Den 17. Januar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Was ist das? Was will das sagen? ich bin so bewegt wie das angstvolle Wanken des Waldes im Unwetter. Was ist das für eine Ahnung, die mich zusammenpreßt? Ich kenne mich selbst nicht wieder. Ist dies Liebe? O nein! So viel verstehe ich wohl, nicht mit ihr, nicht mit Eros soll ich streiten. Es sind religiöse Krisen, die sich über mir zusammenziehen. Meine Lebensanschauung ist mir selbst zweideutig geworden, wie, kann ich noch nicht sagen. Und mein Leben gehört ihr, aber sie ahnt nichts.

Den 17. Januar. Mitternacht.

Was ich am Morgen schreibe, ist von der Vergangenheit, und gehört dem vorigen Jahr an, was ich jetzt schreibe, diese meine „Nachtgedanken“, ist das Tagebuch für das laufende Jahr. Das laufende Jahr! Welcher furchtbare Spott über mich liegt nicht in diesem Wort. Wenn ein Mensch die Sprache erfunden hätte, würde ich glauben, er hätte dies Wort erfunden, um mich zu verhöhnen. In alten Tagen hatte man für Soldaten eine

sehr grausame Strafe, auf dem Holzpferd reiten. Der Unglückliche wurde auf ein Pferd niedergezwungen, dessen Rücken ganz scharf war. Da es einmal exekutiert wurde, und der Sünder sich vor Schmerz wand, kam ein Bauer auf dem Wall gegangen, blieb stehen um auf den Exerzierplatz herabzusehen, wo der Sünder seine Strafe litt. Verzweifelt im Schmerz, aufgestachelt durch den Anblick eines solchen Müßiggängers, rief der Unglückliche ihm zu: Was glotzt du so? Aber der Bauer antwortete: Kannst du nicht ertragen, daß man dich ansieht, so kannst du ja in eine andre Straße reiten. Und wie jener reitende Sünder ritt, so läuft für mich das laufende Jahr.

Etwas muß für sie gethan werden. Mein Kopf spinnt lauter Intrigen vom Morgen bis zum Abend. Mied ich, ehe sie in aller Aufrichtigkeit mein wurde, auf das Ängstlichste alles, was List heißen konnte, so bin ich nun um so intriganter geworden. Wer würde mich nicht für einen Thoren halten, wenn ich ihm sagte, in diesem laufenden Jahr beschäftige sie mich mehr als je. Und doch ist die Schwierigkeit die, daß ich mir nichts vornehmen kann; denn die entfernteste Ahnung davon, wie sehr sie mich beschäftigt, würde das Gefährlichste sein, es könnte sie durch eine Hoffnung in das Unbestimmte hinauslocken, und sie umkommen lassen in Halbheit.

Jede Kunde, jedes Wort mit Gold bezahlen wollen und es nicht dürfen, weil es lebensgefährlich ist, da es ihren Argwohn wecken und sie hindern könnte sich selbst zu helfen. Auf tausendfach gewundnem Wege sich en passant eine Äußerung erbetteln müssen, wenn man Berichte im Überfluß haben könnte, aber nicht darf, nicht darf nur ihretwillen! Wollte ich absolutes Schweigen gegen meine sogenannten Nächsten beobachten, könnte das auch leicht Argwohn wecken. Deshalb habe ich mir ein Formular gemacht, das ich ihnen sage. Nur sage ich es nicht als Formular, sondern deklamiere es her, so merkt man es nicht, daß es ein

Formular ist. Das kann man von einem Pastor lernen. Er weiß gut, daß er eine alte, abgedankte Predigt hält, aber wenn er deklamiert und den Schweiß abtrocknet, so glaubt der Zuhörer, daß es eine Rede ist. So glauben die Betreffenden auch, daß ich rede, obwohl ich nur ein Formular hersage, das stereotyp und worin jedes Wort gewählt ist nach langer Überlegung.

Intrigieren ist doch eine Zerstreuung, Zeugen abhören, Nachrichten empfangen, konferieren und kontrollieren, in der Welt umherlaufen, auf den Augenblick lauern, ist doch etwas zu thun haben, wenn auch nichts gewonnen wird; aber es ist unerträglich zu sitzen und auszufinden einen Plan sinnreicher als den andern und ihn nicht brauchen dürfen, weil es noch klüger ist, es sein zu lassen, damit man sich nicht verrate; diese tantalisch lockenden Früchte sehen, welche die Sympathie reizen, indem sie alles verheißen! Statt solcher Aufklärung sich begnügen sollen mit einem zufälligen Wort eines Mädchens, eines Dieners, eines Lohnkutschers, eines Vorübergehenden; und etwas daraus herausbringen sollen, weil es einem eine Seligkeitssache ist. Keinem trauen dürfen. Was will das sagen, wenn der irgend einem trauen wollte, der dem Mädchen nicht trauen durfte, das er liebte, und das er mit hundert spähenden Beobachtungen umspannen konnte!

Der einzige, von dem ich eigentlich etwas zu wissen bekomme, ist sehr weit entfernt in meinem Dienste zu sein. Doch ist ein heimliches Verständnis zwischen uns. Er weiß alles, vielleicht ist er der Zuverlässigste von allen. Glücklicherweise haßt er mich. Er will womöglich mich peinigen, ja, ich verstehe das. Direkt sagt er nie etwas, er nennt nie einen Namen, aber er erzählt mir so sonderbare Geschichten. Im Anfang verstand ich ihn gar nicht, aber nun weiß ich, daß er von ihr redet, doch unter fingiertem Namen. Er glaubt, ich habe Phantasie genug, jede Andeutung zu verstehen, die habe ich auch, aber auch Verstand genug, nichts merken zu lassen. Doch muß ich berechnen, daß er boshaft ist.

Daß sie doch tot wäre, daß sie vor meinen Augen tot umgesunken wäre in dem entscheidenden Augenblick, daß die Familie herbeigestürzt wäre und es eine Kriminalsache wurde! O, daß dies geschehen wäre! Ich hätte gleich darauf angetragen hingerichtet zu werden und mit den leeren Weitläufigkeiten verschont zu bleiben. Die menschliche Gerechtigkeit ist doch ein Narrenstreich und drei Instanzen machen den Spaß nur langweilig. Ankläger und Verteidiger sind wie Harlekin und Pierrot und die Gerechtigkeit ist wie Jeronymus oder Fassander, der an der Nase herumgeführt wird. Alles ist hier lächerlich, die Wachen mit, die bei der Exekution paradieren. Der Scharfrichter ist die einzige annehmbare Figur. Würde mein Ansuchen nicht abgeschlagen, wenn ich selbst alle Unkosten bezahlte, so suchte ich mit diesem meinen Vertrauten eine Gegend auf, die meinem Seelenzustand entspräche, dort forderte ich von ihm, was sonst der Ritter von dem treuen Knappen forderte, daß er mir das Schwert in die Brust stieße, und es macht ja keinen Unterschied ob es ein Ritterknappe oder ein Scharfrichter thut, im Gegenteil hat dieser den Vorteil, daß er sich kein Gewissen zu machen braucht. — Dann wäre Sinn in dem Ganzen gewesen.

Aber so ist ja kein Sinn darin. Ich bin ein Schurke. Richtig, ich gelte dafür, aber ich bin gerade das Gegenteil. Was bin ich dann? Ein Narr, ein Phantast, ein überspannter Ritter, der das Wort eines jungen Mädchens so ernst nimmt. Wie? Ist das ein theologisches Verfahren gegen mich, wie es Aristoteles fordert? Gibt es kein Drittes? War es ein loses Wort? Tod und Hölle, wenn ich eine Zeugenerklärung aufnehme, so mache ich es gründlich. Ich brauchte zwei Monate, ich habe es in allen Stimmungen versucht, sie sagte es in so entscheidender Weise wie möglich. Ist das ein loses Wort? Es müßte denn sein, daß ein Mädchen infolge ihres Wesens auch in geistigem Sinn sich erneuert und von vorn beginnt.

Sieh! nun bin ich wohl geschickt zu Bett zu gehen, aufgelegt zu schlafen, ich der Treulose. So will ich zum Schluß an dich denken, unsterblicher Shakespeare, du kannst leidenschaftlich reden, ich will an die liebenswürdige Imogen in Cymbeline denken, wenn sie sagt (3. Akt, 4. Szene):

Falsch seinem Bett? Was heißt das falsch ihm sein?
Wachend drinliegen und an ihn nur denken?
Weinend von Stund zu Stund? Erliegt Natur
Dem Schlaf, auffahren mit furchtbarem Traum
Von ihm — erwachen gleich in Schreckensthränen.

Hier würde selbst ein Dichter von Rang abbrechen, aber Shakespeare spricht die Sprache der Leidenschaft fließend, eine Sprache, die im vollsten Sinn die Eigenschaft hat, daß man sie gar nicht spricht, gar nicht hat, wenn man sie nicht fließend spricht. Imogen sagt daher: Heißt das nun falsch sein seinem Bett? heißt es?

Laß Imogen recht darin haben, daß der Männer Schwüre der Frauen Verräter sind, aber verwünscht sei der lumpige Trost, daß Weiber-Eid keinen betrügen könne, weil sie nicht Eid ablegen oder schwören könne.

Den 20. Januar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Ich kann meine Seele nicht in unmittelbarer Verliebtheit halten. Ich sehe wohl, daß sie anmutig ist, in meinen Augen unbeschreiblich, aber ich mag die Leidenschaft meiner Seele nicht in diese Richtung werfen. Ach, Anmut ist vergänglich, es ist Sünde gleich zuzugreifen. Sie soll nicht darüber klagen, daß ich sie erotisch irregeführt. Auch aus anderm Grunde bin ich so zurückhaltend; denn wenn sie am schönsten ist, bin ich am unglücklichsten. Da scheint mir, daß sie so unbeschreibliche Ansprüche ans Leben hat; wie ich fassen kann, daß jeder Mensch Ansprüche ans Leben hat, nur ich nicht. Ich könnte wünschen, sie wäre häßlich, dann ginge alles besser. Ob Sokrates

diese Deutung seines Wortes, daß man die Häßliche lieben müsse, verstehen würde? Und doch ist es so, das Gleiche liebt doch nur das Gleiche. Wäre sie unglücklich, das würde helfen. Aber dieses kindliche Glück, diese Leichtigkeit in der Welt, die ich nicht verstehen, mit der ich nicht tief und nicht wesentlich sympathisieren kann (weil meine Sympathie in dieser Richtung wehmütig ist, was gerade den Widerspruch aufweist) — und mein Kämpfen, mein Mut, um etwas Gutes an mir zu nennen, meine Leichtigkeit über Abgründe zu tanzen, wovon sie gar keine Vorstellung hat und womit sie nur unwesentlich sympathisieren kann, wie mit einer angstvollen Geschichte, die man liest, deren Wirklichkeit man nicht denkt: also nur durch die Phantasie — was soll das werden?

So habe ich das Religiöse gewählt. Es liegt mir zunächst, mein Glaube geht darauf. Laß dann die Lieblichkeit stehen bleiben, der Himmel bewahre sie ihr. Gewinne ich auf diesem Wege einen gemeinsamen Ausgangspunkt, so komm, du lächelnde Sorglosigkeit, ich will mich mit dir freuen, so aufrichtig ich kann, flicht junge Rosen in dein Haar, ich will dich so leicht nehmen, wie es mir möglich ist, wie es dem möglich ist, der gewohnt ist, mit der Leidenschaft des Denkens mit Lebensgefahr das Entscheidende zu greifen.

Gestern las ich ihr eine Predigt vor. Welche Bewegung! nie ist meine Seele so erschüttert gewesen, Thränen drängten sich in meine Augen, nie geahnter Schrecken ist über mir, tiefer und tiefer senkt sich die düstre Wolke der Bekümmerung auf mich, ich kann sie kaum sehen, obschon sie bei mir sitzt. Was sie wohl denkt, das arme Mädchen! Und doch, laß auf diesem Wege kommen, was kommen will. Was sie wohl denkt! Sie ist still, schweigend, aber ganz ruhig. Sollte sie der Verliebtheit diese Wirkung zuschreiben, daß ich mich so von ihr überwältigt fühlte? Das ist unmöglich, das wäre in meinen Augen das Unschönste, was ich mir denken könnte. Wenn ich mich unter Gott demütige, da zu

glauben, es wäre vor ihr! Nein so wirkt sie nicht auf mich. Ich konnte und ich kann noch ertragen ohne sie zu leben, wenn ich nur das Religiöse behalte. Aber ich ahne, es ist die Krisis, das Religiöse in das hineinzubringen, was ich begann.

Sollte es möglich sein, sollte meine ganze Lebensanschauung verfehlt sein, sollte ich hier auf etwas gestoßen sein, wo Verschlossenheit verboten ist? Ich, der ich Meister in meiner Kunst geworden war, der ich, ach ja, ich gestehe es, stolz mich in die Reihe der Helden stellte, die ich bei den Dichtern fand, weil ich wußte, ich konnte thun, was von ihnen gesagt wurde; ich, der ich gerade um ihretwillen und wegen dieses Verhältnisses es zu dieser Vollkommenheit brachte. Wenn ein Pilger, der zehn Jahr lang wanderte zwei Schritt vor einen zurück, wenn er nun endlich die heilige Stadt in der Ferne sähe und da zu ihm gesagt würde: Das ist nicht die heilige Stadt, nun wohl, so ginge er weiter, aber wenn zu ihm gesagt würde: das ist die heilige Stadt, aber deine Weise ist ganz verkehrt, du mußt dir abgewöhnen so zu gehen, wenn deine Reise im Himmel wohlgefällig sein soll! Er der zehn Jahr mit äußerster Anstrengung so gegangen war!

Den 20. Januar. Mitternacht.

Hier ist doch kein Dritter? Nein. Alles ist dunkel, überall sind die Lichter verlöscht. Freilich, wenn jemand Argwohn gegen mich hätte und neugierig wäre, stellte er sich am richtigsten in ein dunkles Zimmer. Wie es sich lohnt verschlossen zu sein, wahrlich, ich kann nicht sagen, daß ich meinen Lohn dahin habe.

Wenn ein Dritter über mein Liebesverhältnis nachdächte, oder ein andrer — aber ich bin wohl der einzige der darüber sinnt, und dabei auch nicht selbander! Nun, das wünsche ich auch und dafür kämpfe ich. Doch ist es ängstlich, das so in der Stille der Nacht zu denken, das ganze Dasein hat da etwas Verkehrtes, etwas Umgewendetes, und dadurch etwas Gespenstisches. Wann wird der Augenblick kommen, da ich Erlaubnis habe ge-

nauer zuzusehen, wie es mit mir steht, was ich gelitten habe? — Wenn ein Dritter über mein Verhältnis nachdächte, das sei nun ein Theaterfriseur, ein Seiden-, Wollen- und Lederhändler, ein kleines Institutsfräulein, um nicht von den Herren Novellen- und Roman-Verfassern zu reden, so würde er gleich Bescheid wissen. Die Sache steht für ihn einfach so: ich bin ein verderbter Mensch, der in neuem Sündenrausch bald das Mädchen und das Verhältnis vergessen hat. Wohl bin ich nicht von vielen gekannt, aber wenn das Mädchen zu irgend einem von ihnen gehen wollte, da ist nicht ein einziger, der nicht so sagte. Ob es der Materialhandlungsgehilfe drüben ist, wenn er am Sonntag geputzt und verlobt ist, er denkt mit Abscheu an einen solchen Menschen, ob es einer der einfacheren Amateure der Östergade ist, er fühlt sich als Ritter, wenn er diese Niederträchtigkeit bedenkt, ob es ein Ehemann ist, der mit ehelicher Treue sein Weib zu Tode plagt, er wird bei dem Gedanken an solche Falschheit empört. Aber das Mädchen, sagt jeder Dritte, sie sitzt und trauert, sie beschäftigt sich mit jeder kleinen Erinnerung, sie lauscht nach seinem Fußtritt. — Aber nun ist das erste nicht so, folgt daraus, daß das andre auch nicht so ist? O daß dieser Schluß richtig wäre, aber was sagt nicht Aristoteles?

An jedes Wort, an jede Miene kann ich mich erinnern, so deutlich als wäre es gestern, und auch der nichtssagendste Wink von ihr kommt gleich in Zirkulation zwischen die erwägenden Gedanken. Mein Stolz verbietet mir, das Kleinste zu verschmähen, meine Ehre auch, und wenn man so allein seine Ehre aufrechthält, wie ich, muß man genau rechnen. Was ich sonst würde zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus gehen lassen, soll nun Bedeutung, absolute Bedeutung haben. Wenn ein religiöser Schwärmer nur eine einzige zweifelhafte Bibelstelle hätte, sich darauf zu berufen, welche Anstrengungen würde er nicht machen, um ihre Echtheit zu beweisen, damit er sein System auf diesem gesicherten Grunde

aufführen könnte. Und eine Bibelstelle ist doch immer etwas; aber ein Wort von ihr, eine Bemerkung über Theewasser, von der sie nicht wußte, daß sie sie machte, das ist wenig. Doch wäre es ja möglich, daß darin ein geheimer Sinn lag, es wäre möglich. Wer versteht das außer mir? Es wäre ja möglich, daß sie ebenso ausgelernt in Reflexion ist, wie ich. Sie hat mich gebeten ihrer zu gedenken, ihre Bitte ist es, die mich zur Verzweiflung bringt.

Mein Leiden ist eine Strafe. Ich nehme es aus Gottes Hand, ich habe es verdient. In meiner Jugend habe ich oft in meinem stillen Sinn über die Liebe gelächelt. Ich habe sie nicht verspottet, nicht Hand und Mund gebraucht sie lächerlich zu machen, dazu beschäftigte sie mich zu wenig. Nur intellektuell habe ich gelebt. Wenn ich bei den Dichtern die Reden der Liebenden las, so lächelte ich, weil ich nicht verstehen konnte, daß ein solches Verhältnis so sehr beschäftigen könnte. Das Ewige, ein Gottesverhältnis, ein Verhältnis zur Idee, das bewegte meine Seele, aber solch ein Mittelding konnte ich nicht fassen. Nun wohl, nun leide ich, ich thue Pönitenz, wenn ich auch nicht rein erotisch leide.

Den 25. Januar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Religiöse Voraussetzungen scheint sie gar nicht zu haben. So kann da eine Verwandlung vor sich gehen. Und doch was soll mein bißchen Einwirkung sein im Vergleich mit kindlicher Ursprünglichkeit. Nur daß ich nicht zu viel Macht über sie bekomme; nur daß nicht das Unschöne aufkommt, und ich ihr Religionslehrer werde statt ihr Geliebter, daß ich ihr überlegen werde und das Erotische vernichte, daß ich barbarisch ihre ganze weibliche Liebenswürdigkeit durchstreiche und nur mich selbst behaupte. Daß es mir glückte, sie emporzuheben, oder richtiger, daß sie sich selbst in die religiöse Freiheit hinüberschwänge, wo sie die Macht des Geistes fühlte und sich religiös sicher und gesichert fühlte, dann ginge es wohl. Kann auch meine

Schwermut nicht den schönen Anspruch ihrer Jugend ans Leben erfüllen (und Gott weiß ob nicht meine Schwermut bloß meine Sympathie mit Übertreibungen martert) nun wohl, ich betrachte ihre Liebe wie ein Opfer, das sie mir bringt. Kann Liebe höher gewürdigt oder bezahlt werden? In geistiger Hinsicht werde ich immer etwas für sie sein können. Wir werden da auch beide älter, da kommt ja die Zeit, wo die Jugend nicht so begehrt, und unsre Liebe hat da in einer eignen Bedeutung die Jahre für sich. Oder ist das Liebesverhältnis so beneidenswert, dessen schönste Zeit war, da das Paar über den Fußboden in einem Walzer hinfegen konnte.

Sie ist zurückhaltend, still, ganz ruhig; wenn noch jemand zugegen ist, ist sie munter wie sonst.

Den 26. Januar. Mitternacht.

O wenn es möglich wäre, wenn es möglich wäre! Großer Gott, jeder meiner Nerven streckt sich gleichsam tastend in das Dasein, ob es nicht so sein könnte; daß wir doch noch füreinander paßten und ich bis dahin Kraft behalten hätte, meine Seele und meine Liebe auf der Höhe des Wunsches zu bewahren; daß sie gleich richtig gegriffen hätte ohne zur Rechten oder Linken zu sehen. O großer Lohn für all mein Elend. Wenn dann auch das Ganze nur ein Tag wäre, wenn Hochzeitstag und Todestag zusammenfielen — welch reiche Bezahlung für all meine Mühe. Was ist dann Romeo und Julie gegen eine Verständigung durch so viele Anfechtungen, gegen einen Sieg über solche Gefahren, gegen diesen glücklichsten Ausgang aus der tiefsten Verzweiflung. Wenn es geschähe zur Winterszeit, mich dünkt, die Blumen müßten vor Freude erblühen, und wenn es Sommer wäre, mich dünkt, die Sonne müßte vor Freude tanzen, und zu jeder Zeit müßten die Zeitgenossen stolz sein auf das Glück, das uns zu selig machte, um auf das Glück stolz zu sein. — Aber

wenn, wenn ich müde würde und die Kraft verlöre und dem Wunsch abstürbe; wenn sie, wenn sie umkäme, doch nein, davon ist nicht die Rede, aber wenn sie krank würde und hinschwände, wenn sie krank wird und hinschwindet! Oder wenn sie es mit mir in der Wüste der Erwartung nicht aushalten könnte, wenn sie sich nach dem sichereren Leben in Ägypten sehnte, oder wenn sie sich mit einem andern verheiratete! Gottes Segen dazu, das ist ja in gewissem Sinn, was ich will, worauf ich hinarbeite. Und doch denke ich nun anders. So habe ich mehr als einen Sinn; ist das ein Zeichen von Klugheit oder von Thorheit? Oder wenn sie ganz unverändert wäre, nicht gelitten hätte, nicht an der Seele noch am Körper, wenn sie mich nicht verstand, nicht mein Leiden faßte, nicht seine Größe, nicht faßte meine eisige Ruhe, ihre Notwendigkeit, wenn das Wort Vergebung zwischen uns ernst sein sollte, nicht wie ein Pflock, den wir beide im Scherz der Liebe zuschlugen, während die Treue über ihren Sieg jubelte, wenn sie nicht faßte, daß es in unsrer Zeit nur ein Mittel gibt, Schwärmer zu sein und in der lachlustigen Verständigkeit des 19. Jahrhunderts die Romantik der Seele zu bewahren, nämlich außen ebenso kalt zu sein, wie man inwendig warm ist; wenn sie nicht verstand, nicht absolut verstand, daß es niedrig ist halb zu helfen, und daß es Treue ist, eine täuschende Linderung zu versagen, wenn sie, wenn der Wink vom Himmel käme, das Signal zu unserm Glück, wenn sie da aus dem Takt wäre und ihm nicht folgen könnte — was dann, was dann, was dann? — Ja ich kann nicht mehr, ich sinke wieder zurück. Wenn sie nur gerettet ist, ich finde mich wohl durch. Sie thue, was sie will, wenn sie nur von mir los, wirklich von mir los ist; wenn sie eines andern ist, gelangweilt von dem Ganzen, oder mich nie verstanden hat, welcher Sophist könnte ich nicht werden, um zu beweisen, daß sie das Höchste gewählt habe.

So wünsche ich alles Wohl über sie. In dieser Sekunde

kann ich auf einmal zehn Möglichkeiten denken, und zu jeder eine Erklärung, daß sie das stolzeste gethan. Gesetzt sie wäre so stolz, daß sie ihre Liebe zu mir nicht eingestehen könnte, an der sie doch sterben wollte, gesetzt sie wehrte sich, indem sie über mich spottet, — wenn ich nur darf, ich will mich nicht ihrer schämen, ich will ruhig sagen: Viel habe ich verloren, sehr viel, oder richtiger: Ich habe mir meinen liebsten Wunsch versagen müssen. Sollte ich scheuen eine unglückliche Liebe einzugestehen, sollte ich mich und mein Urteil über sie verändern, weil sie sich gegen mich veränderte? Was ist wohl ein Menschenleben, es ist wie Heu morgen welk, vielleicht bin auch ich morgen tot! Wenn ein Thor über mich lacht, was beweist das andres, als daß ich weise gehandelt habe? Wenn ein Verlorner mitleidig die Schultern über mich zuckt, was beweist das andres, als daß ich noch auf meine Rettung jenseits und vor Gott hoffen darf?

Aber für mich und für uns beide wünsche ich noch einmal meinen seligsten Wunsch, der über alle Maßen ist und allen Verstand übersteigt. Schlaf wohl, du meine Geliebte, schlaf wohl; bleib bei mir, bei dem Einsamen im Traum, du himmlisches Vielleicht mit deiner unnennbaren Seligkeit. Und dann zur Ruh!

Zu Bett, zu Bett, wer einen Liebsten hätt,
Wer keinen hätt, muß auch zu Bett!

Den 1. Februar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Erotisch gesprochen schade ich ihr gewiß nicht; ich verkehre mit ihr so zurückhaltend, als wäre sie nicht meine Braut, sondern nur meiner Fürsorge anvertraut. Das wird doch wohl nicht verwirrend auf sie wirken, es wird doch nicht wirken als ein indirekter Reiz? Treulose Reflexion, Treulose, wenn man dich mit dem Blick festhält, da siehst du zuverlässig aus und wie ein erprobter Krieger, der für den Sieg einsteht, und wendet man nur den Kopf, so sieht man, was du

bist, ein Überläufer, ein Überläufer von Profession, dem es eine Unmöglichkeit ist, treu zu sein. Daß sie von solcher Reflexion umschlossen ist, merkt sie kaum.

Sie ist still und zurückhaltend gegen jeden religiösen Eindruck; berühre ich sie etwas dichterisch und in leichterem Gespräch, so scheint sie Gefallen darin zu finden.

Nur daß sie nicht stolz ist, in solchem Fall müßte sie mich gänzlich mißverstehn. Ich leugne nicht, in einzelnen Augenblicken ist da etwas, was darauf zu deuten scheint; in Gegenwart andrer war ich sogar selbst Gegenstand für Äußerungen, die sich wohl so erklären lassen.

Den 2. Februar. Mitternacht.

Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Dank dafür bildet der Mensch Gott nach sich, sagt Lichtenberg; wahr ist es, daß es wesentlichen Einfluß auf die Vorstellung von Gott hat, wie man selbst ist. So denke ich mir Gott auch als den, der fürsorgliche Berechnung billigt, wenn man nicht sein eignes Wohl bedenkt, sondern das eines andern; ich glaube, er billigt Intrigen, und was ich in den heiligen Büchern des Alten Testaments gelesen habe, scheint mich nicht zu entmutigen. Ich kann mir Gott nicht denken ohne dies dichterische Wachen über dem redlichen Plan einer bekümmerten Leidenschaft. Wäre es anders, so müßte ich angst und bange vor mir selbst werden. Die Bibel liegt immer auf meinem Tisch und ist das Buch, in dem ich am meisten lese; eine strenge Erbauungsschrift des ältern Luthertums ist mein andrer Wegweiser, und demungeachtet habe ich nichts gefunden, das mich hinderte, so klug mit ihr zu handeln wie möglich, so kluge Pläne wie möglich zu schmieden, wenn ich nicht mein, sondern ihr Wohl bedenke. Diese Kollision zwischen Klugheit und den abstrakt verstandnen rein ethisch-religiösen Verpflichtungen ist schwierig genug. Bei großen Spekulanten und bewunderten Dichtern, deren Äußerungen man bei einem Butter-

brot empfängt und weiter gibt, bekommt man den Bescheid, daß der Teufel sich niemals ganz offenbart, daß Verschlossenheit also das Dämonische ist. Man übersieht das Gegenteil, daß sich im ganzen Alten Testament Beispiele genug von einer Klugheit zeigen, welche doch von Gott als wohlgefällig angesehen werden; daß Christus in späterer Zeit zu seinen Jüngern sagt: Dies sagte ich euch nicht von Anfang an; daß er ihnen mehr zu sagen hat, aber sie können es noch nicht tragen (also ein zielbewußtes Aufschieben der ethischen Forderung, die ganze Wahrheit zu sagen). Verschlossenheit, Verschwiegenheit (das zielbewußte Aufschieben der Pflicht, die Wahrheit zu sagen) ist eine rein formale Bestimmung und kann deshalb ebensogut eine Form für das Gute wie für das Böse sein.

Vielleicht habe ich sie gar nicht geliebt, vielleicht bin ich zu reflektiert, um überhaupt lieben zu können? Nun will ich so beginnen. Ich sollte sie gar nicht geliebt haben? Aber mein Gott, wovon da alle diese Leiden, ist es nicht Liebe, daß ich an sie denke Tag und Nacht, daß ich an meinem Leben zehre bloß um sie zu retten, daß es mir gar nicht einfällt, ob es nicht fürchterlich mit mir selbst wird, weil ich bloß an sie denke? Und doch habe ich die Sprache, habe ich sie, das ganze Menschengeschlecht, jedes äußre Zeugnis gegen mich, habe nichts, worauf ich mich berufen, nichts worauf ich mich stützen könnte. Liebe ich sie nicht? Ist das Liebe, antwortet sie, und die Sprache und die Menschen, wenn ich sie verlasse? Sieh, diese Wechselreden konnte und kann ich nicht aushalten. Deshalb kehre ich mich zu dir, du Allwissender, bin ich so schuldig, so zermalme mich, ach, nein, wer dürfte so beten; so erleuchte meinen Verstand, daß ich meine Verirrung und meine Verderbtheit einsehe! Glaube nicht, daß ich wünsche, den Leiden zu entgehen, das ist nicht meine Bitte, vernichte mich, lösch mich aus der Zahl der Lebendigen, rufe mich zurück wie einen mißglückten Gedanken, wie einen entarteten Ver-

such, aber laß mich nie so geheilt werden, daß ich zur Unzeit aufhöre zu sorgen, ermatte nicht meinen Eifer, lösche nicht das Feuer drinnen, es ist doch etwas Gutes, ob es auch geläutert werden muß, laß mich nie lernen zu feilschen, ich muß doch siegen, ob auch die Weise unendlich verschieden ist von dem, was ich denken mag.

Welcher Trost die Sprache auf seiner Seite haben, sprechen können wie sie: Ich habe ihn geliebt! Ist dagegen mein erster Satz unrichtig, so wird kein Schluß daraus. Aber hier ist nicht die Rede von ein paar lumpigen Sätzen, die man zusammenbringen will in einen Schluß, sondern von dem Schrecklichsten von allen, von einer ewigen Qual; es ist eine persönliche Existenz, die sich nicht zusammenschließen kann in Geschlossenheit.

Nun will ich schlafen. Einem Liebenden kann es wohl geschehen, daß er vor Liebesunruhe nicht schlafen kann, ich bleibe vielleicht schlaflos, weil ich nicht zu wissen bekommen kann, ob ich liebe oder nicht.

Den 5. Februar. Mitternacht.

Selbstbetrachtung eines Aussätzigen.

(Die Szene ist zwischen Gräbern bei Tagesgrauen, Simon der Aussätzige sitzt auf einem Stein, ist eingeschlummert, wacht auf und ruft:)

Simon! — ja — Simon! — ja, wer ruft? — Wo bist du, Simon? — Hier; mit wem redest du? — mit mir selbst. Bist du hier, wie bist du ekelhaft mit deinem Ausschlag, eine Pest für alles Lebendige, weich fort von mir, Scheusal, verbirg dich zwischen Gräbern. — Warum bin ich der einzige, der nicht so sprechen kann, nicht so thun kann? jeder andre flieht vor mir, wenn ich nicht vor ihm fliehe, und läßt mich allein. Verbirgt

sich nicht ein Künstler, um heimlich Zeuge zu sein, wie sein Kunstwerk bewundert wird, warum kann ich nicht diese ekelhafte Gestalt von mir trennen und nur verborgen Zeuge des Abscheus der Menschen sein? Warum soll ich dazu verdammt sein, sie umherzutragen und vorzuzeigen, als wär' ich ein eitler Künstler, der in eigner Person die Bewunderung hören müßte? Warum soll ich die Wüste mit meinem Schrei füllen und den wilden Tieren Gesellschaft leisten, und ihnen die Zeit kürzen mit meinem Jammern? Das ist kein Ausruf, das ist eine Frage; ich frage den, der selbst gesagt hat: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ist dies denn meine Gesellschaft, die ich suchen soll, ist dies meinesgleichen: die hungrigen Ungeheuer, oder die Toten, welche sich nicht fürchten angesteckt zu werden!

(Setzt sich wieder nieder, sieht sich um und sagt dann zu sich selbst:)

Wo ist Manasse geblieben? (mit lauter Stimme) Manasse! — (schweigt einen Augenblick). So ist er doch zur Stadt gegangen. Ja, ich weiß es. Eine Salbe habe ich erfunden, durch welche aller Ausschlag sich nach innen wendet, daß keiner ihn sehen kann und der Priester uns für gesund erklären muß. Ich lehrte sie ihn brauchen, ich sagte ihm, daß die Krankheit deshalb nicht aufhört, daß sie innerlich bleibt und der Atem andre anstecken kann, daß er sichtbar aussätzig wird. Da jubelte er; er haßt das Dasein, er verwünscht die Menschen, er will sich rächen, er läuft zur Stadt und atmet Gift auf alle. Manasse, Manasse, warum gabst du dem Teufel Raum in deiner Seele, war es nicht genug, daß dein Körper aussätzig war?

Ich will die übrige Salbe fortwerfen, daß ich nie versucht werde; Vater Abrahams Gott, laß mich vergessen, wie sie bereitet wird! Vater Abraham, wenn ich tot bin, da erwache ich in deinem Schoß, da speise ich mit den Reinsten, du bist ja nicht bange vor den Aussätzigen; Isaak und Jakob, ihr fürchtet euch nicht, mit denen zu Tische zu sitzen, die aussätzig und von den Menschen

verabscheut waren. Ihr Toten, die ihr hier schlaft, wacht auf, bloß einen Augenblick, hört ein Wort, nur ein Wort, grüßt Abraham von mir, daß er einen Platz unter den Seligen bereit hat für den, der unter den Menschen keinen fand.

Was ist doch menschliches Mitleid! Wem kommt es mit Recht zu als dem Unglücklichen und wie wird es ihm gezahlt? Der Verarmte fällt in die Hand des Wucherers, der ihn zuletzt in Gefangenschaft der Sklaverei bringt: so treiben auch die Glücklichen Wucher und betrachten den Unglücklichen als ein Opfer und meinen des Herrn Freundschaft billig zu kaufen, ja auf ungesetzliche Weise. Eine Gabe, ein Scherflein, wenn sie selbst Überfluß haben, ein Besuch, wenn da keine Gefahr ist, etwas Teilnahme, die durch den Gegensatz ihr Behagen würzt, sieh, das sind die Opfer des Mitleids. Aber ist da Gefahr, so jagen sie den Unglücklichen hinaus in die Wüste um nicht seinen Schrei zu hören, der Saitenspiel und Tanz und Lustgelage stören könnte, und verurteilen möchte das Mitleid — das menschliche Mitleid, das Gott und den Unglücklichen betrügen will.

So such denn vergebens das Mitleid in der Stadt und bei den Glücklichen, such es hier draußen in der Wüste. Ich danke dir, Gott Abrahams, daß du mich diese Salbe erfinden ließest, ich danke dir, daß du mir beistandest dem Gebrauch zu entsagen, ich verstehe doch deine Barmherzigkeit, daß ich nun freiwillig mein Schicksal trage, frei das Notwendige leide. Hat keiner Mitleid mit mir gehabt, was Wunder, daß das Mitleid gleich mir zwischen die Gräber geflüchtet ist, wo ich sitze getröstet wie der, welcher sein Leben opfert, um andre zu retten, wie der, welcher freiwillig Verbannung erwählt, um andre zu retten, getröstet wie der, welcher Mitleid mit den Glücklichen hat. Vater Abrahams Gott, gib ihnen Most und Korn im Überfluß und glückliche Zeiten, gib den Vätern Weisheit und den Müttern Fruchtbarkeit und den Kindern Segen, gib Sieg im Streit, daß es das Volk deines

Eigentums ist. Hör die Bitte von dem, dessen Leib befleckt und unrein ist, dem Priester ein Abscheu, dem Volk ein Schrecken, den Glücklichen eine Falle, hör ihn, wenn doch sein Herz nicht befleckt ist.

* *
*

Simon Leprosus war ein Jude; hätte er in der Christenheit gelebt, so hätte er ganz andre Sympathie gefunden. Jedesmal wenn im Lauf des Jahres von den zehn Aussätzigen gepredigt wird, versichert der Prediger, daß er sich auch wie ein Aussätziger fühlt — aber wenn Typhus ist . . . . .

Den 7. Februar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Sie sah mich von der Macht des Religiösen überwältigt; aber sie hat kein Auge für das Religiöse; sie hat mich lange vor unsrer Verlobung gekannt, sie war oft genug Zeuge meines gewöhnlichen Auftretens als ein kalter Verstandesmensch, fast wie ein Spötter; sie glaubt, ich spotte über alles, nur nicht über sie — wenn sie nun stolz wäre; es schauert in mir, es wäre ja verführerische Nahrung für ihren Stolz, von dem angebetet zu sein, der über alles spottet — und so könnte sie vielleicht die religiöse Bewegtheit mißverstehen.

In Gegenwart andrer tritt ihr Stolz deutlicher heraus. Vielleicht war er von Anfang da, aber ich hatte nicht Zeit ihn zu entdecken. Es geht auch über mich her; neulich geschah es in so unschöner Weise, daß die Anwesenden darüber stutzten. An sich ist es etwas Unbedeutendes. Ein junges Mädchen kann sich viel erlauben, so etwas ist vielleicht nur Mutwille. Wäre ich nur in mir selbst ruhig, aber ich fürchte schlimmere Kämpfe. Und ist es etwas andres als Mutwille, so ahne ich ein klaffendes Mißverständnis. Daß sie mich nur nicht wegen der ihr gewiß sonderbaren Eindrücke für einen anbetenden Liebhaber hält, der eine

Göttin verehrt. Da nähme sie meine Religiosität erotisch eitel. Wahrlich, man demütigt sich unter Gott und die sittliche Pflicht, aber nicht unter einen Menschen. Es ist wahr, äußerlich bin ich ganz anders als innerlich, aber ich habe nie religiös über jemand gespottet. Das Religiöse ist mein Gleichheitsprinzip, und meine Seele ist nicht aufgelegt zu einem Liebeszank darüber, wer von uns etwas Außerordentliches sei.

Ich begehre durchaus nicht übertriebne Liebeszärtlichkeit, aber ich wünschte wohl, sie äußerte sich etwas mehr, daß ich sähe, was in ihr vorgeht. Trotz all meiner Bestrebungen sieht sie mich eigentlich, wie ich glaube, für einen sehr scharfen Kritiker an, und das nimmt ihr die Freimütigkeit.

Den 7. Februar. Mitternacht.

Wenn der Walfisch verwundet ist, eilt er zum Meeresgrund und sprüht Blutstrahlen aus; sterbend ist er am fürchterlichsten; der Hering stirbt gleich, und wenn er tot ist, ist er so tot wie ein Hering. Aber zuweilen liegt der Wal ganz stille, ungeachtet er doch nicht tot ist. Sprudle ich zuweilen im Augenblick der Leidenschaft Blut, ist es mir, als bräche ein Blutgefäß; wenn das Wort hervorbricht, so kann ich auch ganz still liegen, aber deshalb bin ich nicht tot. Was ist Leidenschaft für eine rätselhafte Macht! Man kann in gewissem Sinn das Ganze zusammenpacken und es in der Westentasche haben, aber wenn die Leidenschaft Feuer fängt, dann sieht man, daß die Kleinigkeit ein Feuermeer ist.

Nun will ich anders beginnen, ich will denken, ich wäre nur Beobachter bei der Sache. Ich weiß wohl, das hilft mir nicht; das soll's auch nicht; ich fühle nur Drang, das Komische, was auch dabei ist, zu erschöpfen; dann bin ich wieder gestimmt dasselbe tragisch als eine Bürde zu tragen.

Der Beobachter urteilt so. Das ist ein junges Mädchen, das sonst mit weiblicher Liebenswürdigkeit glücklich begabt ist, der

aber religiöse Voraussetzungen fehlen. Für sie ist Gott ungefähr das, was man sich unter einem ältern gutmütigen Onkel denkt, der für gute Worte alles thut, was das Kind haben will. Daher hält man unendlich viel von diesem Onkel. Man hat zugleich eine gewisse unerklärliche Ehrfurcht vor Gott, die sich aber nicht weiter entfaltet. Wenn man andächtig in der Kirche sitzt, so ist das, rein ästhetisch angesehen, ein lieblicher Anblick. Aber an Resignation, an unendliche Resignation, an ein Geistesverhältnis zu Gott, der absoluter Geist ist, daran ist kein Gedanke. Dies Mädchen legt Beschlag auf das Religiöse und redet frischweg daraus. Sie schwört und beschwört, und ist doch in religiöser Beziehung nur in der kleinen Tabelle und nach dem innern Wert in dieser Hinsicht nur ein schlechter Thaler.

Wäre nun ihr Gegenpart ein reiner Verstandesmensch, so würde er vermutlich bei solcher Beschwörung an die Schulkinder denken, die zu einander sagen: „Kannst du sagen: Bei Gott?“ Aber er ist das Gegenteil, er ist religiös konstruiert, und seine Romantik ist in der Unendlichkeit, wo Gott ein gewaltiger Gott ist und 70 Jahr ein Federstrich sind und das ganze irdische Dasein eine Prüfungszeit, und das Versagen des einzigen Wunsches etwas ist, worauf man vorbereitet sein muß, wenn man sich mit Gott einlassen will, weil er als der Ewige eine runde Vorstellung von der Zeit hat, und zu dem, der ihn sucht, sagt: „Ja, noch ist der Augenblick nicht da, warte bloß etwas.“ „Wie lange?“ „O! siebzig Jahre.“ „Du guter Gott, da kann ja inzwischen der Mensch zehnmal sterben.“ „Das muß wohl mir überlassen bleiben, ohne dessen Willen kein Sperling zur Erde fällt, also morgen, morgen ganz früh;“ das will sagen in 70 Jahren; denn da ja 1000 Jahr vor ihm wie ein Tag sind, so sind 70 Jahr gerade 1 Stunde 56 Minuten und 3 Sekunden. So ist der Gegenpart und meint daher, die Aufgabe ist, sich nicht zu erzürnen über Gott, weil er groß ist, sondern zu bedenken, daß man selbst ge-

ring ist, nicht zu hadern mit Gott, weil er ewig ist, denn das ist doch niemals ein Fehler, wenn es auch den zeitlichen Menschen unglücklich macht, daß er nichts ist; daß die Aufgabe ist auszuhalten und sich nicht die einzige Liebe zu trüben, die glücklich ist, nicht die einzige Bewunderung zu verderben, die selig ist, nicht die einzige Hoffnung zu verlieren, die aushält, wie ja die Aufgabe ist auszuhalten. Wenn einer so gerichtet ist, dann wird das „Bei Gott“ der Schulkinder für ihn absolut; wer ihn bei seinem Gottesverhältnis faßt, der bindet ihn in Zeit und Ewigkeit. Wenn er nun auch Umsicht genug hat, jenes Wort nicht im Munde jedes Vorübergehenden zu respektieren, an jenes Mädchen ist er gebunden, und sie macht sich kein Bedenken die Beschwörung zu brauchen. Daß in ihrem Munde das Wort ein Ausruf ist, bei dem sie sich gar nicht religiös gebunden fühlen wird, weil sie überhaupt nur im Unterscheiden des Erwünschten und Unerwünschten lebt, das, weiß er, kann ihm gar nicht helfen, er muß infolge seines Gottesverhältnisses die Forderung bis zum letzten Heller honorieren.

In diesem Mißverhältnis liegt etwas tief Komisches. Wenn einer sich im Religiösen bewegt, pflegt man es sonst ethisch zu beurteilen, daß er entweder aus der Wahrheit oder ein Heuchler ist. Aber das trifft nicht zu, damit kann man sehr unrecht thun; denn solch ein Mensch könnte ja auch bloß komisch sein. Selbst wenn ich ein großes Beispiel nehme, kann das zutreffen. Wenn der Pharisäer im Evangelium als ein Heuchler geschildert wird, so ist das nur insofern wahr, als er sich für besser als andre Menschen hält; was er dagegen weiter sagt, ist komisch, sobald man es sich denken will. Man denke sich einen Menschen, der mit Gott im Gebet redet und darauf verfällt, so zu sprechen: Ich faste dreimal in der Woche und gebe den Zehnten von Dill und Kümmel. Das ist ganz ebenso komisch wie der Mann, der im Graben lag und meinte, er ritt. Der Pharisäer meint nämlich, daß er mit

Gott rede, während es nach seiner Rede klar und deutlich genug ist, daß er mit sich selbst oder einem andern Pharisäer redet. Wenn so ein Gastwirt in der Kirche stände und zu Gott im Gebet sagte: Ich bin nicht wie die andern Wirte, die nur das vorgeschriebne Maß geben, ich gebe reichliches Maß und außerdem zu Neujahr, so ist er deshalb nicht ein Heuchler, sondern er ist komisch, da es offenbar ist, er redet nicht mit Gott, sondern mit sich selbst oder einem andern Gastwirt. — Man sollte Gott nie zu Hilfe rufen bei einem Wunsch, denn man bindet sich damit absolut. Es muß ja dann ihm überlassen werden, ob der Wunsch erfüllt wird, ich aber muß dabei stehen bleiben, daß es mein einziger Wunsch war, so ernstlich und ewig mein einziger Wunsch, daß ich wagte, ihm einen religiösen Ausdruck zu geben. Komme ich nämlich nach einiger Zeit mit einem neuen Wunsch und sende gleich einen Boten zu Gott, wie überzärtliche Eltern um nichts nach dem Arzt schicken, was dann? so habe ich Gott zum Narren, und habe zugleich gezeigt, daß ich eine komische Person bin, da ich ohne ein Heuchler zu sein annehme, zu Gott beten sei dasselbe, wie den Papa auf die Backen klopfen und bitte, bitte sagen.

So der Beobachter; mein Verstand hat seinen Tribut und ist abgefunden. Komm nun und bleib bei mir, du mein geliebter Schmerz! Im Äußern kann sie mir nicht gehören (oder wäre es möglich, o daß es möglich wäre!) — aber daß sie in geistigem Sinn nicht sollte sein, wo ich bin, der Gedanke verwirrt mir alles. Kann denn ein Mensch den andern nicht verstehen, ist denn keine Gleichheit im Religiösen? — Selbst wenn alles glücklich abgeht, für mich ist doch das Religiöse so sehr der wahre Sinn im Dasein, daß es mich erschreckt, wenn sie nur durch die Zeit geheilt wird. Ohne besondre Menschenkenntnis war es mein Trost und gleichsam mein Sieg über das Leben, meine Ruhe in seinen Gegensätzen, daß man das Religiöse von jedem fordern könne. Und doch bin ich hier auf eine Individualität gestoßen, bei der

ich nicht weiß, ob ich es fordern darf, ob ich nicht unrecht damit thue. Aber auf der andern Seite, wenn ein einziger solcher Mensch existiert, wenn also die Religiosität in Gespann mit Genie und Talent gehen soll, so bin ich entkräftet, denn jener Gedanke ist eigentlich der Gedanke meines Lebens, der mir selbst Freimütigkeit gibt, die Ausgezeichneten und Begünstigten nicht zu beneiden, mir Sinnesruhe gibt, nicht in Ratlosigkeit geängstet zu werden durch das Elend derer, die äußerlich elender sind als ich.

Weiter, gesetzt sie bewunderte mich schließlich mehr als daß sie mich liebte, gesetzt sie nährte die traurige Idee, ich wäre etwas Großes. Wie schwer wird es dann nicht für sie, einmal berauscht vom Traum der Einbildung, daß ich sie anbetete, nun diesen Eindruck zu verwinden? Und ich bin wieder schuld, daß sie so gedemütigt wird! Wenn man nicht solche Bekümmerung wie ich hat, kann ich wohl verstehen, daß es lockt, unter der Zahl der Ausgezeichneten zu sein, auf welchen die Augen der Menschen ruhen, mich lockt es nicht, ich wünschte wie der Soldat in der Reihe zu sein, nicht zu unterscheiden von den andern.

Auch kann ich meiner äußern Existenz nicht einen eigentlichen religiösen Ausdruck geben, aus Furcht, daß sie das mißverstehe und sich in die Unendlichkeit hinauswage. Sie kann es nicht, noch nicht. Was sie retten soll, so war mein erster Gedanke und ist es noch, ist eine gewisse Gesundheit in der Zeit. Ich bin überzeugt, daß selbst in dem entscheidendsten Augenblick, da ich die Trennung zwischen uns setzte, sie nicht die Resignation faßte. Entweder dachte sie: Nun sterbe ich und dann ist es vorbei; aber das ist nicht Resignation; oder sie hoffte ganz unmittelbar, aber das ist auch nicht Resignation; oder sie erhob sich in sich selbst vermöge ihrer natürlichen Gesundheit und entflammte sich gerade die Zeitlichkeit greifen zu wollen, aber das ist wieder nicht Resignation.

Also still. Es gilt so nichtssagend wie möglich zu sein.

Jeder Wink von mir würde bloß verwirren und, was das Allergefährlichste ist, einen Augenblick helfen. Gereizt muß sie doch werden, damit der leidende Zustand nicht dauernd wird. Der leidende Zustand! ich weiß ja nicht einmal mit Bestimmtheit, ob sie leidet.

Die Reflexion ist doch ganz unerschöpflich. Sie verfährt eigentlich wie Tordenskjold: es sind dieselben Truppen, aber wenn sie vorbeimarschiert sind, biegen sie in eine Quergasse, bekommen eine andre Montierung und setzen die Parade der zahllosen Besatzung fort.

Den 12. Februar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Sie hört nicht ohne Aufmerksamkeit, wenn ich aus der einen oder andern religiösen Schrift vorlese; ich selbst werde dabei immer stärker religiös entwickelt. Noch kann ich nicht die Sorglosigkeit gewinnen das Verhältnis mehr erotisch auszudrücken, ich mag es auch nicht. Erst die Anstrengung, der Genuß der Liebe kommt wohl später.

Daß ich nur nicht das Ganze zu groß angelegt habe, daß nur das Ganze für sie nicht zu ernst ist, ob auch alle religiöse Schroffheit und Härte meinem Wesen fremd ist, besonders bei ihr, deren Nähe mich so mild wie möglich macht.

So unterhalte ich mich auch leichter mit ihr. Wahrlich, diese Unterhaltung hat für mich einen Zauber, den ich nie ahnte. Welche Lust, wenn ich an die Zukunft denke. Denn dieses Gespräch wird für mich etwas so Einladendes, für meine Seele etwas so Erquickendes behalten, daß ich kein andres Vergnügen begehre. Sie ist so gut wie ganz ohne Reflexion, aber sie schwatzt auch nicht, sie sagt das eine und das andre, wie es ihr einfällt. Augenblicklich greift meine Reflexion das Gesagte, eine kleine Änderung, und ich habe es in meine Sphäre übersetzt; so wechselt die Rede. Nun äußert sie etwas in ihrer unmittelbaren Weise, eine kleine Änderung, zuweilen bloß die Veränderung der

Betonung, und ich bin befriedigt, indem ich mich über die Bemerkung amüsiere. Sie kann nun nicht begreifen, wie so ein Wort von ihr mich so sehr amüsieren kann, dabei sieht sie aber recht vergnügt aus in Freude über die geahnte Aufgeräumtheit, die im Gespräch herrscht. Es befriedigt sie sich zu äußern, dann verwundert sie sich darüber ihre Äußerungen so aufmerksam beachtet zu sehen, dann füge ich etwas Reflexion bei, freue mich über sie — und so sind wir beide vergnügt. Ich glaube zu entdecken, daß ich doch einige Eigenschaften habe, die mich zu einem ganz guten Ehemann machen können. Ich habe Sinn für Unbedeutendes, ich habe Gedächtnis für Kleinigkeiten, ich habe etwas Gabe, etwas Bedeutung hineinzulegen, was alles in der Länge der Zeit sehr gut ist. Wüßte ich bloß wie ich das Prachtexemplar eines Ehemanns werden könnte, ich wollte nicht Zeit noch Mühe sparen. Aber das Unglück ist, daß ich in meiner Verschlossenheit einen Grundschaden habe, und etwas halb sein ist mir ein bittrer Trank.

Den 13. Februar. Mitternacht.

Daß doch etwas geschähe! Seine Seele von Woche zu Woche in Exstase halten, all die unzähligen Reflexionen auf dem Sprunge halten, jeden Augenblick alles fertig haben, weil man nicht weiß, ob oder wann oder was gebraucht werden soll.

Heute habe ich sie gesehen. Sie war bleich. O! wenn man eine Seele voll von Angst hat und deshalb Sinn für Wahrzeichen, da kann solche Bleichheit bedeutungsvoll sein. Makbeth wird rasend bloß weil der Bote, der mit unbehaglicher Nachricht kommt, bleich ist; aber hier ist ja die Bleichheit die Nachricht. Und doch deutet das Urteil des Arztes darauf hin, daß sie sich im Ganzen wohlbefindet, wenigstens hörte ich diese Worte bei Hansens, wo der Arzt war und wo von ihr geredet wurde; denn da ich auf Grund der Familienbeziehung und der Anwesenheit des Arztes einen Argwohn hatte und deshalb fragend wieder-

holte: Wer ist es, der sich so wohlbefindet? (dies Wort hatte der Arzt gesagt, als ich eintrat) wurden sie verlegen, und da ich nicht ohne eine gewisse Anzüglichkeit sagte, mich wunderte nicht, wenn ein Arzt selbst überrascht wäre, wenn er gesagt habe, was er so selten sage: Sie befindet sich wohl, aber wer ist es denn? faßte sich der Arzt und antwortete: O, es war Frau Fredriksen. Herr Gott, antwortete ich, Frau Fredriksen, ist sie denn krank gewesen? ihr Mann war ja Bürgermeister in Skanderborg und später zogen sie hierher nach Seeland, i, das ist ja merkwürdig u. s. w. Darauf unterhielt ich die geehrte Familie und den Arzt eine geschlagne Viertelstunde von der genannten Dame. Die Situation war ihnen so peinlich wie möglich. Dann ging der Arzt und ich begann ein Gespräch über den Arzt und die vielen Familien, deren Hausarzt er war, aber daß ich nie gewußt hätte, daß er bei Frau Fredriksen Arzt sei. Das durfte ich nicht sagen, solange er da war, denn er konnte wohl die Wahrheit gesagt haben, aber die Familie Hansen wußte es vielleicht nicht, und wußte dagegen, daß es eine Ausflucht war, auf die er verfiel. Auf diese Weise fehlt nie der Stoff zum Gespräch. Aber von ihr sprachen sie, dessen bin ich gewiß, denn ich wußte, daß der Arzt vor einer halben Stunde in ihrem Hause war und unzweifelhaft von dort kam. Dies ist also die Äußerung des Arztes. Dagegen sah ich sie bleich. Welche Qual ein Phänomen beobachten sollen, das sich gerade gegen den Beobachter verändert.

Sie hatte ja einmal Lust etwas Außerordentliches zu werden, Künstlerin, Schriftstellerin, Virtuosin, kurz in der Welt zu glänzen. Es wäre ja möglich, wenigstens ist es psychologisch richtig, daß eine unglückliche Begebenheit in dieser Beziehung entscheidend wirken kann. Freilich habe ich niemals verstanden, wie es ihr einfallen, wie sie so sich mißverstehen konnte; so lieblich wie sie war, so wenig hatte sie ein besondres Talent. Wäre es gewesen, ich hätte es schon entdeckt, meine Schwermut hätte noch einen

Druck mehr gefunden, weil ich um so mehr gefühlt hätte, sie habe außerordentliche Ansprüche an das Leben. Aber eine Katastrophe kann ja einen Menschen umschaffen, und jenes Sehnen war vielleicht doch eine gültige Ahnung ihrer Seele. Was Wunder, daß ich es nicht verstand, da ich von meiner frühsten Jugend gegen auszeichnende Begabung mich sträubte, und in meinem stillen Sinn überzeugt war zu nichts zu taugen?

Ich bin frank und frei, ledig, keines Mannes, keines andern Weibes, keiner Lebensstellung Diener; ich liege am Bug meines Bootes, ob sich nicht draußen ein Phänomen zeigen will. Könnte sie so Gegenstand der Bewunderung werden, das wäre etwas für mich, es wäre die glücklichste Existenz die ich mir denken könnte: verborgen sie bewundert sehen, verborgen den letzten Gedanken, den letzten Heller zu wagen, um den Jubel der Bewunderung zu steigern. Wie die Ungeduld bereits in mir kocht! Ich kann die Leute beschwatzen, ich kann lügen, alles beweisen, schmeicheln, Journalisten die Hand drücken, selbst Tag und Nacht Artikel schreiben — und Bewunderung ist ja doch für Geld und Klugheit zu kaufen. Ich gebe alles auf, mein glückliches Los wird da, verborgen für sie arbeiten dürfen. Und wenn es dann erreicht ist, wenn der Schmerz ihre Seele gesteigert hat, wenn Glück und Gunst und Schmeichelei wetteifern, die Ausgezeichnete zu schmücken, wenn ihre Seele bis zum Übermut schwillt — und sie dann triumphierend an mir vorüberzieht, dann darf ich ruhig auf sie sehen, mein Blick kann sie nicht stören, das Dasein hat ihr ja gerade gegen mich recht gegeben.

Aber man muß doch etwas haben, sich daran zu halten. Nach anonymen Novellen laufe ich nicht bald wieder; die letzte ließ mich recht das Lächerliche meiner Einbildung fühlen. Habe ich nichts andres daraus gelernt, so habe ich doch eine Vorstellung bekommen, wie es mit Rezensionen zugeht. Das Werk eines Rezensenten konnte ich nie ernsthaft ansehen, aber nur die leiseste

Vermutung, daß sie die Verfasserin wäre (das Gerücht sagte, es wäre eine Dame), und ich setzte alles in Bewegung um zu überzeugen, daß es etwas Außerordentliches wäre.

Den 20. Februar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Nein, ich kann es doch nicht anders verstehen als daß ich sie unglücklich mache. Es ist und bleibt ein klaffendes Mißverständnis zwischen uns, sie versteht mich nicht, und ich verstehe sie nicht; sie kann sich nicht freuen an dem, was mich freut, und kann nicht trauern über das, worüber ich traure. Doch habe ich begonnen, so halte ich aus, aber ehrlich will ich sein. Ich gestehe ihr, daß ich ihre Verbindung mit mir als ein Opfer von ihrer Seite betrachte, ich habe sie um Vergebung gebeten, daß ich sie mit in den Strom hinausgerissen habe. Mehr kann ich nicht thun. Wahrlich, ich habe nie geträumt, daß ich mich je so vor einem Menschen demütigen sollte. Nun, es versteht sich, ich demütige mich eigentlich nicht vor ihr, sondern vor der sittlichen Pflicht, doch muß ich mich überwinden, um es zu einem Menschen zu sagen, und sage ich es, so bin ich nicht gerade in der Stimmung es im Scherz zu sagen. Im Grunde hilft es nicht groß, denn sie kann es sich nicht erklären, aber hier ist eben wieder das Mißverständnis.

Den 20. Februar. Mitternacht.

Ich sah sie heut auf dem Hauserplatz. Alles wie gewöhnlich. Es ist ein Glück, daß sie mich so oft sieht. Ich weiß bei mir selbst, daß ich nie aus meinem Wege gehe, nicht einen Fuß breit, um sie zu sehen, das darf ich nicht, meine Existenz soll die absolute Leidenschaftslosigkeit ausdrücken. Wenn ich es dürfte, hätte ich längst meine Wohnung in ihrer Nähe aufgeschlagen, bloß damit sie mich oft sähe. Für ein Mädchen in ihrer Lage gibt es

nichts Gefährlicheres, als für die Phantasie Anlaß zu haben zum Träumen, weil sie dem Anblick entgeht.

Sie muß erhitzt werden, daß sie nicht hingeht und matt wird, uud weder trauert noch siegt. Nun wird es wohl auch glücken. Eine Korrespondenz mit einem Freund auf dem Lande, das will sagen mit einem Menschen, dem ich nicht traue, ist in Kopie meinem Eingeweihten mitgeteilt, das plagt mich. Wie er es gegen das Gelübde tiefsten Schweigens empfing, so vertraut er es unter Verpflichtung zum tiefsten Schweigen schriftlich seiner Geliebten in Holbek, und dann geht es schon um in größter Hast. Man klagt zuweilen über die Langsamkeit der Post. Wenn man so glücklich ist die Freundin eines Freundes zur Briefträgerin zu haben, so geht es in größter Hast; ich denke sie läuft zu Fuß nach der Hauptstadt, bloß um ihr Geheimnis ihren Bekannten, für die es bestimmt ist, auszukramen. Es gibt doch nichts Zuverlässigeres als einen Freund, von dem man mit Sicherheit weiß, daß er alles verrät, was man ihm anvertraut, man hat nur darauf zu sehen, was man ihm anvertraut. Es wäre unsicher, wenn man einen Freund bitten wollte, das oder das zu sagen, aber wenn man ihm unter dem Gelübde der Verschwiegenheit anvertraut, was man bekanntmachen will, da ist man ganz sicher, dann muß es heraus. Es ist zugleich ein seltenes Glück, wenn der Freund wieder einen Freund hat, und dieser Freund eine Freundin, dann geht es mit der Schnelligkeit des Blitzes. So wird meine Korrespondenz durch Freundschaft besorgt.

Je mehr man leidet, um so mehr bekommt man, wie ich glaube, Sinn für das Komische. Erst durch das tiefste Leiden bekommt man die wahre Macht im Komischen, die mit einem Wort das vernünftige Geschöpf, das man Mensch nennt, durch einen Zauberschlag in eine Fratze verwandelt. Diese Macht ist wie die Sicherheit eines Polizeibeamten, wenn er ohne weiteres zum Stock greift und kein Schwatzen und Passagesperren duldet.

Der Geschlagne macht Einwendungen, er will als Bürger respektiert werden, er verlangt Klage; im selben Nu folgt der zweite Schlag und es heißt: Passier gefälligst, nicht stehenbleiben. Stehenbleiben und protestieren ist nämlich der pathetische Versuch des Stümpers, sich ernsthaft geltend zu machen, aber der Beamte dreht ihn um und indem er ihn von rückwärts betrachtet, macht er ihn mit Hilfe des Stockes komisch.

Doch muß dies Komische so schmerzlich erworben werden, kann man es sich nicht gerade wünschen. Aber das Komische nötigt sich mir besonders auf, so oft mein Leiden mich in Beziehung zu andern bringt.

Die Korrespondenz enthält eine vertrauliche Mitteilung über mein Liebesverhältnis. Alles ist richtig, besonders die Namen, Jahreszahlen und Tage, das andre ist zum größten Teil Fiktion. Ich bin ganz überzeugt, daß sie keine verläßliche Auffassung von mir und unserm Verhältnis hat; dazu habe ich ihr die Sache zu sehr verwirrt und in einen Hexenbrei verwandelt, der alles bedeuten kann, was man will. Alles muß ihr selbst überlassen werden, von mir darf sie um keinen Preis eine authentische Erklärung haben, denn dann wird sie niemals geheilt. Daß sie sich selbst wiedergewinnt, ist mein höchster Wunsch und ich will alles dafür wagen. Eine einzige zuverlässige Erklärung wäre genug, daß sie in der Stille einen Eindruck von mir behielt, den sie nicht haben darf.

Mein Verhalten in den zwei Monaten war darauf berechnet als ein verderbter Mensch zu erscheinen. Dies ist die Hauptauffassung. Das bewirkt nämlich, daß ihr Leiden von aller Sympathie frei wird, und frei von dem Zweifel, ob sie irgendwie unrecht habe und sich Vorwürfe machen müsse. Auf diesem Wege mußte weitergegangen werden. Was reizt demnächst wohl am meisten? Ich denke, wenn solch ein Schlingel nicht ohne eine gewisse Teilnahme für das arme Mädchen ist. Ich kenne nichts Empörenderes.

Jene vertrauliche Fälschung trägt gerade dies Gepräge der Teilnahme. Sie ist ohne Leidenschaft, aber in Form der Höflichkeit. Um die Stimmung richtig zu treffen, dachte ich an einen, der Zahnschmerzen hätte, um dessen Befinden man sich nicht ohne Teilnahme bekümmert.

Übrigens war mir widerwärtig das Ganze zu schreiben, nicht um ihretwillen, denn ich hoffe es wird ihr nützen, aber um deren willen, durch deren Hände es geht, und aus eignem Grunde. Ich bin überzeugt, ich wette hundert gegen eins, alle drei sagen, wenn sie es gelesen haben: „O, er ist doch nicht so schlecht, wie ich dachte, er ist doch nicht ohne Teilnahme!“ Es ist unglaublich, wie die Menschen in bezug auf das Sittliche mit Dummheit geschlagen sind. Während man frech genug das Allerverächtlichste will, wird man ein ganz erträglicher Mensch, fast ebenso gut wie die Leute meist sind; denn Herr Gott, eine Liebesgeschichte hat so mancher gehabt und ein Mädchen sitzen und warten lassen, aber wenn man doch etwas Teilnahme hat, so ist man recht brav. Und doch ist bei einem Schurken noch eher Hoffnung, daß er gerettet werden kann; aber so Teilnahme zeigen können beweist unzweifelhaft, daß man Schaden genommen hat an seiner Seele.

Und nun zur Ruhe; ich ziehe jeden meiner Gedanken aus der Anstrengung der Intrige, ich sammle ihn nur auf sie, auf meine Bekümmerung, auf meinen Wunsch. Kann es richtig sein, für eine gute Sache ein Narr in der Welt zu sein, so läßt sich wohl auch eine Intrige verantworten, oder richtiger, ich fürchte später Angst und Reue, wenn ich etwas unversucht lasse. Viel vertraue ich nicht darauf, nicht daß ich nicht alles aus äußerstem Vermögen berechnete, sondern weil mir die Sache so wichtig ist.

O gemischter Schmerz; wir werden immer mehr geschieden, es liegt ein Leben zwischen uns, und es ist mir, als läge eine Ewigkeit zwischen uns, wenn sie sich nun recht von mir losreißt. Es ist, als diente ich zwei Herren: ich thue alles um sie los zu

machen, alles zwischen uns zu vernichten, und arbeite zugleich, meine Seele auf der Spitze des Wunsches zu halten, daß er, wenn die Erfüllung jemals möglich würde, ebenso brennend sei, wie er war, da alles unsre Verbindung begünstigte. Zu wünschen, während man jung ist, ist nicht schwer, aber die Seele im Wünschen erhalten, wenn geheimes Nagen die Kraft verzehrt, ist nicht leicht. Kapriolen machen, wenn das Pferd jung und feurig ist, das ist nicht schwer, eher schwer es zu lassen; aber wenn es müde ist, wenn es strauchelnd vorwärts schwankt — da Kapriolen machen, das kann das Pferd nicht. Aber der Geist macht lebendig, und wie ein alter König gesagt hat: ein König kann sterben, aber er kann nicht krank werden, so ist es mein Trost, daß ich sterben, aber nicht müde werden kann. Denn was ist Geist haben anderes als Willen haben, und Willen haben andres als ihn über alles Maß haben; denn wer ihn nicht über alles Maß hat, sondern nur bis zu einem gewissen Grade, der hat ihn gar nicht.

Den 28. Februar. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Nur Mut und Ausdauer. Ich will mit ihr in das Religiöse; das gibt eine Sicherheit, welche das Leben versorgt, ach, oder ist es nur eine Vorsicht, wie das Einkaufen in die Witwenkasse? Sonst kann ich alles thun und entwickle immer mehr Fertigkeit. Ihre Jugend fordert jede Anstrengung von meiner Seite, und ich bin so jung, wie es mir möglich ist. Ich glaube es glückt. Vor ein paar Tagen war da ein Mann, der sagte von uns, wir wären so recht ein Paar junge Verlobte. Ja, wir sind es auch, sie vermöge der siebzehn Jahr und ich vermöge der künstlichen Beine, die ich brauche. Der Betrug glückt, wie er mir immer glückt. Mich direkt ausdrücken, glückt mir selten, aber indirekt und verschlagen, das glückt über alles Maß. Die Reflektiertheit ist bei mir wie eine Naturanlage, mit der ich geboren bin. Aber ich lerne zugleich das Komische von Grund aus: ein

junger Verlobter auf künstlichen Beinen! Doch ist diese Komik mein Geheimnis, nicht um Scherz zu treiben. Die Anstrengung fürchte ich nicht, denn ich freue mich an ihr; aber vor dem Mißverständnis fürchte ich mich.

Den 28. Februar. Mitternacht.

Das fehlte bloß: sie sucht mich, das ist offenbar. So habe ich in der Luft gefochten, sie muß noch einen Rest Sympathie mit mir haben, durch die ich ihr Schmerz mache. Die vertrauliche Mitteilung kann sie noch nicht erhalten haben, es war doch ein Glück, daß ich bedachte sie zu senden. In meiner Miene soll sie nichts finden. Mein Gesicht ist keine Zeitung, oder wenn es sein soll, ist es für vermischte Bekanntmachungen, die sind so vermischt, daß sich keiner herausfindet.

Bereits letzten Mittwoch war es mir auffallend, daß ich sie abermals Mittwochs auf dem Hauserplatz traf. Sie weiß aus früherer Zeit, daß ich jeden Mittwoch präzis 4 Uhr diesen Weg gehe, sie weiß, daß ich Geschäfte bei einem Mann habe, der dort wohnt. Sucht sie mich, so darf ich mir bezeugen, daß ich keinen Schritt aus meinem Wege gegangen bin.

Das muß untersucht werden. Fünf Minuten vor 4 Uhr war ich auf dem Hauserplatze und ging in den Laden eines Goldschmieds. Richtig 2 Minuten nachher kommt sie. Sie ging langsam, sah sich um und wendete sich nach der Tornebuskegade, von der ich zu kommen pflegte. Mann kann sich ja ganz gut auf der Straße zeigen, der Zufall steht immer mit Erklärungen zu Dienste. Aber seit wir geschieden sind, bin ich in unaufhörlichem Kriege mit der Macht des Zufalls, um ihn womöglich abzuschaffen, wozu man nicht Waffenmacht braucht, aber besonders ein Gedächtnis das ebenso kleinlich wie der Zufall ist. Hurtig sprang ich aus dem Laden, lief durch die Suhmsgade und kam von der Tornebuskegade präzis 4 Uhr wie gewöhnlich.

Wir begegneten uns, gingen an einander vorbei; sie wurde etwas verlegen, vielleicht weil sie sich ängstlich fühlte wie auf verbotnen Wegen, schnell zog sie die Augen ein und entging meinem Blick.

So viel ist klar, meine Machinationen sind ziemlich fruchtlos, aber so viel ist auch klar, daß sie doch Kräfte hat.

Für mich ist da nichts zu thun. Ich komme jeden Mittwoch präzis 4 Uhr auf den Hauserplatz. Fortzubleiben wäre ganz unvorsichtig. Ich glaube, nie war ich so genau mit der Zeit wie bei diesem Glockenschlage, damit nicht ihr Argwohn erweckt wird, wenn ich zu früh käme oder ausblieb, als wartete ich auf sie oder wollte sie vermeiden, was beides sagen würde, daß ich mich um sie bekümmere

Den 5. März. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Kein neues Symptom. Wenn die Aussicht sich heller zeigt, wenn es mir vorkommt als müßte alles glücken, wenn ein froher Gedanke meine Seele besucht, da eile ich zu ihr, ich bin wirklich jung, jung wie man es in den Tagen der Jugend sein muß. In solchen Augenblicken suche ich keinen Umweg, mit der Eilfertigkeit der Sehnsucht stürze ich zu ihr, um mich mit ihr zu freuen. Wäre es immer so, vermöchte ich so zu sein, was es auch kosten würde, dann könnte man sich leicht verheiraten.

Wie es in tieferem Sinn mit ihr steht, weiß ich nicht, ich will es auch nicht wissen. Ich will es nicht übereilen, aber ihre vorsichtige Zurückhaltung verwundert mich, sie ist etwas unfrei, es ist, als wäre sie bange vor meiner Kritik, daß ihre Äußerung nicht geistreich genug sein möchte. So schwierig hat mein äußeres Wesen mir unsre Verständigung gemacht.

Den 5. März. Mitternacht.

Salomos Traum.

Salomos Urteil ist bekannt genug, das Wahrheit vom Betruge scheiden und den Richter berühmt machen konnte als den weisen König; sein Traum ist weniger bekannt.

Gibt es eine Qual der Sympathie, so ist es die, sich seines Vaters schämen müssen, sich dem, welchen man am höchsten liebt, welchem man am meisten schuldet, rückwärts nähern müssen, mit abgewandtem Angesicht, um seine Schande nicht zu sehen. Aber welche größere Seligkeit der Sympathie ist es, nicht bloß ihn lieben dürfen, wie es der Wunsch des Sohnes ist, sondern noch dazu auf ihn stolz sein dürfen, weil er der eine Auserwählte, der eine Ausgezeichnete ist, die Stärke des Volkes, der Stolz des Landes, der Freund Gottes, die Verheißung der Zukunft, gepriesen im Leben, hochgelobt in der Erinnerung! Glücklicher Salomo, das war dein Los! In dem auserwählten Volke (herrlich bereits, ihm anzugehören!) war er des Königs Sohn (beneidenswertes Los!), des Königs Sohn, der unter den Königen der Auserwählte war!

So lebte Salomo glücklich bei dem Propheten Nathan. Des Vaters Kraft, des Vaters Werk begeisterte ihn nicht zur That, denn dazu war ihm keine Gelegenheit gelassen, aber es begeisterte ihn zur Bewunderung, und die Bewunderung machte ihn zum Dichter. Aber war der Dichter fast eifersüchtig auf seinen Helden, so war der Sohn selig in seiner Hingebung an den Vater.

Da besuchte der Jüngling einmal seinen königlichen Vater. In der Nacht erwacht er von einem Geräusch im Schlafraum des Vaters. Schrecken ergreift ihn, er fürchtet, es ist ein Schurke, der David morden will. Er schleicht sich näher — er sieht David in Zerknirschung des Herzens, er hört den Schrei der Verzweiflung von der Seele des Reuigen.

Ohnmächtig sucht er sein Lager, er schlummert ein, aber er ruht nicht, er träumt, er träumt, daß David ein Sünder ist, verworfen von Gott, daß die königliche Majestät, der Zorn Gottes über ihm ist, daß er den Purpur zur Strafe tragen muß, daß er verdammt ist zu herrschen, verdammt ist den Segen des Volkes zu hören, während die Gerechtigkeit des Herrn verborgen und heimlich Gericht über den Schuldigen hält; und der Traum ahnt, daß Gott nicht der Gott der Frommen, sondern der Sünder ist, und daß man ein Sünder sein muß, um Gottes Auserwählter zu werden. Und der Schrecken des Traumes ist dieser Widerspruch.

Wie David mit zerknirschtem Herzen auf der Erde lag, so erhob sich Salomo vom Lager, aber sein Verstand war zermalmt. Schrecken ergriff ihn, wenn er bedachte, was es heißt, Gottes Erwählter sein. Er ahnte, daß die Vertraulichkeit der Heiligen mit Gott, die Aufrichtigkeit der Reinen vor Gott nicht die Erklärung war, sondern eine geheime Schuld war das Geheimnis, das alles erklärt.

Und Salomo wurde weise, aber er wurde kein Held; er wurde ein Denker, aber er wurde kein Beter; er wurde Prediger, aber er wurde kein Gläubiger; und er konnte vielen helfen, aber er konnte sich selbst nicht helfen; und er wurde wollüstig, aber er wurde nicht reuig; und er wurde zermalmt, aber nicht erhoben, denn die Kraft des Willens hatte sich verhoben an dem, was über die Kräfte des Jünglings ging. Und er tummelte sich im Leben, stark, übernatürlich stark, ja — weiblich schwach in dreister Bethörung der Einbildung und wunderbaren Erfindungen, sinnreich in Erklärung der Gedanken. Aber es war ein Riß in seinem Wesen, und Salomo war wie der Gelähmte, der seinen eignen Körper nicht tragen kann. In seinem Harem saß er wie ein entkräfteter Greis, bis die Lust erwachte und er rief: Schlaget das Tamburin, tanzet vor mir, ihr Frauen! Aber wenn die Königin des Ostens, kam ihn zu besuchen, gelockt von seiner Weis-

heit, da war seine Seele reich, und die weise Antwort floß von seinen Lippen wie die köstliche Myrrhe, die an den Bäumen in Arabien herabfließt.

Den 7. März. Mitternacht.

Diesen Mittwoch sah ich sie nicht. Sie hat nun vermutlich die vertrauliche Mitteilung; vertraulich war sie ja, da sie der Schwachheit und Unredlichkeit anvertraut war. Oder vielleicht ist sie etwas früher oder etwas später gekommen, ich weiß es nicht, denn ich komme wie immer präzis, nicht eine Minute vorher, nicht eine Minute nachher, im gleichen Tempo das eine Mal wie das andre, ich darf es nicht. Nur wer einen Begriff hat, wie Klugheit und List das Unbedeutendste zu benutzen weiß, wird verstehen, was solche asketische Entsagung im Unbedeutendsten sagen will.

Mein Haupt ist müde, o daß ich mich der Ruhe hingeben und mich einsingen könnte in wehmütiger Erinnerung! O daß ich wie ein Toter den Schmerz hinter mir lassen und der Erinnerung an das, was schön war, leben könnte. Aber ich darf es nicht, dann betrüge ich sie, denn ich bin ja noch mitten in der Handlung. Das Stück ist noch nicht aus. Ist das Stück noch nicht aus? Für mich wahrlich nicht, und das spätre ist so wenig ein Nachspiel, daß die Verlobung eher ein Vorspiel war, und das Stück beginnt mit dem Abbruch. Und doch ist da keine Handlung, es geschieht nichts, und alle meine Anstrengung geht darauf, mich des Handelns zu enthalten. Wozu thue ich das? weil ich nicht anders kann, ich thue es um der Idee willen, denn ich kann nicht leben ohne Idee, ich kann nicht aushalten, daß mein Leben keinen Sinn hätte. Einem Freunde das Herz auszuschütten ist mir unmöglich; denn ich habe nie eine Freundschaft gesehen, wo der eine den andern entflammte, das Äußerste für eine Idee zu wagen, die seine persönliche Existenz angeht; aber wohl habe ich gesehen, daß beide in dem Verkehr lernten abzuhandeln und die

Sache nicht so ernst zu nehmen, weil der andre doch nicht die Scham weckt, die ein jeder eine Zeitlang vor sich selbst hat. Nur ein Verhältnis zu Gott ist die wahre idealisierende Freundschaft, denn Gottes Gedanke dringt durch, zu scheiden Sinn und Gedanken und schließt nicht Übereinkunft mit Geschwätz. — Wenn Simon Stylita es irgend mit dem Gedanken an Gott verbinden konnte, auf einer Säule stehen, sich in den schwersten Stellungen beugen und den Schlaf wegschrecken: so that er in meinem Gedanken gut, daß er sich darin übte. Sein Fehler war, daß er es vor den Augen der Menschen that und doch wie eine Tänzerin war, die auf der Bühne sich in die schwersten Stellungen beugt und den Beifall ihres Publikums sucht. Das habe ich nie gethan; doch bin ich wie er, ich schrecke den Schlaf fort und winde meine Seele.

Ich bin nicht reflexionssiech, denn mein Hauptgedanke ist mir in dem allen klar wie der Tag: sie frei zu machen und mich selbst auf der Spitze des Wunsches zu halten. Ich verfalle nicht jeden Tag auf neue Pläne, aber wohl kann meine Reflexion auf Neues für meinen Plan verfallen. Ist denn der reflexionssiech, der reich werden will, und nun alles nach diesem Plan berechnet? oder ist er reflexionssiech, wenn er seinen Entschluß festhält, aber einen andern Weg wählt, wenn der erste nicht zum Ziel führt? Wäre ich reflexionskrank, so hätte ich längst im Äußern gehandelt und den Vorsatz gebrochen, mich ganz stille zu halten und doch absolut wachsam. Sollte ich nur wachsam sein, wie eine der Brautjungfrauen die Lampe brennend halten, und könnte sonst meine Seele ohne Leidenschaft halten, das wäre doch leichter, aber ich darf das nicht, denn dann würde ich mich unbemerkt verändern, und mich nicht unverändert mit der Elastizität der Leidenschaft auf der Spitze des Wunsches bewahren. Und das will ich auch; werde ich verändert, so geschieht es gegen meinen Willen; Gott sei Lob und Preis, bis dato ist es nicht geschehen.

Den 9. März. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Kein neues Symptom. Wo wir sind, weiß ich nicht, ich will die Erforschung nicht übereilen.

Den 15. März. Mitternacht.

Gestern sah ich sie auch nicht. Vielleicht war jenes Zusammentreffen auf dem Hauserplatz doch ein Zufall; oder sie wagte vielleicht diesen Versuch in Fürsorge für mich; vielleicht hat sie meine vertrauliche Mitteilung erhalten; vielleicht wirkte sie gar nicht erhitzend, sondern nur niederschlagend; vielleicht wählt sie die schmerzstillende Linderung stiller Trauer, in der sie hinsiecht. Gesetzt, sie ginge aufs Land, sie wollte nicht in den alten Verhältnissen leben, sie könnte es nicht aushalten, sondern wollte einen energischen, einen entscheidenden Ausdruck dafür, daß sie gekränkt ist; gesetzt, sie würde Gesellschaftsdame bei einer adligen Familie oder Gouvernante! Großer Gott! Sie träumt vermutlich nicht davon, welch ungeheure Macht sie für mich ist, daß sie den Gang meines Lebens bestimmt und durch einen Schritt, wie den befürchteten, mich in die tiefste Verzweiflung stürzen kann.

Und doch ließ sie ja ein Wort fallen, daß sie eine solche Stellung auf dem Lande wünschen könnte. Und ein solches Wort von ihr, ein Einfall, eine Bemerkung, von der sie vielleicht nicht mehr weiß, als man weiß von dem, was man im Schlaf sagt, ein solches Wort ist genug für mich. Ich komme mir selbst vor wie ein kleines Kind, das die ersten Übungen in der Muttersprache macht: aus einem aufgegebnen Wort einen Satz zu bilden.

Heute hörte ich zufällig bei einem Lohnkutscher, daß ihr Vater einen Wagen ein halb Dutzend Meilen auf das Land hinaus zu einem Herrensitz bestellt habe. Was thut er da, er, der sonst fast nie aus den Wällen der Hauptstadt hinauskommt außer reitend und höchstens eine Meile, er, der gar keine Verbindungen auf dem Lande hat? Gesetzt nun — das Wort kommt mir in den Sinn, die Stilübung beginnt. Gesetzt, sie hat sich wirklich

entschlossen, sie will gekränkt sein und will es offenbar sein, sie will verzweifeln und eine charakteristische Form für die Verzweiflung haben.

Großer Gott, alles andre, nur das nicht! Verwünscht sei Reichtum und rdischer Schimmer, etwas Großes in den Augen der Welt sein oder scheinen! Daß ich ein Armenhäusler wäre, ein elender Mensch, dann wäre das Mißverhältnis ein andres. Wohl wahr, ich bin in den Augen der Welt ein Schlingel. In den Augen der Welt, was sind die Augen der Welt andres als Blindheit, und was ist das Urteil der Welt? Nicht zehn Menschen habe ich gefunden, welche die Kraft haben, streng zu urteilen. Oder bin ich nicht geachtet und geehrt wie zuvor? genieße ich nicht Anerkennung mehr noch wie früher? und gehört dazu nicht gerade in den Augen der Welt, daß man ein Bube ist oder mindestens ungewöhnliche Anlagen dazu hat, es zu werden? Gib ihr die Wahl zwischen einem verlaßnen Mädchen, das ihr unschuldiges Haupt in Trauer beugt und einen Versteck auf dem Lande sucht, wo sie sich grämen kann, und einem Schauspieler auf dem Theater des Lebens, einem Frechen, der sein Haupt erhebt und allen mit seinen stolzen Augen trotzt; ihre Wahl ist bald gethan. Für eine unglückliche That wird ein Mann lebenslänglich verurteilt, aber ich, ich habe kein Urteil über mich. Verdammt! Ich erhitze die Menschen gegen mich, und man ruft bravo; ich erwarte, daß man mich totschlagen wird, und man trägt mich im Triumph; ich zittre, ich zweifle, ob ich Mut und Stärke habe, um das Urteil der Welt zu tragen, ob ich mir nicht schuldig bin, mich in milderes Licht zu setzen, aber ich wackle nicht, ich ziehe die Schnur des Sturzbades — und das Urteil der Welt ist äußerst günstig.

Aber laß das nicht geschehen, barmherziger Gott, laß es nicht geschehen! Ich verzweifle, ich breche mit dir, ich stürze hinaus, ich gewinne sie noch einmal, ich gebe alles hin, um mit

Gold der Herrlichkeit des Herrensitzes zu trotzen, ich halte Hochzeit und ich erschieße mich am Hochzeitstage.

Doch hinaus muß ich, ich muß sehen, was er draußen will. Ach, ich darf keinen Menschen fragen, nun und nimmer. Leicht genug, das Gelübde des Schweigens abzulegen, wenn man mit der Welt nichts mehr zu thun haben will — aber stumm sein sollen, wenn man so bekümmert ist.

Den 17. März. Mitternacht.

Blinder Alarm. Nun bin ich 20 Meilen in 16 Stunden gefahren, ich war vor Angst und Ungeduld dem Tode nahe um nichts. Mein Leben war auf lächerliche Weise in Gefahr und — um nichts. Die Nachtmütze von Postillion schlief ein und die Pferde mit. Rasend springe ich aus den Wagen und schlage den Kerl, ohne zu bedenken, daß er im Vergleich mit mir ein Riese war. Aber was thut man nicht in solcher Stimmung! Und dann preist man das Postwesen und die Extraposten! Das ist ein Elend. Wollte Richard III. sein Königreich für ein Pferd geben, ich glaube, ich hätte mein halbes Vermögen für ein Paar Renner gegeben. Der Postillion warf mich zur Erde. Gehen konnte nicht helfen, ich mußte gute Worte und ein ungeheures Trinkgeld geben — und wir fuhren.

Das Ganze ist eine Privatsache. Es ist eine Pachtung ledig und ein Mann in Jütland hat einen Sohn, der sie wünscht. Der Vater ist ein alter Freund von ihrem Vater, und nun ist er draußen, um sich nach den Verhältnissen zu erkundigen.

Daß ein Gehirn das aushalten kann! Es ist ein Wogen, wie es nicht im atlantischen Meer ist, denn es ist ein Wogen zwischen nichts und dem Allerschrecklichsten.

Den 20. März. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Kein neues Symptom. Ob diese Sicherheit und Stille ein gutes Zeichen ist, weiß ich nicht, ob

geistig verstanden Fruchtbarkeit in der Luft ist und heimlich die Blumen sprießen, oder ob die Luft mit Sturm schwanger geht, weiß ich nicht, ich darf noch nicht nachforschen, um es nicht zu früh zu thun und damit zu verstören.

Den 20. März. Mitternacht.

An mich selbst zu denken bleibt mir keine Zeit, und doch ist meine innerste Existenz eine solche, daß sie genug zu bedenken geben kann. Ich bin eigentlich keine religiöse Persönlichkeit, ich bin nur eine ordentlich und vollständig gebildete Möglichkeit dazu. Mit dem Schwert über dem Haupt in Lebensgefahr entdecke ich religiöse Krisen mit solcher Primitivität, als hätte ich sie gar nicht im voraus gekannt, mit einer solchen Primitivität, daß ich sie entdecken müßte, wenn sie nicht entdeckt wären. Das ist also nicht nötig, ich kann in der Hinsicht mich selbst in Zucht halten, wie ich einmal einen etwas beschränkten Menschen tröstete, von dem ein andrer spottend sagte: Er hat das Pulver nicht erfunden, ich antwortete: Das ist ja auch nicht nötig, da es erfunden ist. Aber eins ist es, aus Lehrbüchern lernen und hersagen können vor dem Pfarrer und selbst vor dem Bischof, wenn er visitiert, eins ist es als Pastor predigen können — und etwas andres ist die Aneignung in Ursprünglichkeit. Gut ist es, daß ich nicht andre lehren soll. Ich bezahle mit Freude Klingelbeutelgeld und Kirchensteuer; glücklich der, welcher seiner selbst so sicher ist, daß er für seine Unterweisung Geld nehmen kann.

Als Möglichkeit bin ich gut genug, aber wenn ich in den Katastrophen mir die religiösen Vorbilder aneignen will, begegnet mir ein philosophischer Zweifel, den ich als solchen nicht aussprechen will, nicht zu einem einzigen Menschen. Worauf es ankommt ist die Aneignung. Disponiert wie ich bin in den religiösen Katastrophen, greife ich nach den Vorbildern; aber sieh, diese Vorbilder kann ich gar nicht verstehen, wenn ich sie auch mit

kindlicher Pietät verehre. Das eine beruft sich auf Gesichte, das andre auf Offenbarungen, das dritte auf Träume. Davon reden, den Vortrag mit Phantasie durchglühen und doch die Voraussetzung behalten, die Voraussetzung, die gerade die Aneignung für die Späteren bedingt, ist leicht genug, aber das zu verstehen!

Wenn man einen so tiefen religiösen Drang hat, daß man wohl sogar vor dem Pfarrer klingeln könnte, und dazu eine völlig entsprechende philosophische Skepsis hat, so sind die Aussichten gerade nicht die besten. Doch wenn ich nur mit dem Trauerjahr fertig werde, in dem ich um sie trauern soll (und mein Trauerjahr bestimmt sich nicht astronomisch, es kann fünf und zehn Jahre dauern und meine ganze Lebenszeit, es wird von ihr bestimmt), da kann ich mich in diese Kämpfe stürzen, dann geht es wohl. Aushalten will ich, bis zum Äußersten, ich will nicht weglaufen, auch nicht die schlauen Wendungen machen, durch die man andre betrügt, wie die Jungen in der Schule, wenn sie vorn in das Buch schreiben, siehe in der Mitte, und in der Mitte, siehe am Ende, und am Ende den Betrognen zum Narren halten. Meine Überzeugung ist, daß der Wille die Hauptsache ist selbst bei dem Denken, und zehnmal so gute Gaben ohne energischen Willen keinen so guten Denker geben, wie zehnmal geringre Gaben mit einem energischen Willen: die vortrefflichen Gaben wollen helfen, das Viele zu verstehen, der energische Wille das Eine zu verstehen. Aber weil man will und aushalten will, daraus folgt nicht, daß man ein jodelnder Heiliger wird, der, wenn er den Gang des Lebens und Daseins und der Weltgeschichte sieht, nur sagt: Das ist so verwunderlich. Laß ihn nur auf das Dasein und die Weltgeschichte sehen und sehen, daß es so verwunderlich ist, wenn ich auf ihn sehe, sehe ich genug, daß er ein Einfaltspinsel ist, gleich dem, der auf der Kanzel zu Ehren des Christentums Entrechat schlägt, oder so ernsthaft wird, daß er einen amüsiert wie der Pfarrer in der Schnupftabaksdose. So wenig wie Dummheit

oder Schwitzen und roten Kopf Bekommen Ernst ist, weil der Transspirierende dumm genug ist, nicht lachen zu können, so wenig ist ein tierisches Glotzen Religiosität. Wenn ich nichts andres weiß, so weiß ich doch, daß man das Komische brauchen sollte, um auf dem Gebiet des Religiösen Justiz zu halten. Man soll das Fehlgreifen nicht als Heuchelei, sondern als Dummheit behandeln. Eine gute komische Zeichnung eines Erweckten ist gewiß in hohem Grade was man braucht. Ein Schiffer kann den ganzen Tag gehen und fluchen ohne das mindeste dabei zu denken, und so kann ein Erweckter den ganzen Tag hindurch feierlich sein, ohne einen gesunden oder einen ganzen Gedanken in seiner Seele zu haben. Jener friesische König wollte nicht getauft werden, da er hörte, daß er im Himmelreich seine Vorfahren nicht finden sollte; die Eingebornen Amerikas fürchteten den Himmel mehr als die Hölle und wünschten Heiden zu bleiben, um nicht im Himmel mit den rechtgläubigen Spaniern zusammenzukommen: und so thut mancher Erweckte; thut er nichts andres, so verleidet er einem das Religiöse.

Von diesem Streit in mir selbst darf ich noch nicht sagen: „Heute“, aber ich fühle, daß ich ihr es danke, wenn ich in dieser Hinsicht viel wage. Wer einen andern Menschen unglücklich gemacht hat, kann brauchbar sein in solchem Kampfe auszuhalten. Wer auf Lebenszeit verurteilt ist, den läßt man raspeln; es ist lebensgefährlich, aber er ist ja auch verurteilt.

Das sehe ich auch, daß der Unverheiratete in der Welt des Geistes mehr wagen kann als der Verheiratete, alles einsetzen kann, nur bekümmert für die Idee, und ganz anders geschickt ist, auf der Spitze der Entscheidung zu stehen, wo man kaum stehen, geschweige denn ein Haus bauen kann. Aber wahrlich, nicht deshalb wollte ich nicht heiraten. Auch ich wünsche mir ja stille Lebensfreude, und hätte ich es nicht gewünscht, so hätte ich es doch gethan, weil ich immer glaube, daß Gehorsam Gott lieber

ist als kosmopolitische, philanthropische, patriotische Opfer auf dem Altar der Menschheit, daß Stille in bescheidner Pflichterfüllung unendlich wertvoller ist und jedem Menschen besser ansteht als Luxus in der Geisteswelt und Zeitverderb durch Bekümmerung um die ganze Menschheit, als wäre man Gott im Himmel. Laß glühend von Gottes Zorn und dem verzehrenden Feuer reden, es gibt auch etwas, das ich fürchte und ebensosehr fürchte, nämlich, daß ich Gott nötigen könnte, vornehm gegen mich zu werden, bis ich als eine Unwahrheit vor seiner vornehmen Majestät verschwinde. Ein Erweckter wird wohl finden, daß dieser Ausdruck nicht ernst genug ist, er will wohl, daß ich fromm fluche, wie der Schiffer unfromm flucht. Für mich hat das Ernst genug und mehr Schrecken als die sinnlichen Vorstellungen einer erhitzten Phantasie. Sobald ich die Pflicht verschmähe, wird Gott vornehm, denn nur in der Pflicht bin ich in unterthänigem Einverständnis mit seiner Erhabenheit, und deshalb ist seine Majestät nicht Vornehmheit. Es ist daher nicht Gott, der sich vornehm macht, das thut er niemals (so dachten Heiden), sondern ich mache ihn vornehm und das ist eine Strafe. Es ist eine tiefe Konsequenz, daß, wer das Einfache verschmäht um Gott näher zu kommen, gerade Gott von sich in Vornehmheit entfernt, in eine Vornehmheit, die sonst auch der elendeste Mensch nicht erfährt. Ich bin auch feinhörig genug, wenn ein Philosoph in die Welt hinausruft: Gebt mir, wo ich stehen kann, da die Antwort zu hören: Ja, ich will euch wohl außerhalb stellen!

Nein, wenn ich nicht an eine göttliche Gegenordre geglaubt hätte, ich hätte mich nie zurückgezogen, und sobald sie widerrufen wird, wähle ich wieder meinen Wunsch. Gott verwehre, daß Anstrengungen und Spannungen meinen Wunsch schwächen, ehe er erlaubt ist. Meine Gegenordre kann ich verstehen, denn sie geht durch Reue. Ich habe weder Gesichte noch Träume zur Wegleitung, meine Kollision mit den Dasein ist ganz einfach die der

Reue. Bis sie gelöst wird, bin ich gebunden; sobald sie gelöst wird, bin ich wieder frei. Deshalb halte ich mich mit aller Kraft auf der Höhe des Wunsches. Sobald sie frei ist, sind die religiösen Krisen meine Aufgabe.

Gesetzt, um rein hypothetisch zu denken, gesetzt, sie hätte sich selbst wieder; gesetzt, es war eine Übertreibung mit dem Sterben, nicht so gemeint als pathetische Replik, sondern wie man im Gespräch sagt: Ich sterbe vor Hitze in diesen kleinen Zimmern; oder gesetzt, sie hätte bis zum Tode gelitten, aber gesiegt; gesetzt, ich hätte etwas zu diesem Siege beigetragen oder nichts; gesetzt, sie ergriffe die Verteidigung, daß sie sich nie um mich gekümmert — was dann? Dann habe ich mich um so mehr um sie bekümmert. Großer Gott, wenn das möglich wäre! Wie greift meine Seele nach jeder Erklärung von dieser Seite. — Ich bereue nichts, nicht eine Thräne, nicht eine einzige, die ich um ihretwillen vergossen habe; ich schäme mich ihrer nicht, denn es ist nicht unmännlich weinen zu können, aber weibisch ist es, das nicht vor jedem verbergen zu können. Und wenn ein Spötter rufen wollte: Ein Mann, der weint! — ich werde es nicht bereuen. Und wenn ich morgen sterbe, meine Existenz war doch ein Epigramm, das jede Grabschrift überflüssig macht. Ich bereue es nicht, sie hat mir doch geholfen, unendlich geholfen gerade durch ein unüberlegtes Wort und eine übertriebne Äußerung.

Sieh, wenn es so wäre, dann wird meine Stellung in eigner Weise schwierig. Ein Menschenleben mußte ich auf meinem Gewissen haben, um aus der Betäubung der Schwermut gerissen zu werden. Ich demütigte mich unter den Ernst dieses Gedankens. Aber dann kommt mein Verstand und sagt: Nein, das ist nicht wahr, du sahst auch gut, daß nicht von einem Menschenleben die Rede war; deine Phantasie hielt diese Einbildung deiner Schwermut vor, und beide einigten sich, daß es doch möglich wäre. Aber es war nicht ein Menschenleben, es war ein Wort, über das du

in andrer Munde vielleicht sogar gelacht hättest. Ja, es ist in gewissem Sinn so. Und doch bereue ich nichts, nicht daß ich all diesen Schmerz gelitten habe, der mich doch noch nicht gelähmt hat, wenn er es auch thun möchte, wenn ich von ihm reden sollte. In Einsamkeit, in Schlaflosigkeit habe ich ihn vernommen, wenn man in einer Sekunde auf einmal mehr zusammendenken kann als in Monaten schreiben, wenn die Phantasie die Angst heraufbeschwört, mit welcher keine Feder sich einlassen darf, wenn das Gewissen geängstet zusammenfährt und mit optischem Betrug schreckt.

Aber ach! all dieses ist ja nur eine Hypothese.

Den 25. März. Morgens.

Heut vor einem Jahr.

Welches ist die glücklichste Existenz? Das ist die eines jungen Mädchens von 16 Jahren, wenn sie rein und unschuldig nichts besitzt, nicht eine Kommode, nicht einen Schrank, sondern den untersten Schub von Mutters Kommode benutzt, um die ganze Herrlichkeit zu bergen: das Konfirmationskleid und ein Gesangbuch. Glücklich der Mensch, der nicht mehr besitzt, als daß er sich mit dem nächsten Schube begnügen kann.

Welche Existenz ist die glücklichste? Das ist die eines jungen Mädchens von 16 Jahren, wenn sie rein und unschuldig wohl tanzen kann, aber nur zweimal im Jahr auf den Ball kommt.

Welches ist die glücklichste Existenz? Das ist die eines jungen Mädchens, wenn sie 16 Sommer alt, rein und unschuldig, fleißig bei ihrer Arbeit sitzt, und doch Zeit findet, verstohlene Blicke nach ihm zu senden, nach ihm, der nichts besitzt, nicht eine Kommode, sondern nur Mitinteressent an dem gemeinsamen Kleiderschrank ist und doch eine ganz andre Erklärung hat, da er in ihr die ganze Welt besitzt, ungeachtet sie gar nichts besitzt.

Und wer ist dann der Unglückliche? Das ist jener reiche Jüngling, 25 Winter alt, der gegenüber wohnt.

Wenn eines 16 Sommer, ein andres 16 Winter alt ist, sind sie dann nicht gleich alt? Ach nein! Woher kommt das? Ist die Zeit nicht dieselbe in beiden Fällen? Ach nein! die Zeit ist nicht dieselbe.

Ach, warum waren neun Monate im Mutterleib genug, um mich zu einem alten Menschen zu machen? ach, warum wurde ich nicht in Freude gewickelt? warum wurde ich nicht bloß mit Schmerzen, sondern auch zu Schmerzen geboren; warum öffnete sich mein Auge nicht für das Glückliche, sondern nur um in jenes Reich der Seufzer hineinzuschauen bis ich mich nicht davon losreißen kann?

Den 27. März. Mitternacht.

Eine Hypothese greifen heißt doch eine Wolke umarmen, statt der Juno; und das ist zugleich Untreue gegen sie. Aber eine Hypothese brauchen als Übungsmittel, um die Seele abzuspannen, um der Energie neue Elastizität zu geben, das ist erlaubt, ja, das ist was man thun muß. Nach solcher Stärkung gehöre ich wieder ganz ihr. Halte ich sie auch nicht länger in meinem Arm, so umarme ich sie doch, denn das Werk der Erinnerung in den Morgenstunden und der Rettungsversuch in der Mitternachtsstunde bilden ja eine Umarmung, in der sie eingeschlossen ist. Rettungsversuch, kann ich es so nennen? Wenn ich auch alles in Bereitschaft hätte, was hilft es, wenn ich es nicht brauchen darf, wenn ich auch noch so bereitwillig bin, was hilft es, da ich gebunden bin, und daß ich mich selbst gebunden halte das einzige ist, das vielleicht in etwas helfen kann? Dürfte ich nur mich selbst flott machen, ich wollte bald in meinem Boot da sein, wenn dies ihr anders etwas helfen könnte, denn es ist ja auch möglich, daß was sie einst gerettet hätte nun gar keine Bedeutung für sie hat. Und doch ist es ein Rettungsversuch.

Welche wunderliche Macht hat nicht solch einzelnes Wort, wenn es sich aus der Verbindung löst und aus dem Dunkel des

Rätselhaften ängstigend auf einen sieht! Ich bin so bedrückt, als wäre eine andre Art Wirklichkeit in diesem Wort, als läge ich an jenem schilfumkränzten See eines stillen Abends, als hörte ich ihren Schrei und nun den Ruderschlag; und ich rettete ihr Leben, aber sie würde nie wieder Mensch. So hätten Angst und Schmerz und Ratlosigkeit langsam den Schluß des Bewußtseins zerbrochen, bis die Verzweiflung dieses liebenswürdige Wesen zersplitterte. Füchterlich! Darf ich nicht diesem Gedanken gebieten zu fliehen? darf ich nicht beten, daß dieser Gedanke von mir genommen werde? Nein, es ist ja eine Möglichkeit. Und doch, wenn ich nur bei ihr säße, wenn ich nur bei ihr sein und alles thun dürfte, wenn es auch nichts wäre, es wäre doch eine Linderung, ob auch ein ununterbrochner dumpfer Schmerz. Sie würde nun alles verwechseln, sie würde glauben, wir säßen wie vormals im Boot auf jenem See, wir segelten zusammen, wir würden einander im Wahnwitz verstehen und von unsrer Liebe reden, wie Lear mit Kordelia vom Hofe reden und nach Neuem fragen will. — Aber von ihr getrennt sein; und wenn sie stürbe der einzige sein, der ihr nicht im Trauerzuge zum Grabe folgen dürfte, während ich vielleicht doch der einzige wäre, der das ganze Leben, es sei nun lang oder kurz, um sie zu trauern hätte, und trotz jedem weiß, daß ein Verstorbner von allen der Mächtigste ist!

„Wie leiden Sie eigentlich?“ sagt der Arzt zu dem Kranken. „Ach, überall, lieber Doktor,“ antwortet er. „Aber wie leiden Sie,“ fährt der Arzt fort, „daß ich die Krankheit aufspüren kann?“ Mich fragt keiner so, ich brauche es auch nicht. Ich weiß wohl, wie ich leide, ich leide sympathisch. Gerade dies Leiden kann mich recht erschüttern. Ob ich auch innerlich in Schwermut überzeugt bin, daß ich zu gar nichts tauge: sobald die Gefahr kommt, habe ich im Grunde Kräfte wie ein Löwe. Wenn ich für meine Person leide, da kann ich meinen ganzen Willen einsetzen, und schwermütig wie ich bin, auch durch Erziehung, findet mich das Schlimme

schon auf noch Schlimmeres vorbereitet. Wenn ich sympathisch leide, da brauche ich all meine Kraft, meine Erfindsamkeit, um den Schmerz des andern zu vernehmen, und bin deshalb ohnmächtig. Wenn ich selbst leide, da verfällt mein Verstand auf Trostgründe, aber wenn ich sympathisch leide, darf ich keinem einzigen trauen, denn ich kann ja den andern nicht so genau kennen, daß ich wüßte, ob der Trost ihm hilft. Wenn ich selbst leide, da weiß ich, wo ich bin, aber wenn ich sympathisch leide, da laufe ich in der Irre, da ich ja nicht wissen kann, wo der andre ist.

Ist sie erst frei, dann bin ich zwar nicht ohne Trauer, aber dann bin ich erst auf dem Punkte, wo sie mich wohl schon vermutete, als sie mich bat, zuweilen ihrer zu gedenken. Ja, da will ich ihrer gedenken, aber da habe ich auch Linderung gefunden in Wehmut und sage mit Ossian: Süß ist die Trauer der Schwermut; da habe ich Frieden, denn die schwermütige Erinnerung ist auch gesegnet und glücklich, wie die Trauerweide, wenn sie vom Abendwinde bewegt wird. Aber jetzt nicht. Ich fürchte die ganze Welt nicht, wenigstens glaube ich es nicht, aber dies Mädchen fürchte ich. Ich sehe sie nur im Vorübergehen, und sie entscheidet mein Schicksal bis zum nächstenmal. Verliebt bin ich gewesen, aber meine Seele ist zu ewig angelegt, um über eine unglückliche Liebe zu verzweifeln; aber wohl kann ich über eine unglückliche Verantwortung, über das mißglückte Einverständnis mit dem ewigen Sinn im Leben verzweifeln.

Den 2. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Am 1. oder 2. dieses Monats wollte ich nachsehen, wo wir wären. Ich legte einen Anlaß und eine Situationsfrage zurecht, daß ihr Gefühl Gelegenheit habe, sich zu äußern. Was geschieht? Auf die unverhohlenste Weise von der Welt, ja mit einer unschönen Heftigkeit, die fast an Gereiztheit grenzte, erklärt sie, „daß sie sich gar nicht um mich kümmere, sie hätte mich aus Mitleid genommen und könne überhaupt nicht

begreifen, was ich von ihr wolle.“ Kurz, eine kleine Improvisation nach Beatrice in „Viel Lärm um nichts.“

O Schwermut, wie du doch den Schwermütigen zum besten hast! Wahr sagt der Dichter: Quem deus vult perdere, dementat. Nun bin ich durch das dunkle Thal der Bekümmerung gewandert und habe gesucht alles so gut wie möglich zu machen, und habe mich gedemütigt, wie ich es keinem Menschen eingestehen konnte; ich habe im Todesschatten gesessen, tief verwundet durch den Gedanken, daß ich sie nicht könnte glücklich machen — und mir fiel nicht ein, was zu allernächst lag, und was ich nun, da sie es sagt, vortrefflich verstehen kann, daß sie sich gar nicht um mich kümmert.

Doch war es vielleicht nur eine unüberlegte Äußerung, ein heftiger Ausbruch, vielleicht ist sie irritiert, obschon ich nicht fasse, wodurch. Mich erhitzen lassen will ich nicht. Wäre ich nur ganz sicher in meiner Lebensanschauung, daß ich Macht brauchen dürfte, so wäre das Ganze ein Narrenstreich. Aber auf der andern Seite, sie eröffnet mir ja eine lichte Aussicht. So viel ist gewiß, die Ehe ist und bleibt für mich die schwierigste Aufgabe; ich habe nun so viel verstanden, daß ich nicht damit begonnen hätte, wenn ich mich selbst früher so verstanden hätte. Und nun scheint sie ja in bezug auf mich viel mehr Kräfte zu haben, als ich in bezug auf sie.

Die Untersuchung brachte eine Explosion und ich bekam das Pulver gerade ins Gesicht. Wie einer, der lange im Dunkel gesessen, nicht gleich sehen kann, wenn scharfes Licht hereinfällt, so ging es mir: obschon sie an meiner Seite saß, konnte ich sie kaum sehen. Diese ideale Gestalt, die ich mit der bekümmerten Verantwortung einer ewigen Verpflichtung umfing, sie wurde allerdings etwas kleiner, so unansehnlich, daß ich sie kaum entdecken konnte. Meine Schwermut ist wie weggeblasen, ich sehe was ich vor mir habe. Tod und Pestilenz, so eine kleine Jungfrau!

Den Versuch muß ich doch wiederholen, um zu sehen, ob es Ernst ist oder nicht. Ich vermisse nämlich eine Konsequenz der Handlung: daß sie nun das Ganze aufhebt und ich abgewiesen werde. Aber das scheint sie gar nicht im Sinn zu haben; was soll es dann bedeuten? Wir wollen sehen.

Den 2. April. Mitternacht.

Wenn sie wirklich wahnsinnig würde! Von Todesgefahr war wohl nie die Rede, und nun wäre sie vorüber — aber Wahnsinn. Laß sehen, wie es ging!

Zuerst wird mein Auftreten als Schurke Zorn, Erbitterung, Trotz gegen mich bei ihr wecken, und gerade ihr Stolz wird vor allem ihr einschärfen sich, bis zum Äußersten aufrechtzuhalten. Wäre ich ihrer wert geblieben, so hätte die Liebe verlangt, alles im Geliebten verloren zu sehen; aber da ich mich ihrer Liebe nicht wert zeigte, würde ein seltener Heroismus dazu gehören, den Trost zu verschmähen, der sich am leichtesten bietet: den Unwürdigen so unbedeutend wie möglich zu machen. Darin habe ich sie aus allem Vermögen unterstützt, und ich glaube, wenn ich diese Vorsicht nicht gebraucht hätte, dann verschuldete ich es direkt, wenn sie wahnsinnig würde. Denn ein würdiger Gegenstand für ihre Liebe sein und sich doch so benehmen, das hieße eine dialektische Aufgabe stellen, die nur in persönlichem Verhältnis zu Gott gelöst werden kann.

Eine weibliche Seele wird auf zweifache Weise wahnsinnig werden können, psychologisch gesprochen. Die eine Weise ist der plötzliche Übergang, wenn der Verstand zu kurz kommt. Man kann blind werden durch die plötzliche Veränderung von Licht und Finsternis; das Herz kann aufhören zu schlagen durch plötzliche Veränderung der Temperatur, weil die sich eindrängende Luft das Ausatmen verhindert; so kann auch bei plötzlichem Übergang die

Reflexion nicht ausatmen, und der Verstand steht still. So ist der Wahnsinn versteinernd. Die Aufgabe, die gestellt wird, geht absolut über das Vermögen des Verstandes. Ein Augenblick entscheidet das Ganze, bloß noch ein Augenblick und es wäre nicht geschehen.

Die andre Weise ist die, daß eine geheime Leidenschaft durch Reflexion den Willen entnervt und die Leidende langsam in Wahnsinn versinkt. Da wird sie nicht versteint, sondern wird wahnsinnig in einem Kreise von Vorstellungen, die sich mit Naturnotwendigkeit ablösen; die einmal frei hervorgerufnen Vorstellungen wiederholen unfrei sich selbst.

Das erste kann unmöglich bei ihr geschehen, der Übergang war so verlangsamt wie möglich; auch hätte es sich ja zeigen müssen, wenn es geschehen wäre. Das andre, das beinahe das Gefährlichste ist, könnte eher einzutreten scheinen. In gewissem Sinn ist ihr nämlich das Verhältnis so dialektisch gemacht, wie es meiner Reflexion möglich war; ich weiß nicht, daß ich versäumt hätte, eine vorgebrachte Möglichkeit so hypothetisch beiseite zu werfen, daß ihr überlassen blieb, selbst die Erklärung zu finden. Das habe ich mit Fleiß gethan; ich glaube, menschlich gesprochen, es ist das einzig Richtige.

Ach, die Arbeit war schwer, und es war fast eher zu befürchten, daß ich selbst den Verstand verloren hätte. Aber das Reflektieren über diese Möglichkeiten muß in ihren Augen den Reiz verloren haben. Das wollte ich, und menschlich gesprochen ist das richtig. Wenn die geheime Trauer selbst die Möglichkeiten erfindet, dann ist es verführerisch sie festzuhalten; und das ist das Handgeld des Wahnsinns. Ihr Fall ist nicht so. Welche Möglichkeit sie sich auch vorhalten mag, sie hat nicht die erfrischende Kühle der Neuheit, nicht das winkende Locken der Überraschung, sie hat keine bestechende Kraft, denn sie kennt sie.

Reflexion ist für eine weibliche Seele wie Leckerei für das Kind. Etwas davon reizt, aber in Masse verliert die Leckerei ihre Verführung.

Wenn sie zuweilen an mich denkt und die Wiederaufnahme des Verhältnisses hofft, da könnte sich eine neue Art Reflexion einschleichen, die sie selbst erfindet. In dieser Hinsicht arbeite ich ja eben aus allem Vermögen, mich ganz unverändert zu halten. Inzwischen hört sie doch vielleicht etwas oder glaubt in meinem Äußern etwas zu sehen. Ganz richtig, aber in demselben Augenblick wird sie bedenken, daß ihr meine Reflexion so viel Mögliches gezeigt hat, daß sie unmöglich folgen kann. Das kann sie nicht kränken oder demütigen, denn daß eine reflektierte Persönlichkeit mehr und viel mehr Reflexion hat als ein junges Mädchen, ist Naturordnung. Ich habe alles gethan, um ihr die Reflexion zu verleiden (denn die Allmacht der Reflexion, wenn sie auf einem Gedanken ruht, wird natürlich Allmacht in dialektischem Gewäsch, wenn man den einen Gedanken fortnimmt), und dafür, daß ihr jeder Versuch fruchtlos vorkommen muß, ehe sie noch beginnt. Selbst litt ich genug darunter und leide hintennach; man kann Gift aus einem andern saugen und selbst daran sterben: man kann selbst allzu reflektiert werden, um einem andern die Reflexion zu entwinden. Aber ist ihr die Reflexion widerwärtig, so wird sie dem Entschluß nahe sein, den schlüpfrigen Weg gar nicht zu betreten, der zum Wahnsinn führen kann. Wird sie frei, da wird sie es durch eignen Beschluß, nicht durch eine Betrachtung, eine Auffassung, die ich ihr zugesteckt.

Sollte Wahnsinn eintreten, so müßte er aus dem gekränkten Stolz kommen, daß sie sich verschmäht fühlt und daran verzweifelnd, Rache zu bekommen, sich in sich selbst verschließt, bis sie irre wird. Ach, ich kenne wohl das Urteil der Welt, ich habe vielleicht den Schmerz qualvoller gefühlt als sie; es schauert in mir, wenn ich daran denke, daß jemand wagen sollte, mit einem

stolzen, oder, was ebenso schrecklich ist, durch einen bedauernden Blick ihr zu verstehen zu geben, daß sie gekränkt sei. Es war in alten Tagen Brauch, mit einem Prinzen einen Knaben geringerer Herkunft zu erziehen, der die Strafen leiden mußte, die der Prinz verdiente. Man hat über die Grausamkeit gegen den armen Jungen gesprochen, der die Schläge bekam; mir kommt es vor, als wäre es noch grausamer gegen den armen Prinzen, der, wenn er Ehrgefühl hatte, die Schläge weit schmerzlicher, weit vernichtender vernahm. Ich weiß auch, wie es mich peinigte, sie diesem Schmerz auszusetzen; ich weiß, daß ich zu allem willig war das zu hindern, indem ich der Trennung einen falschen Ausdruck gab, so daß ich der Leidende würde in den Augen der Welt; das ließ sich indessen nicht thun. Ich ließ einigemal in unsern Gesprächen ein paar Winke in scherzendem und konversierendem Tone einfließen, um sie aufmerksam zu machen; vergebens. Mehr durfte ich nicht thun. O wenn ich mit meiner Leidenschaft davon geredet hätte, dann sah sie ja aus meinem Eifer, wie sehr sie mich beschäftigte, dann wurde wieder alles in die Länge gezogen, und sie erlaubte sich wieder jedes Mittel, um mich zu bewegen, das will sagen, mich zu martern, denn bewegt durfte ich nicht werden. Es ist ein komischer Widerspruch, wenn man pathetisch und systematisch entscheidend von dem redet, von dem man selbst nicht überzeugt ist, oder was man selbst nicht versteht; aber es ist ein tragischer, ein tief tragischer Widerspruch, in scherzenden Andeutungen, in konversierenden Redeweisen von dem reden, was einen bis zum Tode ängstet. Es ist ein komischer Widerspruch, 20 Pfennige einsetzen wollen, wenn unendlich viel zu gewinnen ist, aber es ist ein tragischer, ein tief tragischer Widerspruch, wenn man den Einsatz machen muß, als handelte es sich um Rechenpfennige, während man selbst nur allzugut weiß, um wieviel gespielt wird. Ich meine, es wäre eine der fürchterlichsten Kollisionen, vielleicht die fürchterlichste, wenn die Fürsorge für einen Menschen es einem

Apostel notwendig machen könnte, in zweideutigen Ausdrücken in leichtem Konversationston von der Wahrheit des Christentums zu sprechen. — Aber zur Sache. Daß auf diesem Wege der Wahnwitz vordringen sollte, wollte ich ungern denken, weil dann ein weniger schönes Licht auf ihr Betragen gegen mich fiele. Jeder Ausbruch der Leidenschaft, mit dem sie mich ängstigte, läßt sich mit weiblicher Reinheit und Liebenswürdigkeit vereinen; aber wenn Stolz die Triebfeder gewesen, wäre es ein unschönes Falsum der Selbstliebe gegen mich. Wohl wahr, ich habe mir manches Falsum gegen sie erlaubt, aber wahrlich, das war um sie zu retten, es war sympathisch gemeint. Deshalb will ich so ungern diesen Schrecken denken. Übrigens habe ich auch hierzu alles gethan, was ich vermochte, und thue es unverdrossen. Um ihretwillen befriedigt es mich und meinen Genius, meine ganze Existenz auf dem kritischen Nullpunkte zwischen Kälte und Wärme zu halten, auf dem kritischen Nullpunkte zwischen Etwas-sein und Nichts-sein, daß ich vielleicht, vielleicht weise bin und vielleicht, vielleicht blödsinnig. Eine solche Existenz kann ein Weib nicht beschäftigen, viel weniger sie entflammen. Ich bin nicht so sinnesschwach, daß sie Teilnahme haben könnte, aber ich bin gerade halbverrückt genug, daß sie uninteressiert sagen kann: Ach, er ist ja verrückt. Und wenn sie in gekränktem Stolz an mir interessiert wäre, würde sie sich mit Leichtigkeit über einen solchen Sonderling erheben können.

Das ist meine Diagnose. Für mich hat sie leider nur wenig Trost, wenn es mir auch immer notwendig ist, mir alles deutlich zu machen. Ich bin nicht der Arzt, sondern der Schuldige, und das Gift wirkt auf mich selbst, das Reflexionsgift, das ich in mir entwickelt habe, um womöglich alle Reflexion aus ihr zu saugen. Ich erinnere mich, daß sie einmal zu mir sagte, „es müsse schrecklich sein, so alles erklären zu können.“ Sie konnte hierbei eine Vorstellung bekommen, wie wenig sie meine Reflexion verstand,

denn sie faßte kaum, wie willkommen mir diese Äußerung war und in welcher Weise.

Indes ich habe doch verstanden und erlebt, daß es möglich sein könnte. Ach, der Gedanke daran ist genug, einen Menschen zu Ende zu bringen. Und doch, wenn es geschähe, dann dürfte ich sie ja aufsuchen, und es würde mir eine Linderung sein; aber gesetzt, sie würde geheilt, und mein Problem käme wieder, dann käme wohl die Reihe an mich. Wachen bei ihr Tag und Nacht, das kann ich, aber ich kann nicht schlafen, und meine Qual wird nicht damit verwunden, „jede Nacht an meiner Frauen Seite zu ruhen,“ wenn es nicht entschieden ist, ob sie meine Frau sein kann.

Nun will ich die Lichter auslöschen; wenn alles dunkel um mich ist, befinde ich mich am besten. Und was ist auch die Sache, über die ich mit Gott disputiere? Wenn es um des Kaisers Bart wäre, wenn sie ihre Gedanken verändert hätte, wenn sie mit Vergnügen jedes Wort zurücknähme, das mit meiner Schwermut alle diese Schrecken ausgestaltet, was dann? Dann würde daraus nur folgen, daß sie eine Nemesis über ihr Haupt gebracht. Die Sache ist vor ein höheres Gericht gegangen; ich habe ihr alle mögliche Idealität gegeben, ich könnte weder um ihretwillen, noch um meinetwillen wünschen, hier wieder das Komische so nahe zu bekommen.

Den 5. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Ja, ganz richtig, ich bekam die Erklärung und den letzten Willen zum Zeugnis konfirmiert von — meiner kleinen Konfirmandin; denn gerade diesen Eindruck macht sie auf mich, so eine kleine Jungfrau. Und doch will sie nicht handeln, sie scheint mich eher reizen zu wollen, daß ich ein Anbeter werde. Bei jeder andern würde ich sagen, es ist der Beginn zu etwas Koketterie, bei ihr darf und will ich es nicht sagen, nicht einmal denken. Aber es ist etwas von dem Lächer-

lichsten, was ich erlebt habe. Ich bin, das habe ich nur allzutief gefühlt, viel zu alt für sie, aber durch solches Verhalten macht sie mich freilich unverhältnismäßig älter, daß ich unwillkürlich an den alten Schulmann denke, der vom Katheder folgende Rede an einen Schüler hielt: „Kommst du mir so das nächste Mal, bekommst du wirklich eins hinters Ohr . . . . . . und ich glaube wirklich, du bekommst es gleich.“

Das ist nun die Folge meiner idealen Vorstellung von Pflicht. Könnte mir klar werden, daß ich in strengerem Sinn Pflichten gegen alle Menschen hätte, so wäre ich der geplagteste Mensch im ganzen Lande. Ich habe eine ideale Vorstellung von jedem Pflichtverhältnis, und da ich bei meiner unabhängigen Stellung in keins eingetreten bin, so hat diese Vorstellung noch kindliche Ursprünglichkeit, jugendliche Begeisterung und schwermütige Bekümmerung, welche vielleicht die Vorstellung zu dem Besten macht, was ich habe, aber mich auch zu den rücksichtslosesten Anstrengungen verpflichtet.

Warum soll sie mir da Gelächter in dieses Verhältnis bringen? Kümmert sie sich wirklich nicht um mich, nun wohl, ich bin reisefertig; ich war religiös zermalmt und werde es vielleicht wieder, sobald ich die Verantwortung übernehme, aber erotisch werde ich nicht gebrochen.

Ist es ihr Ernst, so sagt man solches geradezu, man sagt es geziemend, man ehrt sich in allem, was man in dieser Hinsicht thut; aber man schmollt nicht und schlägt hinten aus, denn so macht man alles nur lächerlich. Selbst in ihrem Betragen ist vielleicht gegen ihren Willen eine Anerkennung meiner, denn es ist wie eine Art Aufsässigkeit. Sie muß ja wissen, daß sie ebensoviel Macht hat wie ich, und wer die Macht hat, benimmt sich nicht so.

Den 5. April. Mitternacht.

Eine Möglichkeit.

Die lange Brücke hat ihren Namen von der Länge; als Brücke ist sie nämlich lang, aber für einen Weg ist ihre Länge nicht bedeutend, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man sie zurücklegt. Wenn man dann auf der andern Seite steht, in Christianshafen, so scheint es wieder, daß die Brücke doch lang sein muß, denn man ist wie sehr weit fort von Kopenhagen. Man merkt gleich, daß man nicht in einer Haupt- und Residenzstadt ist; man vermißt in gewissem Sinn den Lärm und das Leben auf den Straßen, man ist wie außer seinem Element, man ist ohne das Begegnen und Vorübergehen, ohne das Hasten, worin das Verschiedenste sich geltend macht, außerhalb der lärmenden Gesellschaft, worin jeder das Seine zu dem allgemeinen Spektakel beiträgt. Auf Christianshafen herrscht stille Ruhe. Man scheint die Ziele und Absichten nicht zu kennen, welche die Bewohner der Hauptstadt in so lärmende, geschäftige Bewegung bringen. Es ist nicht, als bewegte sich, als zitterte die Erde unter einem, man steht so sicher wie es nur ein Stern- oder Wassergucker zu seiner Beobachtung sich wünschen kann. Man sieht sich vergebens um nach jenen Bequemlichkeiten der Hauptstadt, wo man jeden Augenblick sich selbst loswerden kann, jederzeit Platz in einem Omnibus findet, überall von Ableitern umgeben ist. Hier fühlt man sich verlassen und in der Stille gefangen, die einen isoliert, wo man nicht von sich abkommen kann, wo man von Nichtleitern umgeben ist. In einzelnen Quartieren sind die Straßen so leer, daß man seinen eignen Tritt hört. Die großen Packhäuser bergen nichts und bringen nichts; denn wohl ist das Echo ein sehr stiller Einwohner, aber was Verdienst und Bezahlung betrifft, da ist keinem Besitzer damit gedient. In den eigentlich bevölkerten Quartieren

ist das Leben zwar nicht ausgestorben, aber auch durchaus nicht laut; es ist wie ein stilles Lärmen, welches auf mich wenigstens einen ähnlichen Eindruck macht, wie das Sommersummen, das gerade mit Summen die Stille auf dem Lande andeutet.

Man wird wehmütig, sobald man Christianshafen betritt, denn die Erinnerung zwischen den leeren Vorratshäusern und der Anblick der übervölkerten Gassen ist wehmütig, man sieht nur ein Idyll der Armut und des Elends. Man ist über das salzige Wasser gegangen um hierher zu kommen, nun ist man weit, weit fort in einer andern Welt, wo ein Schlächter wohnt, der mit Pferdefleisch handelt, wo auf dem einzigen Marktplatz nur eine Ruine steht seit dem letzten Feuer, das nicht wie frommer Aberglaube sonst wohl erzählt, alles verzehrte und die Kirche unversehrt ließ, sondern die Kirche verzehrte und die Strafanstalt stehen ließ. Man ist in einer armen Kleinstadt, wo nur der Aufenthalt bedenklicher Personen und die spezielle polizeiliche Aufsicht an die Nähe der Hauptstadt erinnert, das übrige ist ganz wie in einer Kleinstadt: der stille Lärm von Menschen, die alle einander kennen, daß das ein armer Tropf ist, der mindestens jeden andern Tag Dienst thut als „voller“ Mann, daß das ein Schwachsinniger ist, der von allen gekannt sich selbst durchhilft.

Vor einigen Jahren sah man so im südlichen Teil der Straße am Wasser zu bestimmter Tageszeit einen magern großen Mann mit abgemeßnen Schritten auf den Fliesen auf und ab gehen. Das Auffällige in seinem Spazieren entging kaum einem, denn sein Weg war so kurz, und auch der Uneingeweihte mußte merken, daß er nicht in Geschäften ging, auch nicht spazieren wie andre Leute. Wer ihn öfter beobachtete, konnte in seinem Gange ein Bild von der Macht der Gewohnheit sehen. Ein Schiffer, der gewohnt ist auf seinem Deck entlangzugehen, ersieht sich auf dem Festland ein Stück von gleicher Länge und geht nun mechanisch hin und her: so auch dieser Wanderer oder Buchhalter,

wie man ihn nannte. Kam er an das Ende des Weges, so bemerkte man das Umgekehrte eines elektrischen Stoßes, den Ruck der Gewohnheit in ihm; er machte Halt, fast in militärischem Tempo, stand, erhob den Kopf, drehte sich um, wendete das Auge wieder zur Erde und spazierte darauf zurück u. s. f.

Er war natürlich im ganzen Quartier bekannt; aber obschon schwachsinnig war er doch nie einer Kränkung ausgesetzt, er wurde im Gegenteil von den Anwohnern mit einer gewissen Ehrerbietung behandelt. Dazu trug ebenso sein Vermögen bei wie seine Wohlthätigkeit und sein vorteilhaftes Äußre. Wohl hatte sein Gesicht diesen gleichförmigen Ausdruck, der für eine gewisse Art Schwachsinnigkeit so charakteristisch ist; aber die Züge waren schön, seine Gestalt schlank und gut gebaut, seine Kleidung äußerst sorgfältig, sogar elegant. Am deutlichsten äußerte sich seine Schwachsinnigkeit auch nur in der Vormittagsstunde von Elf bis Zwölf, da er auf den Fliesen auf und ab ging; den übrigen Teil des Tages hing er wohl seiner unseligen Bekümmerung nach, aber sie äußerte sich nicht so. Er redete mit den Leuten, ging weitere Touren, ließ sich auf mancherlei ein, aber zwischen Elf und Zwölf brachte man ihn um keinen Preis aus seinem Gange, oder dazu daß er antwortete, wenn man fragte oder auch nur grüßte; er, der sonst die Höflichkeit selbst war. Ob diese Stunde eine besondre Bedeutung für ihn hatte, oder der Grund in körperlichem Befinden lag, das sich regelmäßig wiederholte, was nicht ohne Beispiel ist, bekam ich nie zu wissen, solange er lebte, und nach seinem Tode war keiner da, bei dem ich nähere Erklärung suchen konnte.

Während nun die Umwohner durch ihr Benehmen gegen ihn fast an das Verhalten der Inder gegen Schwachsinnige erinnerten, die sie als Weise verehren, hatten sie vielleicht in der Stille manche Vermutungen über den Grund seines Unglücks; aber dann verwahrte man diese Vermutungen so gut in der Stille, daß ich eigentlich nie mehr als eine gehört habe. Vielleicht hatte man

auch nur diese eine. Die Vermutung war, daß er in eine spanische Königin verliebt gewesen sei, und diese Vermutung war ein mißglückter Versuch, der nicht einmal auf ein sehr merkwürdiges Anzeichen bei ihm geachtet hatte, auf seine entschiedne Vorliebe für Kinder. Er that in dieser Richtung viel Gutes, brauchte eigentlich sein Vermögen dazu, weshalb er von den armen Leuten aufrichtig geliebt wurde, und manche arme Frau schärfte ihren Kindern unter anderm ein, den Buchhalter ehrerbietig zu grüßen. Aber vormittags zwischen Elf und Zwölf grüßte er nie wieder. Ich war selbst öfter Zeuge, wie manche arme Frau mit ihren Kindern an ihm vorbeiging und so freundlich und ehrerbietig grüßte und die Kinder auch; aber er sah nicht auf. Und wenn dann die arme Frau vorüber war, da schüttelte sie den Kopf. Die Situation war rührend, denn seine Wohlthätigkeit war in eigner Weise gratis; die arme Frau wurde nicht leicht versucht, neidisch auf den Buchhalter oder mißmutig über ihr Elend zu werden, denn sie fühlte wohl, daß dieser ihr wohlgeborner und edler Wohlthäter (so ist ja der Ausdruck der armen Leute) unglücklicher war als sie, während sie von ihm das Geld bekam, das sie brauchte.

Doch beschäftigten ihn die Kinder nicht bloß als ein Anlaß Gutes zu thun, nein, es waren die Kinder selbst und auf ganz eigne Weise. Sobald er außer der Stunde von Elf bis Zwölf ein Kind sah, wurde der gleichförmige Ausdruck in seinem Gesicht beweglich und allerlei Stimmungen spiegelten sich darin. Er ließ sich mit dem Kinde ein, redete mit ihm und betrachtete dabei das Kind mit einer Aufmerksamkeit, als wäre er ein Maler, der nur Kindergesichter malte.

Dies sah man auf der Straße, aber wer sein Zimmer sah, mußte sich noch mehr wundern. Es ist nicht selten, daß man einen ganz andern Eindruck von einem Menschen bekommt, wenn man ihn in seinem Zimmer sieht, als wenn man ihm sonst begegnet, und es sind nicht bloß Goldmacher, Astrologen und andre, die

geheime Künste treiben, die wie Dapsul von Zabelthau in der Wohnstube wie andre Menschen aussehen, aber wenn er auf dem Observatorium sitzt, einen hohen, spitzen Hut auf dem Kopfe hat, einen Mantel von grauem Kalemang, einen langen weißen Bart und mit verstellter Stimme redet, so daß seine eigne Tochter ihn nicht erkennt, sondern denkt es ist ein Weihnachtsmann. Ach, man entdeckt nicht selten noch ganz andre Veränderungen, wenn man einen Menschen bei sich auf seinem Zimmer sieht, und damit vergleicht, wie er sich im Leben zeigt. Bei dem Buchhalter war das nicht der Fall, und man sah nur mit Verwunderung, wie sehr es ihm doch Ernst war mit seinem Sichkümmern um Kinder. Er hatte eine nicht unbedeutende Bibliothek gesammelt, aber alle Bücher waren von physiologischem Inhalt. Man fand bei ihm die kostbarsten Kupferwerke und dazu ganze Reihen eigner Handzeichnungen. Hier fand man Gesichter in Porträtähnlichkeit ausgeführt und daran anschließend Reihen von Gesichtern, in denen die Ähnlichkeit nach und nach verschwand, wenn auch immer ein Rest zurückblieb; man fand Gesichter nach physiologischen Beobachtungen konstruiert und diese wieder durch andre Gesichter kontrolliert, die auf Grund von Hypothesen skizziert waren. Insbesondre waren es die Familienähnlichkeit und die Konsequenzen des Generationsverhältnisses, die ihn beschäftigten. Es ist vielleicht zu beklagen, daß seine Schriften nicht ans Tageslicht kamen, denn wohl war er schwachsinnig, aber ein Schwachsinniger ist nicht der thörichtste Beobachter, wenn seine fixe Idee zu einem entdeckenden Instinkt wird. Ein neugieriger Beobachter sieht viel, ein wissenschaftlich interessierter Beobachter ist aller Ehre wert, ein bekümmert interessierter Beobachter sieht was andre nicht sehen — aber ein schwachsinniger Beobachter sieht vielleicht am meisten, seine Beobachtung ist schärfer und ausdauernder, wie die Sinne mancher Tiere schärfer sind als die des Menschen. Nur versteht sich von selbst, daß seine Beobachtungen verifiziert werden müssen.

Er war der Sohn eines untergeordneten Beamten, der in dürftigen Verhältnissen lebte. Früh wurde er bei einem der reichsten Kaufleute als Lehrling angebracht. Still, zurückhaltend, etwas verlegen that er seine Pflicht mit einer Einsicht und Pünktlichkeit, die bald den Chef des Hauses in ihm einen sehr brauchbaren Menschen entdecken ließ. Seine freie Zeit verwendete er zum Lesen, zu Übungen in fremden Sprachen, zur Ausbildung eines entschiednen Zeichentalentes und zu täglichen Besuchen im elterlichen Haus, wo er das einzige Kind war. So lebte er hin, unbekannt mit der Welt. Sein Stellung im Kontor war günstig, und bald hatte er einen beträchtlichen jährlichen Gehalt. Ist es wahr, daß Geld Tugend gibt, wie der Engländer sagt, so ist es auch gewiß, daß Geld Last macht. Den Jüngling versuchte es indes nicht, sondern während ein Jahr nach dem andern hinging, wurde er mehr und mehr fremd in der Welt. Er selbst merkte das weniger, denn seine Zeit war stets ausgefüllt. Nur ein einzelnes Mal ging eine Ahnung in seiner Seele auf, er wurde sich selbst fremd, oder war wie der, der plötzlich stillsteht und sich besinnt auf etwas, das er vergessen haben muß, ohne nur begreifen zu können, was es ist — aber etwas muß es sein. Und etwas hatte er auch vergessen, denn er hatte vergessen jung zu sein und sein Herz nach der Art der Jugend vergnügt sein zu lassen, wenn die Zeit da ist.

Da lernte er ein paar junge Kaufleute kennen, die sich auf die Welt verstanden. Sie entdeckten bald seine Unbehilflichkeit, aber hatten anderseits so viel Achtung vor seiner Tüchtigkeit und seinen Kenntnissen, daß sie ihn eigentlich nie seinen Mangel fühlen ließen. Zuweilen luden sie ihn ein zur Teilnahme an einer kleinen Lustbarkeit, bei kleinen Ausflügen, bei Theaterbesuchen; er that es und es gefiel ihm. Anderseits hatten die andern unzweifelhaft nicht Schaden von seiner Gesellschaft, seine Verlegenheit gab ihrer Lustigkeit einen nützlichen Halt, daß sie nicht zu wild wurde,

und seine Reinheit gab den Vergnügungen selbst einen edlern Anstrich, als sie vielleicht sonst gewohnt waren. Aber die Verlegenheit ist keine Macht, die sich behaupten und geltend machen kann; und ob es nun jene Wehmut war, die zuweilen den mit der Welt Unbekannten ergriff, oder was es sonst war, aber eine Waldpartie endete mit einem ungewöhnlich glänzenden Abendbrot. Leichtfertig wie die beiden bereits waren, wurde seine Verlegenheit ihnen nur ein Reiz, und das peinliche Gefühl hiervon wurde wieder ihm ein Anreiz, der um so stärker wirkte, da sie vom Wein erhitzt wurden. Nun führten ihn die andern mit sich, und in der Erregung war er ein ganz andrer Mensch geworden, und er war in schlechter Gesellschaft. Sie besuchten da auch einen der Orte, wo man sonderbar genug für die Verächtlichkeit eines Weibes Geld gibt. Was hier geschah, wußte er selbst nicht.

Den folgenden Tag war er verstimmt und mit sich selbst unzufrieden. Die Eindrücke hatte der Schlaf verlöscht, aber er erinnerte sich doch so viel, daß er nie mehr die anständige, geschweige denn die schlechte Gesellschaft dieser Freunde suchte. War er vorher fleißig, so wurde er es nun um so mehr, und der Schmerz darüber, daß ihn seine Freunde so verleitet hatten, oder daß er solche Freunde gehabt hatte, machte ihn noch zurückhaltender, wozu auch der Tod der Eltern beitrug.

Bei dem Chef des Handelshauses stieg dagegen sein Ansehn, wie seine Tüchtigkeit zunahm. Er war der Höchstbetraute, und man dachte bereits daran, ihn zum Kompagnon zu machen, da wurde er krank bis zum Tode. In dem Augenblick, wo er dem Tode am nächsten und daran war „die ernste Brücke der Ewigkeit“ zu betreten, erwachte plötzlich eine Erinnerung, eine Erinnerung an jene Begebenheit, die bisher eigentlich für ihn nicht existiert hatte. In der Erinnerung nahm die Begebenheit eine bestimmte Gestalt an, die sein Leben mit dem Verlust seiner Reinheit abschloß. Er wurde geheilt, aber da er gesund auf-

stand, nahm er eine Möglichkeit mit sich, und diese Möglichkeit verfolgte ihn, er verfolgte sie in leidenschaftlichem Forschen, sie brütete in seinem Schweigen, sie setzte die Züge seines Gesichts in mannigfaltige Bewegung, wenn er ein Kind sah — und diese Möglichkeit war, daß ein andres Wesen ihm das Leben schuldete. Und was er in seiner Bekümmerung suchte und ihn alt machte, obschon er kaum in den Mannesjahren war, das war dies unglückliche Kind, oder ob ein solches da war. Und was ihn schwachsinnig machte, war, daß jeder nähere Weg zu einer Entdeckung ihm abgeschnitten war, da jene beiden, deren Gesellschaft ihm zum Verderben wurde, längst nach Amerika gegangen und verschollen waren; und was die Schwachsinnigkeit so zusammengesetzt machte, war, daß er nicht einmal wußte, ob es eine Folge der Krankheit war, eine Fiebereinbildung, oder ob wirklich der Tod seinem Gedächtnis zu Hilfe gekommen war. Sieh! deshalb endete es damit, daß er stumm mit gebeugtem Haupt zwischen Elf und Zwölf den kurzen Weg wanderte und die übrige Zeit des Tages den ungeheuern Umweg durch die verzweifelten Windungen aller Möglichkeiten wanderte, um womöglich eine Gewißheit und dann das Gesuchte zu finden.

Inzwischen konnte er im Anfang gut auf seine Arbeit im Kontor achten. Er war genau und pünktlich wie immer. Er schlug die Haupt- und Kopierbücher auf, aber blitzartig schien ihm das Ganze unnütze Mühe, und daß er etwas ganz andres nachschlagen müßte; er schloß die Jahresrechnung ab, aber blitzartig kam ihm das wie ein Scherz vor, wenn er an seine ungeheure Rechenschaft dachte.

Da starb der Chef des Handlungshauses und hinterließ großen Reichtum; und wie er den Buchhalter gleich einem Sohn geliebt hatte, da er selbst kinderlos war, machte er ihn auch zum Erben eines Vermögens, als wäre er ein Sohn. Darauf schloß der Buchhalter seine Rechnung ab und wurde Forscher.

Nun hatte er Muße. Seine bekümmerte Erinnerung wäre vielleicht noch keine fixe Idee geworden, wenn das Leben nicht einen Nebenumstand hinzugebracht hätte, der zuweilen den Ausschlag gibt. Der einzige Verwandte, den er noch hatte, war ein alter Mann, der Vetter seiner verstorbnen Mutter, der κατ' ἐξοχήν der Vetter hieß, ein alter Junggesell, zu dem er nach dem Tode der Eltern gezogen war, und in dessen Hause er täglich aß, auch nachdem er aus dem Geschäft geschieden war. Der Vetter gefiel sich selbst in jener Art zweideutiger Witze, die man, was psychologisch leicht zu erklären ist, öfter von älteren Leuten als von jüngeren hört. Und wie das einfache Wort, welches zurückbleibt, wenn alles gehört und das meiste vergessen ist, im Munde des alten Mannes ein Gewicht haben kann wie sonst nirgends, so kann auch die Zweideutigkeit, das leichtfertige Wort im Munde des Alten leicht verwirren, besonders wenn man dazu so veranlagt ist, wie der Buchhalter war. Unter den Witzen, auf die der Vetter immer zurückkam, war auch der eine stehende, daß kein Mann, nicht einmal der verheiratete, mit Bestimmtheit wissen könne, wieviel Kinder er habe. So war der Vetter nun einmal, sonst war er gut zu leiden, ein guter Gesellschafter, ein Freund von munterem Wesen, aber Zweideutigkeiten und Schnupftabak waren ihm eine Notwendigkeit. Unzweifelhaft hatte der Buchhalter manches Mal das Repertoir des Vetters durchgemacht und dabei auch jene Zweideutigkeit, aber er hatte sie nicht gefaßt und eigentlich nicht gehört. Nun dagegen zielte sie beständig auf seine wunde Stelle, als wäre sie auf seine Schwachheit und sein Leiden berechnet. Er ging in seinen Grübeleien, und wenn das Wort des Vetters die Unterhaltung würzen sollte, da entwickelte diese zufällige Berührung die Elastizität seiner fixen Idee, daß sie sich immer fester setzte. So arbeitete die stumme Verschlossenheit und die gesprächige Witzigkeit so lange an dem Unglücklichen, bis der Verstand solche Haushaltung nicht länger

aushalten konnte, und der Buchhalter ihn mit Schwachsinnigkeit vertauschte.

In der Hauptstadt ist Verkehr und Getümmel, auf Christianshafen herrscht dagegen stille Ruhe; man scheint dort die Ziele und Absichten nicht zu kennen, welche die Bewohner der Hauptstadt in so geschäftige und lärmende Bewegung bringen. Auf Christianshafen hatte der arme Buchhalter sein Heim. Aber auf welchem Wege er auch suchte, das unbekannte X in eine bekannte Größe zu verwandeln, er fand nicht was er suchte. Zuweilen kam es ihm vor, daß das Gesuchte weit fort sein müßte, zuweilen, daß es ihm so nahe sei, daß er mit Zerknirschung vernahm, wenn die Armen ihm für die reichen Gaben namens der Kinder dankten. Es war ihm, als kaufte er sich von der heiligsten Pflicht los, es erschien ihm als das tiefste Entsetzen, wenn ein Vater seinem eignen Kinde ein Almosen gäbe. Deshalb wollte er keinen Dank haben, damit dieser Dank nicht ein Fluch würde, aber er konnte auch das Geben nicht lassen. Und die armen Leute fanden selten einen so wohlgebornen und edlen Wohlthäter, eine Hilfe in so günstiger Weise.

Ein verständiger Arzt hätte natürlicherweise viel thun können, um durch eine allgemeine Betrachtung die erste Möglichkeit, von der alles abhing, zu entfernen, und selbst wenn er sie in Anbequemung gelten ließ, doch die Konsequenzen durch so viele Möglichkeiten so weit entfernen können, daß keiner sie sehen konnte — außer dem Schwachsinnigen, den solche Behandlung vielleicht nur verwirrt hätte. Es hätte ihm nicht geholfen, wenn ihm einer hätte helfen wollen.

Oft sah ich ihn draußen, wenn er auf der Straße wanderte, aber ich sah ihn auch sonst und einmal traf ich ihn bei einem Konditor. Bald erfuhr ich, daß er jeden 14. Abend dahin kam. Er las die Blätter, trank ein Glas Punsch und sprach mit einem alten Schiffskapitän, der regelmäßig jeden Abend kam. Der Kapitän

war in den Siebzigen, weißhaarig, von gesundem Aussehen; seine Erscheinung zeigte keine Spur davon, daß er in andrer Weise denn als Seemann sich viel im Leben umhergetummelt hätte, was auch gewiß nicht der Fall war. Wie diese beiden sich hatten kennen gelernt, weiß ich nicht, aber es war eine Konditorbekanntschaft, sie sahen sich nur da und redeten bald englisch bald dänisch miteinander, zuweilen beide Sprachen gemischt. Der Buchhalter war ein ganz andrer Mensch; er kam in die Thür, er grüßte englisch, was den alten Seemann belebte, er sah so schalkhaft aus, daß man ihn kaum erkannte. Die Augen des Kapitäns waren nicht die besten, mit den Jahren hatte er die Fähigkeit, das Äußere der Leute zu beurteilen verloren. Daraus ließ sich erklären, daß der Buchhalter, der nur einige 40 Jahr alt war und gerade hier viel jünger als sonst aussah, dem Kapitän vormachen konnte, er wäre 60 Jahr alt, eine Fiktion, die er aufrecht hielt. Der Kapitän war, wie ein Seemann das sein mag, in aller Ziemlichkeit ein lustiger Bruder in seiner Jugend gewesen, aber gewiß in aller Ziemlichkeit, denn seine Miene war so würdig, sein ganzes Wesen so liebenswürdig, daß man für sein Leben wie für seine seemännische Tüchtigkeit einstehen konnte. Er war unermüdlich im Erzählen lustiger Geschichten von den Tanzbuden in London, von den Kommersen mit den Dirnen und dann von Indien. Darauf stießen sie im Lauf des Gesprächs an, und der Kapitän sagte: „Ja, das war in unsrer Jugend, jetzt sind wir alt, ja, ich sollte nicht sagen wir, denn wie alt sind Sie doch?“ „60 Jahr,“ antwortete der Buchhalter, und darauf stießen sie wieder an. — Armer Buchhalter, das war der einzige Ersatz für eine verlorne Jugend. Die ganze Situation war so gut humoristisch angelegt, der Betrug mit den 60 Jahren von der englischen Sprache so tiefsinnig unterstützt, gerade als Voraussetzung für das Humoristische, daß dies mir zeigte, wieviel man von einem Schwachsinnigen lernen kann.

Endlich starb der Buchhalter. Er war einige Tage krank; und da der Tod im Ernst kam und es Ernst wurde, daß er die füchterliche Brücke der Ewigkeit betreten mußte, schwand die Möglichkeit hin, es war doch nur eine Irrung, aber seine Werke folgten ihm und mit ihnen der Segen der Armen, auch in den Seelen der Kinder blieb die Erinnerung, wieviel er für sie gethan hatte. Ich folgte bei seinem Begräbnis. Vom Grabe zurück fuhr ich zufällig mit dem Vetter. Ich wußte wohl, daß er ein Testament gemacht hatte, und daß der Vetter auch durchaus nicht geldgierig war; ich erlaubte mir deshalb zu äußern, es sei doch wehmütig, daß er keine Familie hatte, die sein Vermögen erbte, daß er nicht verheiratet war und Kinder hinterließ. Obschon wirklich durch den Todesfall bewegt, mehr als ich erwartet hatte, und auch im ganzen ansprechender in seinem Wesen als ich vermutet hatte, konnte er sich doch nicht enthalten zu sagen: Ja, mein guter Freund, kein Mann, nicht einmal der verheiratete, kann mit Bestimmtheit wissen, wieviel Kinder er hinterläßt. Das Versöhnende war für mich, daß es eine Redensart war, bei der er vielleicht gar nichts dachte; das Traurige war, daß er eine solche Redensart hatte. Ich habe Verbrecher im Zuchthaus gekannt, die wirklich gebessert waren, wirklich einen Eindruck von etwas Höherem empfangen hatten, und deren Leben davon zeugte, und denen es doch geschah, daß mitten in ihrer ernsten Rede von dem Religiösen die abscheulichsten Reminiszenzen sich einmischten und so, daß sie es gar nicht merkten.

Die lange Brücke hat ihren Namen von der Länge; als Brücke ist sie nämlich lang, aber als Weg ist ihre Länge nicht bedeutend, wovon man sich überzeugt, wenn man sie zurücklegt. Wenn man dann auf der andern Seite steht, auf Christianshafen, dann scheint es wieder, daß die Brücke doch ein langer Weg sein muß, denn man ist weit, sehr weit fort von Kopenhagen.

Den 6. April. Mitternacht.

Wie trostlos ist es nicht, wenn man sich nur um ein einziges Ding bekümmert und dann gar nichts geschieht, was sich darauf bezieht. Auf der Straße ist Leben genug, in den Häusern Begebenheit und Veränderung, aber von meiner Sache hört man nicht ein einziges Wort. So sitzt ein Zwirnhändler in seinem kleinen Laden in abgelegner Gasse und wartet auf Käufer, und hört kaum einen Fußtritt: auf der Östergade sind die Läden voll Menschen. Aber dann bezahlt der Zwirnhändler auch nicht so hohe Miete wie der reiche Kaufmann auf der Östergade. Das ist wahr, aber ich dagegen sitze gewiß mit ebenso schweren Steuern und Abgaben wie irgend ein Ehemann, und doch geschieht nichts, was mich angeht.

Wenn man den Zeichentelegraphen auf der andern Seite des Belt bewegen sah, und das erste Wort wurde leserlich, dann verdichtete sich plötzlich der Nebel, man konnte nichts mehr durch den Telegraphen erfahren, und was man zu wissen wünschte, war einem wichtig wie die Rettung der Seele!

Wenn Scheheresade eine neue Geschichte erfunden hatte, unterhaltender als eine frühere, wenn sie all ihr Vertrauen auf diese Erzählung gesetzt hatte, daß sie ihr Leben retten und nicht bloß das Todesurteil aufschieben müßte, wenn es ihr glückte sie so ergreifend zu erzählen, wie sie in diesem Augenblick konnte, — aber sie wurde um 12 Uhr nicht abgeholt, und die Uhr ging stark auf Eins, und sie fürchtete, daß sie die Geschichte vergäße, oder vergäße sie so zu erzählen!

* *
*

Gestern abend hatte ich das Glück mit ein paar geistreichen Damen zu konversieren. Es ging sehr geistreich zu, und ohne Übertreibung darf ich glauben, daß meine Gegenwart die Geist-

reichen begeisterte. Es waren Damen von feinem Ton, und ich, ich bin ja ein Mann von Welt, das will sagen, ein guter Kopf, aber ein verderbter Mensch. Was Wunder, daß solche geistreiche Menschen sympathisieren! Es ist so wollüstig sich in dem Ton zu versuchen, der aus Weichlichkeit und witzigem Verstand gebildet wird; es sind so günstige Auspizien, wenn man den mit auf der Expedition hat, von dem man sich im Notfall zurückziehen und sagen kann: „Ja, Gott bewahre, wir billigen durchaus nicht sein schofles Betragen, aber er ist doch geistreich.“ So lernte ich da viel davon, was eigentlich zu einem glücklichen erotischen Verhältnis nötig ist, daß wenn ein Mann nicht Geist genug hat um dem emanzipierten Kopf in seinem hohen Fluge zu folgen, oder richtiger in seinem Durchgehen, so ist das ein Kreuz und penibel gebunden zu sein, ja eigentlich ist die Verbindung ungültig. Mehr wurde nicht gesagt, aber ich zweifle nicht daran, daß meine Heldinnen, die des Geistes so sicher waren, auch willig waren den Satz umzuwenden und ihre Teilnahme dem zu bezeugen, der an ein solches Mädchen gebunden ist, oder vielmehr von ihm zu fordern, daß er kurzen Prozeß mache und sich eine geistreichere suche. Es fiel sogar eine Andeutung, die gewiß mir galt und verbindlich gemeint war. O Schweigen, Schweigen, wie kannst du den Menschen in Widerspruch mit sich selbst bringen! Das war also ein Ablaß, der mir verkündigt wurde, ein Versuch mein Verhalten zu würdigen. Daß ein Weib so ein andres Weib zu kränken wagt, und hier ein Mädchen, dem sie nicht wert ist den Schuhriemen zu lösen! Wäre ich Kaiser gewesen, sie würden ohne weiteres auf eine wüste Insel verwiesen. Das ist nun auch eine Nemesis über mich, daß meine äußere Existenz, wenn sie auch nicht von vielen gekannt ist, das Ihre beiträgt in diesem abscheulichen vornehmen Geistreichthun zu bestärken. Wenn mich nur diese Rücksicht nicht bände, daß eine authentische Erklärung von meinem Verhältnis für sie ein gefährliches Präzedens werden kann, wahrlich,

wenn sie, die meine Sorge verursacht, einen Mann ins Feld stellen will als ihr Kontingent für die gute Sache der Liebe, sie mache mich frei, ich will pro virili das Banner hochhalten. Kommt dann zu mir, ihr Geistreichen, mit euern verächtlichen Witzen, eine gute Sache spannt den Bogen am stärksten und trifft am sichersten. Daß eine Liebe nicht anders in Ehren gehalten werden soll! Ja, ich fühle es wohl, ich könnte eine unglückliche Liebesgeschichte brauchen, sie paßt in meine Existenz. Nur daß ich frei im Ausdruck wäre, daß sie mich zurückgewiesen hätte, nur daß ich nicht fürchten müßte durch das Eingestehen ihrer Bedeutung für mich sie plötzlich zu verwirren, da sie gerade durch das Gegenteil unterstützt werden muß. Dann wollte ich sagen: Ja, ich bin die weibische Mannsperson (denn ein Mann kann ich da gar nicht heißen), der arme Wicht, der es nicht dahin bringen konnte mehr als einmal zu lieben, der bornierte Stümper, der beschränkt genug war das schöne Wort von der ersten Liebe ernstlich zu nehmen und nicht als eine kokette Devise, die erfahrene oder doch halberfahrene Jungfrauen einander neckend am Theetisch zuwerfen. Man habe doch etwas Mitleid mit mir, ich fühle es selbst, welch traurige Figur ich in diesen Zeiten mache, wo selbst Mädchen ebenso pathetisch aus Liebe sterben, wie Falstaff pathetisch in der Schlacht gegen Percy fällt, um wieder aufzustehen lebenskräftig und mannbar genug, um einen neuen Trunk zu thun. Peteheia! — Und durch diese Rede, oder vielmehr durch ein Leben, das berechtigt so zu reden, würde ich glauben den höchstgeehrten Zeitgenossen mehr zu nützen (wenn überhaupt davon die Rede sein kann, daß einer dem andern nützt), als wenn ich einen Paragraphen im System schriebe. Worauf es ankommt ist, daß die bewegenden Momente im Leben absolut, deutlich, lesbar und gewaltig vortreten, daß man nicht lügt, sondern sich schämt, nicht lügt und erotisch redet, romantisch aus Liebe stirbt und ein Held ist, aber dabei nicht stehen oder liegen bleibt, sondern wieder aufsteht und

ein Held ist, aber dabei nicht stehen oder liegen bleibt, sondern wieder aufsteht und ein Held bei Scribe wird. Man denke sich die Ewigkeit hinein in solche Verwirrung, wo alles wichtigthuendes Geschwätz ist, man denke einen solchen Menschen am Gerichtstage, man höre Gottes Stimme: „Hast du geglaubt?“ — Man höre die Antwort: „Der Glaube ist das Unmittelbare, bei dem Unmittelbaren darf man nicht stehen bleiben, das that man im Mittelalter, aber seit Hegel geht man weiter, doch räumt man ein, daß er das Unmittelbare ist; aber man erwartet eine neue Schrift.“ Mein alter Schulmeister war ein Heros, ein Mann von Eisen, wehe, wehe dem Jungen, der nicht ja oder nein auf eine direkte Frage antworten konnte. Und ist ein Mensch am Gerichtstage nicht mehr ein Junge, so kann doch Gott im Himmel für einen Schulmeister gelten. Man denke sich, daß dieses systematische Rutschen so überhandnimmt, daß man zuletzt in aller Kürze unsern Herrn in die neuste Philosophie faßt. — Will Gott es nicht, so denke ich mir, der Engel nimmt die Posaune und schlägt solchen Privatdozenten vor den Kopf, daß er nie wieder Mensch wird.

Wüßtet ihr bloß, ihr Geistreichen, wie komisch die Geistreichigkeit ist, die ihr bewundert. Wüßtet ihr bloß, nicht wie schlecht ein Verführer ist, sondern eine wie komische Personage. Wüßtet ihr bloß, wie abscheulich, aber auch wie lächerlich es ist, daß die Liebe, das Höchste im Erdenleben, nur eine Erfindung der Sinnlichkeit sein soll, eine Brunst, wie das Vieh sie hat, oder ein Spiel für den Witz und Kompanieschaft der Geistreichen. Aber ihr wißt nicht, daß dies alles Motive für Possen sind und euresgleichen Pryssings und Klatterups. Gesetzt, ein Weib, schön wie eine Göttin und geistvoll wie die Königin von Saba, wollte all ihre verborgne und offenbare Anmut auf meine unwürdige Geistreichigkeit verschwenden, gesetzt, ein Altersgenosse lüde mich denselben Abend ein mit ihm Wein zu trinken, anzustoßen, Tabak zu rauchen und mich an den alten Klassikern zu erfreuen: ich würde mich nicht

lange bedenken. Welche Borniertheit! ruft man. Borniert? Ich finde es nicht so. Ja, mit der Liebe und dem Ewigen in ihr ist alle Schönheit und auch Geistesgabe unendlich viel wert, aber ohne diese Liebe ist ein Verhältnis zwischen Mann und Frau nicht eine Pfeife Tabak wert, wenn man von der Liebe das Ewige scheidet. Es ist komisch, wenn ein Verrückter jeden Feldstein aufhebt und mitnimmt, weil er glaubt, es sei Gold, und so ist es auch komisch, daß Don Juan 1003 Geliebte hat, denn die Zahl zeigt gerade, daß sie keinen Wert haben; und widerwärtig wird es, wenn Geist sich zweideutig damit beschäftigen will. Deshalb sollte man mit dem Wort Liebe vorsichtig umgehen. Die Sprache hat nur das eine und kein Heiligeres. Man sollte sich nicht scheuen, den bezeichnenden Ausdruck zu brauchen, den sowohl die Bibel als auch Holberg braucht, wenn es not thut, und ja nicht glauben, daß die Geistreichigkeit etwas ersetzt, denn diese konstituiert nichts weniger als ein erotisches Verhältnis.

Aber eine unglückliche Liebesgeschichte im Besitz haben und dann mit ihrer Hilfe wieder glücklich werden, das kommt mir vor wie daß man in Preußen einen Orden für die stiftete, welche am Freiheitskriege teilgenommen hatten und zugleich einen Orden für die, welche zu Haus blieben, „für den guten Willen“, wie man ihn in Preußen nannte, daß auch der, welcher den Kampf nicht bestehen konnte, durch seinen Orden glücklich wurde. Das sehe ich wohl ein, eine unglückliche Liebe festhalten ist eine begeisternde Aufgabe für den, der sich mit der Idee, sich selbst und dem Mitwissen des Himmels begnügen kann. Laß sie denn fallen zu seiner Rechten, die unter dem Kampf für eine unglückliche Liebe erliegen, sie ruhen mit Ehren und sind einer Grabschrift wert, aber man muß die Toten nicht begraben wollen, um nicht selbst verstört zu werden. Laß denn die Scheintoten wieder aufstehen, die durch Anwendung der gewöhnlichen Mittel wiederaufleben, laß sie sich wieder vergnügen und wieder nach dem Ringe stechen,

laß sie alles verwunden haben, nun sie behäbige Hausmütter sind, laß sie ganz und völlig wiederhergestellt sich glücklich fühlen und die beste Pflege in einer dritten Ehe finden, laß sie im Verein an den Überbleibseln der Liebe knabbern — aber man muß sich nicht Zeit nehmen nach ihnen zu sehen, daß man nicht ermattet.

Mein Gelübde zu schweigen macht mich stark in Monologen, aber auch ein Ausflug wie dieser führt mich beständig nur bestimmter zu ihr zurück. Wenn das Vaterland in Kriegsnot ist, und da eine Frau im stande ist ein Schiff auszurüsten, mir scheint das herrlich zu sein. Mein Los wird das niemals, aber sie, sie kann ein Kriegsfahrzeug in die See stechen lassen, das für eine gute Sache kämpfen will.

Den 7. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Sie ist nicht zu steuern; sie wirft auf und wirft doch nicht auf. Tod und Hölle, soll die Partie so stehen, sollen wir aufwerfen, nun wohl, so beginnen wir morgen.

Den 7. April. Mitternacht.

Wie steht es mit dem Wunsche bei mir? Ja, wenn der, welcher einen Stock in der Hand hält, so gewiß ist, daß er ihn wirklich hat, wie ich gewiß bin, daß ich keine andre, keinen Ersatz in neuer Liebe wünsche, so ist er sicher genug. Aber ist die Leidenschaft des Wunsches ganz unverändert? Das ist schwer festzustellen; es ist wie wenn einer proben sollte, ob er eine starke Stimme habe, ohne die Stimme zu brauchen.

Doch glaube ich, daß die Leidenschaft dieselbe ist, und sollte sie sich verändert haben, so bin ich gewiß, daß der Wink einer Möglichkeit den Wunsch brennender als zuvor machen würde; denn eigentlich kann ich doch erst in dem einen wie in dem andern Sinn von mir sagen, was von Phädria gesagt ist: amare coepit perdite.

In einer Weise ist alles fertig. Mißtrauisch wie ich gegen mich bin habe ich mein persönliches Leben ganz wie das eines Ehemanns eingerichtet. Pünktlichkeit und Ordnung herrscht überall. Darius oder Xerxes, gleichgültig wer, hatte einen Sklaven, der ihn täglich an den Krieg gegen die Griechen erinnerte. Da ich mich keinem Menschen anvertrauen darf, muß ich mich begnügen in mir selbst meinen Mahner zu haben. In meiner ganzen Existenz richte ich eine Halbheit ein, die ein Memento ist. Alles, was ich kaufe, kaufe ich doppelt, mein Tisch wird für zwei gedeckt, der Kaffee wird für zwei serviert, wenn ich reite, reite ich immer als hätte ich eine Dame an der Seite. Insofern ich diese Nachtstunde anders lebe, geschieht es nicht gerade, weil mir dies Leben so besonders behagte.

Und wenn nun doch alles zu nichts wird, ich bereue nichts. Ich wollte nicht das mindeste unterlassen, es ist eine Redlichkeit, die für mich den höchsten Ernst hat, damit, wenn es sich je thun ließe, meine Rechenschaft bis zum letzten Heller stimme.

Deu 8. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Der Krieg ist erklärt. Wenn man streiten soll, ist es von Wichtigkeit auszuhalten, und vor allem keine Hitzigkeit. Eine Menagerie kostet erst 3 Mark Entree, zuletzt kostet es 1 Mark. Ein Prachtwerk kostet 6 Thaler; wenn man nicht hitzig ist, so kommt eine billige Ausgabe und das Buch ist doch dasselbe. Wenn man streiten soll muß man wissen die Gelegenheit zu benutzen. Bei einem Antiquar und unter der Hand kauft man für halben Preis. Wenn eine Tänzerin aus dem Wagen steigt, verhüllt sie sorgfältig die Füße mit dem Mantel, daß keiner diese niedlichen Füße bewundern soll. Nicht für 10 Thaler thäte sie es anders, und doch weiß ja jeder, daß es nur 3 Mark oder für Standespersonen 8 Mark kostet, so tanzt sie vor einem mit seidenen Schuhen.

Meine Stimmung ist mir selbst widerwärtig; meine ganze frostige Verständigkeit hat sie in dies Verhältnis hineingezogen, aus dem ich sie für immer verbannt hatte. Lange soll es nicht dauern.

Mit einem Sprunge trat ich heut bei ihr ein, sorgfältig gekleidet, blieb mit dem Hut in der Hand stehen in leichter konversierender Stellung, küßte mit dienstwilliger und höflicher Vornehmheit ihre Hand im Vorbeigehen und eilte in den Saal, wo, wie ich wußte, Besuch war, da ein Familienfest stattfand. Das traf sich recht glücklich. Anzüglichkeiten, Satire und Kälte nehmen sich gar nicht aus unter vier Augen, etwas Gesellschaft ist nötig, wenn es wirken soll.

Eine Frau in der Gesellschaft war so gut, uns zu dem folgenden Abende einzuladen. Ich pflege sonst dies alles ihr zu überlassen, aber hier beeilte ich mich in den verbindlichsten Ausdrücken die Einladung für uns beide anzunehmen. Das war schnell entschieden, und meine Ausdrücke waren so schmeichelhaft gewesen, daß, wenn meine Konfirmandin ein Wort dagegen sagte, so hätte sie sich bloßgestellt. Sie that es auch nicht.

Als ich sie verließ und lebewohl gesagt hatte und bereits aus der Thür war, kehrte ich plötzlich um und sagte zu ihr: Höre, es ist wahr, weißt du was, wollen wir nicht aufheben? Darauf schwenkte ich um und grüßte zum Abschied mit der Hand.

Den 10. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Ich langweilte mich über alle Maßen gestern abend, aber was thut man nicht für seine Verlobte, daß sie in Gesellschaft kommt — und man selbst sie ein bißchen manierlich bekommt.

Sie versteht mich sehr gut, das kann ich wohl sehen, wenn es nun richtig mit dem Aufwerfen zusammenhinge, so hätte ich es in bester Form.

Heut sollen wir auf die Ausstellung und promenieren und Besuche machen. Alles geht vortrefflich, mit der äußersten Höflichkeit entferne ich sie von mir, obschon wir uns mehr als gewöhnlich sehen. Man benutzt den Vorteil, daß man für boshaft gilt: ich kann ziemlich sicher sein, daß ich nicht überhört werde, wenn wir zusammen draußen sind, sie kommt leicht dazu, beiseite zu bleiben. Warum hat sie mich gereizt? Das versteht sich, kein Dritter merkt ihre verlegne Stellung, denn ich führe sie beständig redend ein: das ist wie meine Liebste sagt, das sagte sie eben gestern. Bloß eine Miene, dann heißt es: Mein Gott, mein süßes Mädchen, kannst du dich nicht erinnern, es war ja gestern, nein, wart' einmal, daß ich doch nicht zu rechthaberisch bin, es sind vier Tage, gerade vier Tage, erinnerst du dich nicht u. s. w. Warum vier Tage genannt werden, versteht sie sehr gut.

Aber meine Stimmung ist fort, es ist etwas Verhängnisvolles in dem Ganzen. Ein alter Mann hat gesagt, es sei nie gut, wenn das, was heilig sein soll, sich in lächerlicher Gestalt zeige. Nun ist wohl ein junges Mädchen nicht das Heilige, aber sie war mir doch etwas Solches. Ich plagte sie wahrlich nicht mit Forderungen, daß sie sich wie ein Ideal gebärden sollte; ich wünschte nur, daß sie still säße, während ich nur zu ernstlich unsre Sache erwog.

Doch hoffe ich, daß diese Kinderkrankheit hurtig überstanden ist, und es ist noch so viel Verständnis zwischen uns, daß ich mich getraue ihr eine Erbauungsschrift vorzulesen. Das macht die Sache noch weit seltsamer. Ein Dritter würde es vielleicht bedenklich finden, daß ich, der so sein kann, zugleich so religiös sein will. Daß einer sich nicht so gegen seine Geliebte benehmen könnte, erklärt mir nichts, aber wohl wenn der, welcher es könnte, in gleicher Lage wie ich es nicht wollte und zwar aus triftigen Gründen. Ich halte an der Idee, sie ist komisch, und das drücke ich eigentlich aus.

Aber wenn sich ein Trotz in ihr entwickelte, das könnte mir teuer zu stehen kommen. Ich weiß indes nicht anders zu handeln.

Den 10. April. Mitternacht.

Da war einmal ein Mensch, der mir sagte: „Was ich gelitten habe war so fürchterlich, daß ich niemals mit einem andern Menschen davon reden durfte.“ Viell eichtwerden die meisten etwas zu schnell mit dieser Äußerung fertig sein: daß es eine Übertreibung sei. Und doch hätten sie darin recht, daß es eine Übertreibung war; aber der Mann hatte in andrer Weise recht. Als es nämlich zur Erklärung kam, zeigte es sich, daß der Gegenstand der Angst eine Geringfügigkeit war; aber da er davon so ergriffen wurde, daß er sich keinem anvertrauen konnte, mochte er wohl fürchterlich gelitten haben.

Heut las ich in der Zeitung von „einem Mädchen von angesehenerer Herkunft“, die ihr Leben durch Selbstmord geendet. Wenn das Mädchen bloß bedacht hätte, welche Todesangst sie einem andern Menschen verursachen kann, so glaube ich, sie hätte es gelassen. Aber wer braucht Rücksicht gegen mich! Und nun keinen Menschen fragen dürfen, sondern nur in der absichtslosen Sprache der Konversation durch unzählige Anfänge, Sprünge und Wendungen nach einer Aufklärung fischen sollen! Ist mein Weg im ganzen mit Dornen bestreut, so sind diese zufälligen Berührungen wie eine Dornenhecke, in der ich festlaufe. Beständig sehe ich Gespenster: in zufälligen Äußerungen, in Versen, Mystifikationen. Das ist eine Nemesis über mich, daß ich selbst so geübt bin.

Sie hat nun über 14 Tage meine vertrauliche Mitteilung. Auf dem Hauserplatz habe ich sie seitdem nicht wieder gesehen. — Ob das Meer auch noch so aufgerührt ist, und wo in aller Welt man dann auf dem Meere ist: der Kompaß weist doch nach Norden. Aber auf dem Meer der Möglichkeiten ist der Kompaß

selbst mehrdeutig, und nicht zu unterscheiden, was ein zuverlässiges Zeigen und was irreführend ist.

Den 12. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Sie fastet etwas, nicht ohne Betroffenheit, das kann ich wohl merken. Sie war nicht ganz unwillig etwas nachzugeben, aber sie kann sich nicht überwinden. Ja, so geht es, sie hat zu früh getrumpft und an unrechter Stelle. Was nach solchem Benehmen, wie das meine in den letzten Tagen einigermaßen gerechtfertigte Anrede wäre, das kam als ein gänzlich unmotivierter Regenguß. — Wohl führe ich den Krieg um des Friedens willen, und doch peinigt es mich an des Krieges Ende, die Krisis, zu denken, wenn sie sich überwunden gibt. Solange wir streiten, ist es ja unentschieden, wer der Stärkste ist, aber wenn sie sich als die Schwächere ergeben will, da wünschte ich nicht zugegen zu sein. Ich bin selbst stolz, und in meinem Verhältnis zu ihr bin ich mehr stolz in ihrem als in meinem Interesse.

Den 13. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Das ging ja vortrefflich; da kann ich ihrem guten Genius dafür danken, ich hab' es auch in aller Stille gethan. Gestern nachmittags fällt mir in der Fechtstunde die Maske ab, und mein Gegner kann seinen Hieb nicht mehr aufhalten, ich bekomme ihn in den Kopf. Das Ganze war eine Kleinigkeit, es floß etwas Blut, ein Stück Pflaster wurde aufgelegt, und ich ging nach Hause. Aber was geschieht? Gestern abend ziemlich spät bekommt sie einen übertriebnen Bericht zu hören, und da ich ausblieb, obschon ich versprach zu kommen, wurde ihr angst. Das Blut, die Spannung zwischen uns und vielleicht etwas Liebe vereinigten sich, sie schlaflos zu halten. Ja, ich habe immer gesagt, in einer schlaflosen Nacht kann man sich unglaublich verändern. Heut kam sie eilig mit dem Vater zu

mir. Sie war in einer Erregung, die den Härtesten rühren mußte. — So ging alles gut. Es kam nicht dazu, daß ich siegte, und die Todesgefahr half uns zur Verständigung.

So viel Liebenswürdigkeit, solch ein Mädchen, und dann eine solche kleine Jungfrau! Aber ich gebe mit Freude den Armen hundert Thaler, daß wir so glücklich der Kapitulation entgingen. Sie sah noch ab und zu so auf mich, daß ich verstand, sie hatte noch etwas auf dem Herzen, aber dann redete ich von der gefährlichen Wunde und von dem besondren dabei, daß eine Maske abfiel. Da lachte sie, ob auch mit einer Thräne im Auge, dann sagte ich: „Ja, du kannst wohl lachen, daß ich so demaskiert wurde.“ Dann sagte sie: „O das sind Flausen, du weißt sehr gut, was ich meine.“ Ja, daß ich ihn wieder herausfordern und sagen soll: Das ganze gilt nicht, wenn die Maske abfällt. Und dann reden wir von andern Dingen.

Darauf geht sie nach Hause und ich sehe ihr nach wie damals, wenn sie vom Singen kam, und doch geht sie anders; es ist eine Dreistigkeit des Glücks in ihrem Gange.

O Tod, ich glaube, man thut dir unrecht; welche Bedeutung kannst du nicht dem Leben geben, wenn schon solch kleiner Wink solche Wirkung hervorbringt!

Den 14. April. Mitternacht.

Die Methode muß verändert werden. Wenn ein Richter scharf examinieren will, so macht er die Umgebung so prüfend wie möglich für den Angeklagten. Den Mörder stellt er an die Seite des Gemordeten. Den, der sich in der Nacht fürchtet, weckt er beim Hahnschrei. Für mich ist die Umgebung, in der mich mein Inquisitor dem Eingeständnis ganz nahe bringen kann, eine Kirche. Heut war ich gegen meine Gewohnheit in die Trinitatiskirche gekommen. Fernsichtig ist sie wie ein Vogel und hat leider eine große Vorstellung von meiner Beobachtungsgabe. Sie faßte mich

in die Augen und konnte sehr gut sehen, daß ich sah. Ich stand in dem schmalen Gange zur Rechten; sie kam von der Kirchenthür, ging querüber am Chor vorbei und in einen Kirchenstuhl auf der entgegengesetzten Seite. Sie sah auf und nickte mit dem Kopfe. Hurtig zog ich meinen Blick zurück, schlug in meinem Gesangbuch um als hätte ich das Lied verblättert und brachte bei dieser Bewegung ein Schütteln des Kopfes hervor. Ach, ich fürchtete, daß sich in diesem Grüßen eine Hoffnung verbarg. Als ich aufsah, wechselten wir wieder einen Blick, sie schien die Meinung meiner Kopfbewegung verstanden zu haben, und darauf nickte sie wieder. Ach! der Ausdruck war ein ganz andrer, es war, als forderte sie bloß ein Zugeständnis, indem sie die Hoffnung aufgab. Ich hatte ja das Lied gefunden und folgte nun eifrig dem Gesang und wie ein Kirchensänger zuweilen thut, erhob ich den Kopf mit der Stimme und ließ ihn wieder sinken, eine Bewegung, die auch der gleicht, mit welcher man bei dem Bieten auf einer Auktion ja sagt. Dann kam der Prediger und trennte uns; ich sah nicht nach ihr und ging den Weg, den ich gekommen war, nicht einen Schritt aus dem Wege. Ein Pythagoräer konnte nicht ängstlicher auf die Erde treten, als ich aus Furcht davor einen verhängnisvollen Schritt zu thun.

So habe ich denn gesprochen! Nein, gesprochen habe ich nicht; ich habe nichts gethan, ohne daß ich es leugnen könnte. Wäre es nicht in einer Kirche gewesen, sie hätte mich nicht von dem, was ich doch einmal für meine Pflicht halte, abgebracht. Aber in einer Kirche werde ich so leicht versucht die Sache ewig zu betrachten, und ewig gesehen kann ich ja gern das Wahre sagen, aber in der Zeit nicht, oder noch nicht. Sie kann vielleicht für das Leben gerettet werden, sie soll ihm nicht lebewohl sagen, weil ich es thue. Ich glaube nicht, daß sie religiös so entwickelt ist, um fassen zu können, was es sagen will so mit dem Dasein brechen, was für ein Weib noch entscheidender ist als für den

Mann. Im Verein auf diesem Wege gehenwollen ruft jenes fürchterliche Mißverhältnis wieder hervor, das ich bereits in den zwei Monaten der Schreckensperiode fürchtete: daß wir im Verein über eine unglückliche Liebesgeschichte trauern sollen. Das geht nicht an. Welche Gleichheit ist zwischen ihrer Sorge und meiner, welche Gemeinschaft zwischen Schuld und Schuldfreiheit, welche Verwandtschaft zwischen Reue uud ästhetischer Trauer über das Dasein? Ich kann trauern auf meine Weise; soll sie trauern, muß sie es auch für ihre Rechnung thun? Ein Mädchen kann sich einem Mann in vielem unterordnen, aber nicht in dem Ethischen; und es ist unethisch, daß sie und ich so im Verein trauern. Wie soll sie überhaupt religiös trauern können, wenn sie ein solches ethisches Problem, wie mein Verhalten gegen sie, soll unentschieden lassen, wenn sie doch über seine Folgen trauern will? Bloß ein halbes Jahr müßte ich Weib sein, um zu lernen, wie verschieden vom Mann sie gebildet ist. Ich weiß wohl, es gibt Beispiele, daß sich ein Weib so benommen hat, ich habe sie psychologisch bereit, aber dies sind in meinen Augen alles verfehlte Persönlichkeiten. Ich bekomme keinen Sinn in meine Lebensanschauung, wenn ich selbst erleben soll, daß ein Mensch für einen andern verschwendet wird, und sie wird verschwendet, wenn es so geht.

Hat sie erst auf dem schmalen Wege der religiösen Entwickelung begonnen, so ist sie für mich verloren. Ein Weib kann ebenso starke oder vielleicht stärkere Leidenschaft haben als der Mann, aber Widerspruch in der Leidenschaft wie die Aufgabe, auf einmal den Wunsch aufgeben und bewahren, ist keine Aufgabe für sie. Arbeitet sie rein religiös an der Aufgabe des Wunsches, so wird sie verwandelt; kommt dann je der Augenblick seiner Erfüllung, da würde sie ihn nicht mehr verstehen.

Und doch rede ich vielleicht ganz unvernünftig; vielleicht ist meine Auffassung von ihr allzu groß angelegt. Die Wendung zum Religiösen durch unendliche Resignation liegt ihr vielleicht

gar nicht nahe. Die Ewigkeit hat wohl bei ihr geweilt, sie getröstet, wie wenn bei Homer ein Gott oder eine Göttin dem Helden zu Hilfe eilt. Sie glaubte, es wäre eine ewige Entscheidung, sie glaubte, es wäre ihr Tod, sie glaubte alles verloren, aber sieh, müde vom fruchtlosen Wünschen und müde von dem fruchtlosen Werk der Entsagung schlummerte sie sanft hin vor dem Ewigen, da war die Zeit gegangen, und sie erwachte, und sie gehörte wieder dem Leben. So wird da wohl auch Rede von einer neuen Verbindung, einer neuen Liebe.

Das war es ja, was ich wollte; dann ist sie ja frei. Ich hatte mir drei Möglichkeiten gedacht: daß sie durch Stolz eine Steigerung ihrer zeitlichen Existenz erlangte, daß sie durch illusorische Resignation zu einer neuen Liebe käme, daß sie mein würde. Die erste Möglichkeit muß aufgegeben werden; ist sie nach Empfang meiner vertraulichen Mitteilung nicht weiter, so ist sie nicht so stolz wie dazu erforderlich wäre. Die letzte Möglichkeit ist nur ein Wunsch, der auch die Schwierigkeit in sich hat, daß sie sich dazu in weiblicher Naivität hätte bewahren müssen. Hat sie erst begonnen religiös zu trauern, so schwindet der Wunsch hin wie die Abendsonne, wenn der Glanz des Mondes zu leuchten beginnt, oder wie der Schein des Mondes vor dem Morgenrot. Auf Doppelbeleuchtung und Doppelreflexion kann ein Weib sich nicht einlassen, ihre Reflexion ist nur einfach. Will sie den Wunsch aufgeben, da ist der Streit zwischen dem Leben des Wunsches und dem Tod der Reflexion, aber auf einmal beides zu wollen ist ihr unmöglich, ja vielleicht sogar unmöglich es auch nur zu verstehen.

Das mittlere bleibt also noch übrig: das Hinschlummern in illusorischer Resignation wie für eine Ewigkeit, ein Ausruhen, während die Zeit hingeht, bis sie das Auge wieder aufschlägt und zu neuem Leben erwacht ist. Geschieht dies, so ist kein Menschenleben auf mich verschwendet. Das Mädchen, das sich

vielleicht einmal in der Einbildung der Trauer wie eine überflüssige Blume im Leben fühlte, gleich dem armen Vogel, der nicht in Betracht kommt, dieses Mädchen wird sogar eine Ausnahme unter den Frauen. Während die Ehe ihrem Leben Inhalt gibt, besitzt sie zugleich die Schuldforderung, die mein Leben ihr abzutragen hat. Aber gut ist es doch, daß sie es nicht um meinetwillen gethan hat, oder weil ich sie darum gebeten habe.

Doch wenn ich mir das so ausdenke, bleibt eine Mißlichkeit zurück. Was soll sie nämlich thun, was soll in diesem Fall geschehen? Ja, ich weiß es wohl, es ist das, was in mehr als einer Kirche gepredigt wird, wo man ohne jede Heuchelei die biblischen Ausdrücke braucht, während die Gedankenbewegungen doch heidnisch sind. Nicht eigentliche Religiosität ist es, worin sie Trost finden soll. Geschähe dies, so würde ich in ihren Augen verschwinden wie ein Atom, wie ein Anlaß, gleich dem Verkauf Josephs, dazu daß sie das Ewige gewann; aber von neuer Liebe würde dann auch nicht die Rede sein. Nein, wodurch sie in jenem Falle geheilt wird, ist eine Lebensweisheit, die von einer gewissen Religiosität durchdrungen ist, eine nicht gerade unschöne Zusammensetzung von etwas Ästhetischem, etwas Religiösem und etwas Lebensphilosophie. Meine Lebensanschauung ist eine andre, und ich zwinge mich selbst aus äußerstem Vermögen mein Leben an den Kategorien zu halten. Man kann sterben, das weiß ich, man kann langsam gemartert werden, das weiß ich, aber man kann sich an die Kategorien halten und sie festhalten. Das will ich, das fordre ich auch von jedem, den ich bewundern, von jedem, den ich eigentlich anerkennen soll, daß er am Tage nur an die Kategorien seines Lebens denkt und nachts von ihnen träumt. Ich weiß wohl, daß, wenn man nur noch einen Schritt zu thun hat, man doch noch straucheln und seine Kategorie fahren lassen kann, aber ich glaube deshalb nicht, daß ich sie lasse und im Geschwätz Heilung suche, ich glaube, sie würden mich fest-

halten und richten, und in diesem Richten wäre ja wieder die Kategorie.

Welche Macht sie doch über mich hat! Was das Leben aufrechthält, ist für mich, daß es für alle Menschen eine Gleichheit im Wollen gibt, daß man von allen dasselbe fordern darf. Und doch, wie hat sie mich darin, wie wohl ein Dritter sagen würde, manierlich gemacht! Und warum? weil ich wieder nicht geistig existieren kann, ohne daß sie ebendarin muß existieren können. Man sieht daraus, wie gefährlich es für einen Denker ist verliebt, vollends denn verheiratet zu sein und die täglichen Argumente von einer Frau zu haben. Müßte er vielleicht weder das eine noch das andre sein, oder müßte er vielleicht beides sein? — Ja, es müßte ein Mannsbild sein, das Verzicht leistet bis zu einem gewissen Grade und sich wieder tröstet bis zu einem gewissen Grade. Doch nein! bleib still, du Leidenschaft, die meinen Sinn in Aufruhr bringen will, ob sie auch guten Grund hat; denn was ich bis zur Verzweiflung von mir selbst fordre, nicht als etwas Außerordentliches, sondern als das Rechte, das kann ich nicht mit etwas andrem verwechselt sehen, ich kann nicht feilschen.

Was mich tröstet, ist, daß die unendliche Reflexion für ein Weib wesentlich nicht ist. Deshalb kann jene zweifelhaftere Art von Resignation ein Weib ebenso schön lassen. Kann sie sich verlieben, so ist mir geholfen, soweit das überhaupt geschehen kann, aber was sie auch thut, ich kann es nicht lassen, das Schöne darin zu suchen. O bittrer Trost für mich, wenn mir geholfen wird und ihr auch, aber ich in meinem stillen Sinn müßte von ihr sagen: Diese Existenz hat auf die Idee verzichtet.

Und wozu dann alle meine Bekümmerungen und Pläne und Anstrengungen? Was richte ich aus? Nichts. Aber deshalb will ich nicht ablassen, gerade deshalb will ich es nicht; denn wenn man alles thut und es hilft nichts, dann kann man sicher sein, daß man in Begeisterung handelt. Deshalb verschmähe ich

nicht dieses Nichts, gleichwie die Witwe nicht verschmähte zwei Scherflein in den Gotteskasten zu legen; dieses Nichts im Vergleich mit dem Erfolg wie im Vergleich mit dem Leiden ist sehr viel, was der Einsame verstehen wird.

Noch ist keine Zeit für mich selbst zu sorgen, denn auch das zeigt ja die Schwierigkeit meiner Stellung, daß es zwei ganz verschiedne Dinge bedeutet, ob ich für mich sorge oder für die Meinen. Doch will ich auszufinden suchen, welches in meinen Augen die schönste Form für eine neue Verbindung wäre. Das Schönste würde sein, wenn sie bereits einen andern geliebt hätte, ehe sie sich mir verband, und diese Liebe nun wieder erwachte, vielleicht unterstützt von dem Vorwurf, den sie sich selbst machen müßte, daß sie mich bevorzugt hätte. So würde ihr Verhältnis zu mir eine Episode, sie liebte nicht aufs neue, sondern kehrte zu ihrer ersten Liebe zurück, und das Verhältnis zu mir hätte sie vielleicht gelehrt, sie schöner als jemals zu finden. Bravo, bravo, das geht an! Wenn meine Feder ein lebendiges Wesen wäre, aber sie ist ja nur eine Stahlfeder; wenn sie ein Vogel wäre, der mit diesem Blatt in seinem Schnabel käme, wenn er Freude an meiner Dankbarkeit haben könnte, wie wollte ich ihm danken! — Aber das Unglück ist: von alledem weiß ich nichts. Und doch kann es ja keinen Eingeweihtern geben, an den ich mich wenden könnte. Aber warum es verschweigen, und warum so eifrig mich festhalten? Die Antwort hierauf würde ihr eine Verantwortlichkeit gegen jenen Unbekannten und gegen mich zuweisen. Habe ich sie denn überrumpelt? Weit entfernt, die Sache habe ich einmal mir selbst deutlich gemacht. Habe ich sie überrumpelt, so muß es gerade durch die Vorsicht geschehen sein, womit ich es zu vermeiden suchte. Nehme ich das an, so geht es wieder. Sie hat mich dann mehr gefürchtet als geliebt. Da nun die Debatten über die Trennung begannen, hat sie das Vergeßne hervorgeholt, und diese Peinlichkeit war der Sporn ihrer Verzweiflung. — So. Geschieht

dies, so ist ihr geholfen, d. h. sie hat sich selbst geholfen, mir ist geholfen, da sie frei ist, und geholfen, da sie nicht minder schön ist. Sie schuldet mir nichts, denn sie ist nicht meinem Rat gefolgt, da ich keinen gegeben habe und in dieser Richtung keinen geben konnte; schuldet sie mir etwas, einen kleinen Ersatz für alle Leiden, so ist es dies, daß ich mich nicht damit befaßt habe ihr raten zu wollen. Ich schulde ihr nichts direkt, denn ich habe sie nicht gebeten, etwas um meinetwillen zu thun, und es ist ja auch nicht anzunehmen, daß sie das um meinetwillen thut; indirekt schulde ich ihr viel, doch ist diese Schuld wesentlich in meiner Persönlichkeit begründet, die gerade in dem angenommnen Fall sie anzuerkennen wünscht.

Alles dies ist vortrefflich — wenn es bloß nicht eine Hypothese wäre, es ist eine vortreffliche Hypothese, wenn sie bloß nicht so gebrechlich wäre.

Es fehlen fünf Minuten an zwei, meine Arbeitszeit ist vorbei. Mit aller Leidenschaft soll ich an sie denken von Beginn der Mitternacht, aber nicht eine Minute länger als bis zu diesem Glockenschlage. Es gilt auszuhalten, und nach zwei Uhr ist jeder Gedanke an sie eine Anfechtung, ein Betrug gegen sie, denn etwas Schlaf gehört dazu, um die Leidenschaft in der Länge zu erhalten, was ich will. — Der Unterschied zwischen Dünnbier und dem stärksten Bier, das England braut, ist nicht der, daß das letztre schäumt, denn auch das dünnste Bier kann schäumen und ebenso stark schäumen, aber dieses Schäumen ist in demselben Augenblick vorbei; der Schaum des starken Biers hält sich dagegen.

Den 15. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Es wurde also gutes, ja schönes Wetter. Geht man in früher Morgenstunde aus, um Freiheit und Schönheit zu suchen, aber das Wetter ist unbestimmt; sitzt man im Wagen und sinnt, ob sich dem veränderlichen Wetter eine

schmuckere Seite abgewinnen ließe, daß man doch seine Freude hätte: und nun die Sonne selbst von dem launischen Treiben der Wolken, von der Unbeständigkeit der Regenschauer gelangweilt wird und mit all ihrem Glanz hervorbricht, und nun entschieden ist, daß es schönes Wetter wird — wie erkenne ich es da nicht an, daß es nun von ihr, meiner Sonne, entschieden ist, daß die Zeit der Regenschauer vorbei ist!

Die Unreife, deren Äußerungen etwas fieberhaft waren, ist nun wieder vergessen. Ich darf glauben, daß ich geliebt bin. Es ist mir zwar nicht eingefallen, daß sie einen andern lieben sollte, aber sie schien mir der Sammlung zu ermangeln, welche verschönt und mit ihrer Schönheit die Seele durchdringt. Der Anblick davon ist ein Augenblick der Freude, ähnlich dem Fürchterlichen, wenn jemand Gift genommen hat, und man sieht, das Gift wirkt.

Und der Schmerz darüber, daß sie sich so verkehrt benehmen konnte, gibt ihr eine Weichheit, die ich nicht geahnt habe; und daß sie diesen Schmerz vernimmt, was beweist das nicht! Welches Glück, daß der Tod zwischen uns kam! Hätten wir länger gestritten, hätten wir es selbst zur Entscheidung gebracht, wie gütlich sie auch gewesen wäre, es war doch immer bedenklich. Nur fürchte ich, daß sie sich die Sache zu nahe nimmt. Ganz sie vergessen sein lassen könnte bewirken, daß sie in der Stille schmerzte, und mache ich eine Hindeutung, wird sie gleich bewegt, ungeachtet ich sie so gutmütig und so scherzend mache wie möglich; ist es vielleicht gerade deshalb?

Den 17. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Das Unglück ist: sie hat gar keine religiösen Voraussetzungen. In dieser Hinsicht habe ich in der Luft gefochten. Sie hat doch mit mir streiten wollen, sie ist nicht gerade von mir überwunden worden, aber in der Angst jener Nacht lernte sie sich selbst verstehen. Sie betrachtet es als eine Niederlage, ob sie sich auch glücklicher fühlt wie zuvor. Sie hat

mich jetzt idealisiert und braucht nun jenen kleinen Mißgriff gegen sich selbst. Daß nur nicht daraus eine Schwachheit, eine Hingebung folgt, die ich nicht verstehen kann, noch will; ich will nicht angebetet werden, ich glaube, nicht ihre Untreue könnte mich so schmerzlich verwunden wie diese Selbstvernichtung, denn das ist's in meinen Augen. Ich bin selbst stolz, und das soll jeder in seinem Verhältnis zu andern Menschen sein, gegen Gott sei er demütig und demütig unter jeder Pflicht, aber nicht gedemütigt unter die Persönlichkeit eines andern. Gewiß, wie fürchterlich es auch ist, es gibt eine Hingebung, die gerade wenn sie mich festhält, mich zwingen wird abzustoßen. Ist es unschön, daß Liebende zanken, so gibt es eine Hingebung, welche in religiösem Sinn fürchterlich verantwortlich macht.

Den 18. April. Mitternacht.

Ich habe also nichts zu thun, sondern bloß mich ruhig zu verhalten, denn in bezug auf eine frühere Liebe, von der ich nicht einmal weiß, kann ich unmöglich etwas thun. Mein Vorgehen ist also vergebens, wie auch zum Teil meine sympathische Erwartung für sie und das Zittern für mich selbst.

Was nützt dann Klugheit? Aber ich bin auch nicht klug. Bin ich in gewissem Sinn der Klügste in meinem Kreise, so bin ich auch in anderm Sinn der Dümmste vielleicht von allen. Von allem, was ich bisher hörte und las, hat nichts mich so getroffen und geschlagen wie ein Wort, das von Periander gesagt wird. Von ihm heißt es, daß er redete als ein Weiser und handelte als ein Thor. Daß dies Wort auf mich paßt, ergibt sich daraus, daß ich es mit der leidenschaftlichsten Sympathie annahm, und es doch keinen Einfluß hatte, mich zu verändern. Diese Weise es mir anzueignen ist ganz à la Periander. In meinem Voraussetzen bin ich klug, aber die Voraussetzung meines Handelns ist so ideell, daß diese Voraussetzung meine Klugheit zur Thorheit

macht. Wenn ich von meiner Voraussetzung abhandeln könnte, dann würde sich meine Klugheit ausnehmen. Könnte ich so klug handeln, so wäre ich längst verheiratet. Seinen Wunsch erfüllt bekommen und noch Dank dazu als wäre es eine gute That, dann sich einrichten als hätte man wesentlich seine Freiheit, das wäre klug gewesen und ich wäre ein achtungswerter Mensch, der sein gegebenes Wort nicht bricht, ein sehenswürdiger Ehemann, der seiner Frau treu ist und ein Mädchen ehrt: denn meine ideelle Voraussetzung ehrt sie vermutlich nicht, und daß ich lieber alles zu und Himmel und Erde in Bewegung setzen wollte, als mich in den Gott wohlgefälligen Ehestand einzuschmuggeln und mich durch das Leben zu schmuggeln, beweist vermutlich, daß ich keine Ehre habe.

Mein Wunsch, der weiter ging als sie frei zu sehen, muß nun wohl aufgegeben werden. Doch will ich es nicht. Wenn ich erst freigegeben bin und handeln darf, da wäre es ja doch möglich, daß mein Wesen den Wunsch in ihr entflammen könnte. Laß diese Möglichkeit unendlich fern sein, doch will ich sie nicht aufgeben. Nur eine offizielle Gewißheit, daß sie frei und eines andern ist, da ist der Wunsch tot, aber bis dahin soll er mich nicht kümmerlich dann und wann besuchen als ein Einfall, sondern hoch in Ehren gehalten werden als meiner Synthese höchste Leidenschaft.

Wahr genug, Wehmut ist die Grazie der Sorge, wie Verzweiflung ihre Furie ist, aber erst schreit man im Schmerz, ehe man wehmütig sein darf. Gleich wehmütig werden ist zuweilen das Zeichen einer niedrigen Seele.

So schlaf denn wohl, mein Mädchen, er, der dir Treue gelobte, kann nicht mehr thun, als er thut; schlaf denn wohl, ich könnte fast sagen, mein liebes Kind, denn meine Bekümmerung ist ja fast wie die eines Vaters, der wünscht seine Tochter verlobt zu sehen. Sieh, das ist Wehmut, aber ich will nicht, ich

halte mit dir aus, halte aus, ob ich auch darüber ein Greis werde, ich rufe die Nachtwache nicht zurück, die auf dem Ausguck nach der Erwartung steht.

Den 20. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Wenn ein Staatsanwalt vielleicht lange saß und in den Akten las, Zeugen verhörte, Indizien zusammenhielt, die Örtlichkeit untersuchte: da sieht er plötzlich, wie er da auf seinem Zimmer sitzt, er sieht etwas. Es ist nicht ein Mensch, nicht ein neuer Zeuge, es ist nicht das corpus delicti, es ist ein Etwas, und er nennt es den Gang in der Sache. Sobald er den Gang in der Sache sieht ist ihm, dem Staatsanwalt, geholfen.

Ich habe an mir selbst gemerkt, daß eine Unruhe in meinem ganzen Wesen war, daß etwas Fürchterliches im Werke war, ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, und nun seh ich den Gang, ach, nicht den Gang in der Sache, sondern zur Vernichtung. Sie gibt sich hin in einem Maße, das mein ganzes Wesen ängstigt, und doch ist sie liebenswürdig und bewegt mich tief, aber diese Hingebung und meine Bewegtheit peinigt mich. Selbst wenn ich ein andrer wäre als ich bin, könnte ich diese Hingebung nicht verstehen und könnte mich so nicht hingeben. Und nun verschlossen wie ich bin; sie kennt sehr wenig von mir, welches Mißverhältnis! Ich bekomme alle Macht über sie, sie keine über mich. Ist ein solches Verhältnis eine Ehe? Das ist ja wie eine Verführungsgeschichte. Will ich sie denn verführen? Abscheulich. Und gibt es nicht eine höhere Art Verführung, schlimmer als die der Lust? Sie sagt, sie habe sich nie glücklicher gefühlt als jetzt, sie kümmert sich um nichts als um ihre Ekstase. Ist das Liebe bei mir, wenn ich ein solches Mißverhältnis sehe? Und ich weiß bei mir selbst, daß ich verschlossen bin. Ich habe freilich erprobt, daß ich meine Verschlossenheit verbergen kann, aber ihre Hingebung wird zu einer

Forderung, die mein ganzes Wesen um und um kehrt. Wahr genug, sie faßt das eigentlich gar nicht, aber ich weiß es und was thue ich?

Jenes Mißverständnis hat unheilbar geschadet. Für den Ausdruck der Hingebung gibt es keine Grenze mehr, wenn er erst direkt wird. Das ist wie wenn ein Mensch erst beginnt über seine Leiden zu klagen: bald reicht der wahre Ausdruck nicht mehr zu um die Hörer zu bewegen, und so schleicht sich ihm selbst unbewußt Unwahrheit ein. Jenes Mißverständnis hat unheilbar geschadet. Sehe ich ernsthaft aus, so glaubt sie, es sei darüber, und wenn es auch gar nicht der Fall ist; aber meine Verschlossenheit macht mich düster. O, es ist um den Verstand zu verlieren!

Heut bat sie mich, mich auf einen Stuhl zu setzen. Ich that es ohne etwas zu ahnen. Da ging sie ein paar Schritte zurück, näherte sich und warf sich auf die Kniee. Gewiß war da etwas Schelmerei darin, aber wesentlich war es Wehmut, und dann eine Glückseligkeit, ja, ich muß es eine wahnwitzige Glückseligkeit nennen, darüber, einen richtigen Ausdruck für ihre Leidenschaft gefunden zu haben. In derselben Sekunde ergriff ich sie und hob sie auf. Wer eine Übelthat begangen hat, läßt seinen Blick im Zimmer umherirren, jedem Winkel mißtrauend, er wirft ihn aus dem Fenster nach den Häusern gegenüber, und die Angst des Gewissens macht ihn scharfsichtig: ich weiß nicht wie teuer ich die Gewißheit bezahlt hätte, daß keiner es gesehen, oder wie teuer ich es gekauft hätte, daß ich es selbst nicht sah! Habe ich das verlangt? Wahrlich, sie hat mich nie verstanden. Selbst habe ich nie das Knie vor einem Menschen gebeugt, vielleicht könnte ich es vor ihr thun, wenn das Verhältnis es forderte: aber vor ihrer oder meiner Persönlichkeit darf es nie geschehen! So etwas ist mir kein Narrenstreich, keine übertriebne Gebärde, hätte ich es gethan, so wäre es mir eine Beleidigung, wenn es so angesehen würde, hier habe ich meinen Stolz wieder.

Wohl weiß ich, daß ein Mädchen anders ist als ein Mann, aber doch vergesse ich niemals, was ein Rasen in mein Blut, eine Verwirrung in mein Hirn, eine Angst in meine Verschlossenheit, eine Verzweiflung in meinen Beschluß brachte, und vor allem ein Sausen vor dem Ohr der Ahnung, das mir ein Vorbote und Eilbote des Äußersten ist.

Den 22. April. Mitternacht.

Wie der, welcher an eine bestimmte Arznei gewöhnt ist, wohin er auch reist, die schmerzstillenden Tropfen mit sich nehmen muß, so muß ich überall einen kurzen Überblick meiner Leidensgeschichte bei mir haben, daß ich mich gleich in dem Ganzen orientieren kann, und habe es doch ganz anders mit mir durchgedroschen als der Lehrer eine Lektion mit dem Schüler. Denke ich plötzlich daran, so tritt die ängstigendste Krisis ein, gleich dem Vorgefühl eines Schlaganfalls im Körperlichen. Im Nu werde ich schwindlig, mein Gedanke kann nicht hurtig etwas Festes in dem Verwickelten fassen, es ist mir, als wäre ich ein Mörder. Da ist nichts zu thun als mit äußerster Anstrengung den Gedanken daran wie eine religiöse Anfechtung abweisen; dann ist der Augenblick vorbei und ich verstehe wieder, was ich hundert- und aber hundertmal repetiert habe. — Oder denke ich plötzlich daran, wieviel ich gelitten habe, und der Gedanke kommt so plötzlich, daß die aufsichtführende Reflexion nicht schnell genug herbeieilen kann, so bin ich ganz überwältigt. Das geschah mir gestern. Ich saß bei einem Konditor und las eine Zeitung; plötzlich erwachte jene Vorstellung in meiner Seele, so plötzlich, daß ich in Thränen ausbrach. Glücklicherweise war keiner zugegen, aber ich lernte neue Vorsicht.

Den 24. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Ein Verirrter bin ich, ich bin wie der, welcher in ein fremdes Land kam, wo man eine andre Sprache

redet und andre Sitten hat. Wäre es das Unglück, daß mich die Fremden mit Nationalstolz behandelten, so ginge es schon. Aber das ist nicht mein Fall. Sie macht gar keine Ansprüche an mich, sie sieht nur ihre Illusion. Sie ist glücklich, sagt sie, und ich glaube sie in gewissem Sinn glücklich. Sie ist lieblich und beschäftigt sich mit ihrer Liebe wie ein Kind, das sich selbst beschäftigt, aber in seinem Zeitvertreib froh und glücklich ist. Man könnte sitzen und auf sie sehen und alt darüber werden; es ist nur eine Mißlichkeit dabei, daß ich der Gegenstand ihrer Liebe bin. Alles was jenem kleinen Streit voranging, der mir so wichtige Versuch, ihre Aufmerksamkeit für einen Ideeneindruck zu gewinnen, wie ich mich selbst unter die Idee beuge, hat sie gar nicht berührt. In dieser Richtung ist sie gleichsam unempfänglich. Aber der Streit, mein verändertes Benehmen, das Eingreifen des Todes verwandelte ihr Wesen, sie entfaltet eine Liebenswürdigkeit, die ich wehmütig bewundere; sie macht mich zu einem Schwärmer für sie. Und was will das sagen? Das will sagen, sie hat gar nicht Empfänglichkeit für die Motive, welche ich für die höchsten ansehe. Es ist eine Sprachverschiedenheit zwischen uns, eine Welt zwischen uns, deren Abstand sich nun in seinem ganzen Schmerze zeigt.

Den 25. April. Mitternacht.

Geduld!

Den 26. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Also an dieser Klippe sollte ich stranden! Ich habe mich nie vor einem Menschen gedemütigt, ich habe auch nicht gerade gewünscht mich zu erheben. Meine Meinung über das Verhältnis zu den andern war, jedem Recht widerfahren lassen und damit Punktum. Ich habe überhaupt nicht viel mit Menschen in näherem Verhältnis zu thun gehabt. Meine Geistesexistenz hat mich zuviel beschäftigt. Hier bin ich gedemütigt worden. Und wer demütigt mich? Es ist ein junges Mädchen, und nicht

durch ihren Stolz, dann kämen wir schon aus, sondern durch ihre Hingebung.

Glücklich mit mir wird sie niemals, nein, niemals. Es ist möglich, daß sie es sich einbilden kann, aber ich verstehe es nicht, und das gehört doch auch mit zu ihrem Glück. Und werden wir vereint, so wird es ja zuletzt so weit kommen, daß sie einmal mit Schrecken ahnt, was ich hätte verhüten müssen.

Meine Verschlossenheit ihr gegenüber bewahren ist leicht genug, vielleicht fühle ich gerade deshalb die Demütigung.

Was mir die Lebenskraft in meiner Geistesexistenz ist: die Gleichheit in dem Humanen, vernichtet sie. Sie kümmert sich gar nicht um diese unendliche Leidenschaft der Freiheit, sie hat eine Illusion aufgerichtet und sie hat genug. Ich meine auch, daß man lieben und alles für seine Liebe opfern kann; aber ob ich gute Tage sehen oder mein Leben wagen soll, meiner Geistesexistenz tiefsten Atemzug kann ich nicht entbehren, kann ich nicht opfern, weil dies ein Widerspruch ist, da ich ohne ihn nicht bin. Und zu diesem Atemzug fühlt sie keinen Drang.

Doch fühle ich gerade jetzt, daß ich sie liebe, sie höher als je liebe, und doch darf ich es nicht, ich ihr Verlobter, der sie, wohl zu merken, auch lieben soll.

Den 27. April. Mitternacht.

Ich habe nicht Lust etwas aufzuzeichnen, es ist auch nichts da. Doch bin ich ebenso wach. Hier in der Stadt zeigen die Nachtwächter, daß sie auf ihrem Posten sind indem sie rufen; wozu dies Rufen? In England gehen sie in aller Stille hin und legen eine Kugel in einen Kasten, und der Inspektor sieht am Morgen, daß sie auf dem Posten waren und nicht schliefen.

Den 28. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Nur daß sie mir Widerstand leisten könnte. Wenn ich streite, bin ich leicht, und selbst wenn ich in

Frieden leben soll, wünsche ich, daß der, mit welchem ich in Frieden lebe ebenso stark oder stärker ist als ich. Je mehr sie sich hingibt, um so mehr Verantwortung bekomme ich. Und die Verantwortung fürchte ich, und warum? Weil ich es dann mit mir selbst zu thun habe, und diesen Streit fürchte ich immer. Wenn man mit Gott reden könnte wie mit einem Menschen und sagen könnte: Laß uns nur hören, was du zu sagen hast, dann sollst du bloß sehen, worauf ich verfallen kann, — dann käme man wohl aus der Enge. Aber deshalb ist er der Stärkste von allen und der eine Starke, weil er nicht so mit den Menschen redet. Will er sich in Kürze mit einem einlassen, so legt er Beschlag auf diesen Menschen, daß er in seinem eignen Innern reden muß. Deshalb hat er Macht, jeden Augenblick, wo er will, einen Menschen zu zermalmen. Wäre es so, daß Gott ein für allemal geredet hätte, in der Schrift z. B., so wäre Gott durchaus nicht der Mächtigste, sondern am meisten in Bedrängnis, denn gegen solches kann man leicht disputieren, wenn man nur seiner selbst mächtig ist. Aber das ist eine luftige Einbildung. Will Gott mit einem Menschen reden, so nötigt er ihn, sich selbst das zu sagen, was Gott ihm sagen will. Deshalb ist das ein Mangel der Anlage im Hiob, daß Gott sich in den Wolken und zugleich als der tüchtigste Dialektiker zeigt; denn was Gott zu dem fürchterlichen Dialektiker macht, ist, daß er einem ganz anders nahe ans Leben kommt, und hier das leiseste Flüstern seliger und das leiseste Flüstern fürchterlicher ist, als ihn auf dem Thron in den Wolken zu sehen oder im Donner über dem Erdreich zu hören. Deshalb kann man mit ihm nicht streiten, denn die dialektische Kraft braucht er gerade in der Seele des Betreffenden gegen ihn selbst.

Wenn ein Mensch Gott fürchtet, so fürchtet er mehr als sich selbst, und dazu kommt die Furcht vor sich selbst, deren Bangen die Verantwortung ist.

Je mehr sie sich hingibt, um so unglücklicher werde ich.

Ist das eine glückliche Verbindung? Und welches ist ihr Glück? Nach meiner Anschauung ist es ein Glück der Verblendung, der Illusion. Aber Sokrates sagt, das größte Unglück ist: in einer Einbildung leben.

Den 29. April. Mitternacht.

Die Frage ist, ob ich ihr nicht eine mildere Vorstellung von mir beibringen könnte. Wenn sie überhaupt zuweilen an mich denkt, wofür ja eine traurige Wahrscheinlichkeit ist, so sehe ich wohl, was sie nach menschlicher Wahrscheinlichkeit brauchen könnte. Die Erklärung wäre etwa die: „Ich war bis zu einem gewissen Grade ein verderbter Mensch, aber doch nicht ganz schlecht, ich hatte auch gute Seiten, ich habe sie wohl geliebt, aber mir mangelte der Ernst, daher kommt meine Unbeständigkeit, die keinen Beschluß festhalten konnte; ich habe sie wohl für ein liebenswürdiges Mädchen angesehen, aber doch nicht den Geist bei ihr gefunden, durch den ich glücklich werden konnte; es ist deshalb schmuck von ihr, daß sie sich in ihr Schicksal findet, es ist hochherzig von ihr, mit dem Mädchen sich versöhnt zu wissen, die mich einmal mit größerer Macht fesseln wird, denn so viel ist gewiß, findet er auch ein geistreicheres Mädchen, er findet keine, die ihn so liebt. Das muß er gewiß selbst einräumen und insofern hat er wohl auch sein Benehmen bereut, wenn sie auch zu stolz ist, es zurückzunehmen.“ — Eine bereuende Persönlichkeit, die bereut, aber zu stolz ist gut zu machen, was sie schlecht gemacht, wenn es sich doch gut machen läßt: Gott weiß, was dann Reue ist!

Mit solcher Erklärung helfen sollen, in der jeder Satz sinnlos ist und zugleich unwahr in bezug auf mich. Ich bin entweder sehr verderbt, ja, ein Heuchler, oder doch mindestens bis zum Ekel in Selbsttäuschung versunken, oder ich bin doch eine ritterliche Seele trotz einem. Mir fehlt auch nicht die Beständigkeit einen Entschluß festzuhalten, es müßte denn sein, daß der Maßstab ein Mädchen ist, das nicht recht weiß, was ein Entschluß

ist. Ich habe sie immer für liebenswürdig gehalten und nicht im geringsten mein Urteil verändert. Ich habe keine geistreichere gefunden, da ich keine gesucht habe, und bedanke mich für weibliche Geistreichigkeit. Ihre Hochherzigkeit bleibt ganz außer dem Spiel, denn ich gedenke nicht eine Alltagsgeschichte aufzuführen und Tauschhandel zu treiben. Daß ich bereue, ist wahr, aber ebenso gewiß ist es mein Wunsch, alles wieder umzugestalten.

Durch jene Erklärung würde ich avancieren. Ich trete aus allem Bereich der Unendlichkeit und werde komisch. Gewiß nicht in aller Augen, für manche Dichter würde ich Held. Bei diesen Dichtern sollte man allerdings nicht glauben, daß ein ewiger und gerechter Gott das Ethische erfunden hat, sondern daß ein theatralischer Flickschneider etwas zusammengesudelt habe — nach diesem Maßstabe machen die Dichter Helden, und Scribe ist der flinkste von allen. Man liest und hört von ihm Repliken, die das ganze Dasein umkehren, als würde Komödie gespielt nicht für Menschen, nicht für Verrückte, sondern für „vertummelte Maikäfer“, und doch fallen diese Repliken so natürlich und leicht, als könnte es gar nicht anders sein. Da stellt er eine verheiratete Frau dar, die verständig und brav ist und sogar für die gute Sache kämpft, dann eine wahre Liebe zwischen einem jungen Mädchen, das unter dem Einfluß dieser Frau steht, und einem jungen Mann, der sich deshalb an die Frau wendet. Wie die Dame heißt ist mir nicht gegenwärtig, also laß sie Madame Scribe heißen. Sie sagt zu dem werbenden Jüngling: „Aber haben Sie bedacht, das Mädchen hat kein Vermögen?“ „Das habe ich bedacht.“ „Sie hat nur 20000 Frks. im Besitz.“ „Das weiß ich.“ „Und doch stehen Sie zu Ihrem Wort?“ „Ja.“ „In Wahrheit, dieser Heldenmut nimmt mich ganz für Sie ein.“ Welcher Satiriker ist doch Scribe, ohne es zu wissen. Der Jüngling ist in brillante Beleuchtung gebracht: er bekommt das Mädchen, 20000 Frks. — und wird Held. Aber ein solcher Held ist

ebenso komisch wie ein Schneiderkind, das Cäsar Alexander Bonaparte Apfelstiel heißt; und ein Dichter, der solche Helden ausruft, kommt mir ebenso thöricht vor wie die Schneidersleute, die ihr Kind so taufen lassen.

Inzwischen ist es meine Pflicht, alles zu thun, ob es ihr nun thatsächlich nützt oder nicht, alles, was für sie dienlich sein kann. Das bisher Versuchte war vergebens. — In Wahrheit, dies Mädchen ist mir zur Demütigung gesetzt. Wenn keiner es merkt, ob wenige es verstehen, wenn ich es sage, ich verstehe es, verstehe es vortrefflich.

Da Perikles echte Kinder am Leben hatte, gab er ein Gesetz, daß keiner athenienfischer Bürger sein könne, der nicht von athenienfischen Eltern stammte. Manche litten durch dies Gesetz. Da kam die Pest und alle Söhne des Perikles starben; seine Betrübnis war so groß, daß, als er vortrat um das Haupt des letzten zu bekränzen, er vor aller Augen in Thränen ausbrach, was vorher nie gesehen war. Er hatte nur noch unechte Kinder übrig; da beantragte Perikles, daß jenes Gesetz aufgehoben würde. Das ist erschütternd: Perikles weint — und Perikles thut den einen Tag dies und den andern Tag das Gegenteil. Aber es ist rührend Plutarch zu lesen, er sagt, daß sich die Athener ihm fügten; sie glaubten, die Götter hätten sich an ihm gerächt, und die Menschen müßten ihn schonen.

Perikles war ein großer Mann, er konnte einen Beschluß festhalten; er ging nie mehr in Gesellschaft als er beschlossen hatte sich dem Staatsdienst zu opfern. Leicht ist es für mich, hier meine Kleinheit zu fühlen; aber daß ich doch die Schonung verspüren möchte, die mich schont, indem sie mich fassen läßt, daß ich meine Existenz entstellen muß! Aber ich habe sie ja beständig entstellt? Wohl wahr, aber von jener Entstellung hoffte ich, sie würde in ihr etwas Großes wecken, wenn sie darauf sähe; diese Entstellung wird nicht zu Großem helfen, wenn sie etwas nützt. Die erste Methode ehrte sie ganz anders als diese.

Den 30. April. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Sie schäumt nicht über im Ausdruck der Hingebung. Vielleicht war das Ganze ein Übergang. Aber ich habe jenes ängstende Tableau gesehen, ich vergesse es niemals.

Meine Schwermut hat doch gesiegt.

Den 1. Mai. Morgens.

Heut vor einem Jahre. Ist es möglich? Sie wurde erzürnt über eine Unaufmerksamkeit. Ja, ich leugne es nicht, es war eine Unaufmerksamkeit von mir. Sie bietet mir fast die Spitze. Nun oder niemals. Gut, daß das Wort Aufhebung in jenem kleinen Streit zwischen uns aufkam. So läßt es sich leichter wieder aufnehmen.

Entlaufen will ich nicht; ich will mich nicht von ihr trennen, um gute Tage zu haben, sondern weil ich nicht anders kann. Verursache ich ihr Schmerz, so will ich, so darf ich mich dem Anblick nicht entziehen. Ich wünsche den Zustand so kurz wie möglich zu machen; ich glaube, daß es ihr dienlich ist. Inzwischen bin ich auch zu andrer Weise bereit und werde alle Gründe respektieren.

In diesem Augenblick ist sie stärker. Also wird nun die Sache in Gang gebracht.

Mein Urteil über sie ist kurz: ich liebe sie, habe nie eine andre geliebt, werde es auch nicht. Ich wünsche dabei stehen zu bleiben und nicht weiter zu gehen. Mein Fehler ist, daß ich mich hingewagt habe, wo ich nicht hingehöre. Wozu ich mich mit aller Leidenschaft gebildet habe, erweist sich mir als eine Verirrung, aber nun kann ich nicht umgebildet werden. Sie versteht mich nicht, ich sie nicht. Von Anfang an, da ich sie sah, in all der Zeit, wo sie der Gegenstand meiner Hoffnung war, konnte ich sie mir tot denken, ohne die Fassung zu verlieren. Ich hätte Schmerz gefühlt, vielleicht mein ganzes Leben lang, aber das Ewige wäre

gleich dabei gewesen und das Ewige ist mir das Höchste. Nur so kann ich verstehen, daß man einander liebt. Im Bewußtsein der Ewigkeit, in der Unendlichkeit ist jeder Partner frei, und diese Freiheit haben sie beide, während sie einander lieben. Diese höhere Existenz beschäftigt sie gar nicht. Ist da unser Verhältnis auf eine Ehe angelegt? Ist denn ein Ehemann ein Pascha von drei Roßschweifen? Bei einer solchen Verbindung werde ich unglücklich, ich bin in Angst für meine tiefste Existenz. Wenn ich das könnte, wenn ich es aushalten sollte, nun wohl, was weiter, welches ist ihr Glück, wofür soll ich das alles wagen? Soll ich alles aufs Spiel setzen für eine Einbildung? Wenn mir jemand dafür bürgen könnte, daß sie glücklich würde — aber es in einer Einbildung sein, heißt das glücklich sein?

Daß es sich um ein Urteil auf Lebenszeit handelt, sehe ich ein. Ob es zweien gilt oder einem, kann ich nicht sagen, das Urteil über mich ist das sichere. Aber ist es da nicht ungereimt, zwei unglücklich zu machen, wenn man sich mit einem begnügen kann? Jawohl, wenn ich bloß einsehen könnte, wie es zu verstehen ist, daß ich sie glücklich machen kann.

Den 2. Mai. Mitternacht.

Aber birgt meine Seele nicht doch einen geheimen Zorn gegen sie? Ich leugne es nicht, ich liebe nicht diesen direkten Ausdruck für Gefühle; man schweige und handle in sich selbst. Ich liebe nicht das Reden von Sterben aus Liebe, und daß man dabei ohne Resignation kein Bedenken trägt, sein Leben wie einen Mord auf das Gewissen eines Schwermütigen zu legen, als wäre dies Treue, die echte Treue, und eine Charlotte Stieglitz überspannt, nicht weil sie sich selbst das Leben nahm, denn darin war sie es, aber weil sie sich als eine Bürde fühlte und weiblich die Situation verstand. Ich leugne nicht, wenn es ein andrer wäre, dann würde ich vom Dasein fordern, es solle sehen lassen, daß

es blinder Alarm war. Dann würde es meinen Zorn zufriedenstellen, recht offenbar zu sehen, daß diese starken Worte und eidlichen Beschwörungen nicht mehr, noch weniger waren als ein starkes Aufschluchzen, vielleicht durch zuviel Romanlektüre veranlaßt, daß diese Todesgedanken Träume waren, nicht wie sie Julie bei Shakespeare hat, nachdem sie Gift genommen hat, sondern wie sie Grete bei Wessel bekommt, nachdem sie Erbsen gegessen. Ich würde es vom Dasein fordern, weil, was ich selbst ewig respektiere, nicht lächerlich gemacht werden soll, und dies wahre und ernstliche Respektieren nicht lächerlich werden soll, weil ein Mädchen mit denselben Worten Spott treibt.

Mich bindet kein Eid, mir ist vielmehr alle Freiheit gegeben, indem ich ein Schurke wurde; also auf ungewöhnliche Weise, denn sonst setzt man ja Schurken fest; ich habe auch niemand eingeladen in mir einen Bravourhelden zu sehen. Doch dies thut wenig zur Sache, nur daß ich mich selbst treu erfinde; denn ob ein Mensch den Schein für sich oder gegen sich hat, die Zeit ist und bleibt ein gefährlicher Feind. Äußre Anreizungen helfen ein wenig, doch ist das eine Täuschung; soll ein Mensch aushalten, so muß es durch ihn selbst geschehen, und auch das ist nicht möglich, wenn nicht seine Religiosität Tag für Tag ihm Ewigkeit zuführt. Jeder Mensch, der in Wahrheit treu blieb, hat daher Gott dafür zu danken. Er hat allein Gott dafür zu danken und keinem andern. In diesem Wort, das jeder braucht, liegt die schärfste, vielleicht die schwierigste, aber auch die begeisterndste Aussonderung; es kommt nur darauf an, wie man es sagt. — Gestern sah ich ein betrunknes Weib auf der Straße; sie fiel hin, die Jungen lachten über sie, da richtete sie sich auf ohne jemandes Hilfe und sagte: Ich bin noch Frau genug mich selbst aufzurichten, aber dafür danke ich allein Gott, keinem andern, nein, keinem andern. Wenn dieses Bewußtsein einen Menschen absolut beschäftigt, ist es ja etwas demütigend für ihn, daß ein betrunknes Weib dasselbe sagt,

und er also durchaus keine neuen Entdeckungen gemacht hat. Aber es hat doch etwas unbeschreiblich Erfreuliches und Rührendes und Begeisterndes, daß selbst ein betrunknes Weib dasselbe sagt. Wie man es sagt, mag jeder verantworten, aber ich wünsche nur mein Leben da zu haben, wo jeder es haben kann — wenn er will.

Ein Leben, das an der Verwirklichung der Idee des Menschen arbeiten will, kann ich verstehen, ohne dies ist es mir unmöglich wesentlich mit einem zu sympathisieren, sei er glücklich oder unglücklich.

Bei ihr gilt das nicht. Eine Verleugnung der Idee ist noch nicht eingetreten, und darum verabscheue ich jeden Gedanken daran in bezug auf sie als eine Beleidigung gegen sie. Geschähe es, dann begehre ich nur die Schonung, daß ich lassen kann daran zu denken. Was ist der Tod? Ein kleiner Stillstand auf dem einmal betretnen Wege, wenn man der Idee treu blieb. Aber ein Bruch mit der Idee gibt eine verfehlte Richtung.

Den 4. Mai. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Es ist geschehen. An zwei Tagen habe ich bereits jenes fürchterliche Wort im Lauf des Gesprächs angebracht. Es ist ein großer Unterschied, wenn ein Kriegsschiff und eine Nußschale in See sticht; der Unterschied ist sehr sichtbar. Mit dem Wort ist es anders. Dasselbe Wort kann einen noch größern Unterschied angeben und ist doch dasselbe Wort. Pathetisch hat das Wort noch nicht zwischen uns geklungen, aber es kommt wieder und wieder in verschiedner Verbindung um die Stimmung zu erforschen. — Nach dem, was ich bisher bemerkte, könnte ich fast versucht sein zu glauben, es werde milder gehen als ich hoffen konnte.

Die Verantwortung für diesen Schritt habe ich übernommen. Nach meiner Auffassung bedeutet es, daß ich einen Menschen un-

glücklich mache. Niedriger schlage ich es nicht an. Möglicherweise kann mir die Wirklichkeit zeigen, daß ich den Anschlag zu hoch gemacht habe. So bin ich entschlossen zu handeln; ich habe mir das Schlimmste gedacht, die Wirklichkeit kann mich nicht erschrecken. Was ich in mir selbst leide, wo alles verwirrt und erschüttert ist, was ich leide durch den Gedanken an ihren Schmerz, durch den Gedanken, daß ich diesen Eindruck wohl nie verwinde, weil mein ganzer Bau ins Wackeln gebracht ist, meine Anschauung vom Leben, von mir selbst, von meinem Verhältnis zur Idee nicht bestanden hat, und ich nie einen neuen Bau werde aufführen können, ohne an sie und meine Verantwortung zu denken: das ist mein Teil. Das ist brüderlich geteilt, oder richtiger, die Sorge ist so groß, daß sie reichlich genug für uns beide bleibt.

Den 5. Mai. Mitternacht.

Privatlektüre.

Periander.

Periander war ein Sohn des Kypselus aus dem Geschlecht der Herakliden und wurde selbst nach dem Vater Tyrann von Korinth. Von ihm heißt es: Er redete immer als ein Weiser und handelte stets wie ein Thor. Es ist seltsam und wie eine Fortsetzung der Thorheit Perianders, daß der, welcher ihn mit diesem sinnreichen Wort zeichnete, selbst nicht wußte, wie bezeichnend es war. Der etwas beschränkte Urheber leitet in seiner Einfalt die weise Bemerkung so ein: Es ist sehr auffallend, daß die Griechen unter ihre Weisen einen solchen Narren zählen konnten, wie Periander war. Aber ein Narr, un fat, so ist des Moralisten Wort, war Periander nicht. Anders wäre es, wenn er gesagt hätte, daß es einen andern Periander gab, Periander von Ambrakia, mit dem er möglicherweise verwechselt wurde u. dergl. Da hatten die Götter besser das Wort verstanden, denn in ihrem

Zorn leiteten sie ihn so, daß sie die weisen Worte wie einen Spott über das Haupt des Tyrannen brachten, der durch sein Thun seine weisen Worte zu schanden machte.

Da er Tyrann wurde, zeichnete er sich durch Milde aus, durch Gerechtigkeit gegen die Geringen, durch Weisheit unter den Verständigen. Er stand zu seinem Wort und gab den Göttern die Bildsäule, die er gelobt hatte, aber sie war bezahlt mit dem Schmuck der Frauen. Dreist waren seine Unternehmungen und sein Wort war: Fleiß thut alles. Seine Erklärung des Wortes war, daß er den Isthmus durchgraben wollte, denn Fleiß thut alles.

Aber unter der Milde glühte der Brand der Leidenschaft, und Periander wurde verwandelt; er wurde nicht ein andrer Mensch, sondern es wurden zwei aus ihm, die in einem Menschen nicht Platz haben: der Weise und der Tyrann, das will sagen, er wurde ein Unmensch. Der Anlaß wird verschieden erzählt. Aber gewiß ist, daß es nur ein Anlaß war, sonst bliebe unerklärlich, daß er so konnte verändert werden. Doch wird erzählt, daß er in sträflichem Umgang mit seiner Mutter Kratia gelebt, als er wohl noch nicht das schöne Wort von sich selbst gehört hatte: Thue nicht, was verschwiegen werden muß.

Dann ist Perianders Wort: Es ist besser gefürchtet als beklagt zu sein. Nach diesem Wort handelte er. Er war der Erste, der Landsknechte hielt und die Regierung umgestaltete nach den Anforderungen der Tyrannis und als ein Tyrann über Unfreie herrschte, selbst gebunden durch die Gewalt, die er nicht loslassen konnte, denn wie er selbst sagte: Es ist ebenso gefährlich für einen Tyrannen, die Herrschaft niederzulegen als ihrer beraubt werden. Er entging auch der Schwierigkeit auf eine sinnreiche Weise, die nachher erzählt werden soll, und auch den Toten konnte keine Rache treffen: die Inschrift steht über dem leeren Grabe. Daß dies geschehen mußte, verstand Periander selbst am besten, denn

er sagte: „Aus schlimmem Gewinn kommt böser Gewinn." „Tyrannen," sagt er, „welche sicher sein wollen, müssen Wohlwollen zur Leibwache haben, nicht Waffenträger." Deshalb war der Tyrann Periander niemals sicher, und die einzige Stätte, die er selbst im Tode sicher genug fand, war ein leeres Grab, in dem er nicht war. Das konnte man augenfällig ausdrücken, wenn man über das leere Grabgewölbe schrieb: Hier ruht ein Tyrann. Doch so machten es die Griechen nicht; versöhnlicher ließen sie ihn Frieden finden im Mutterschoß seiner Heimat und schrieben über das leere Grab, was im Vers schöner klingt, aber etwa diesen Sinn hat: Hier birgt Korinth, sein Vaterland, in seinem Schoß Periander den Reichen, den Weisen. Aber das ist insofern unwahr, als er nicht da liegt. Ein griechischer Schriftsteller setzte ihm eine andre Inschrift, die den Betrachter erinnern sollte, „sich nicht zu grämen, weil man seinen Wunsch nicht erlangt, sondern zufrieden zu sein mit der Schickung der Götter," indem man bedenkt, „daß der Geist des weisen Periander in Mißmut erlosch, weil er nicht auszuführen vermochte, was er wollte."

Die Erzählung geht nun wieder zurück zu dem Anlaß, welcher Perianders Wahnsinn zum Ausbruch brachte, der von Stund an mit den Jahren so zunahm, daß er mit Wahrheit von sich das Wort sagen konnte, welches, wie man sagt, Jahrtausende danach ein Verzweifelter in sein Wappen setzte: „Mehr vernichtet, minder bereuend."

Wir lassen unentschieden, ob der Anlaß war, daß man von seinem sträflichen Verhältnis zur Mutter raunte und ihn kränkte, daß man wußte, er „habe gethan, was nicht ausgesprochen werden darf"; oder ob der Anlaß eine rätselvolle Antwort seines Freundes Thrasybulus, des Tyrannen von Milet war, die bezeichnend, obschon schweigend nicht vom Boten, aber wohl von Periander verstanden wurde, in gleicher Weise wie dieselbe Antwort vom Sohn des Tarquinius Superbus verstanden wurde als ein leitender Wink;

oder endlich ob der Anlaß die Verzweiflung darüber war, daß er in Eifersucht seine geliebte Frau Lyside, der er selbst den Namen Melissa gegeben hatte, durch einen Fußtritt getötet hatte. Wir können es nicht entscheiden. Jede dieser Begebenheiten konnte wohl allein genug sein: die Schmach des Frevels für den stolzen Fürsten; die Versuchung des bedeutungsvollen Rätselwortes für den Herrschsüchtigen; die Qual der Schuld aus der eifersüchtigen Liebe. Vereint mochten sie nach und nach bewirken, daß Bosheit den Verstand des Weisen umkehrte, und Verbitterung die Seele des Herrschers betrog.

Aber wie Periander sich änderte, so wandelte sich auch sein Geschick. Das stolze Wort, daß es besser sei, gefürchtet als beklagt zu werden, kam über ihn, über sein verzweifeltes Leben und kam über ihn im Tode. Denn er wurde beklagt, beklagt sogar, daß er dies Wort gesagt hatte, beklagt, daß die Götter, welche die stärkeren sind, ihm entgegen waren, während er mehr und mehr vernichtet, minder und minder bereuend ihren Zorn verstand.

Melissa war eine Tochter des Prokles, des Tyrannen von Epidaurus. Als die Mutter getötet war, flohen ihre beiden Söhne Kypselus und Lykophron, der eine siebzehn, der andre achtzehn Jahr alt nach Epidaurus zum Großvater. Hier blieben sie einige Zeit, und, da sie zurückkehrten, nahm Prokles diesen Abschied von ihnen. Er sagte: Wißt ihr auch, Kinder, wer eure Mutter getötet hat? Auf Kypselus machte das Wort keinen Eindruck, aber Lykophron wurde still. Seit der Heimkehr in das väterliche Haus würdigte er den Vater nie einer Antwort. Da wurde Periander erbittert, jagte ihn von sich und erfuhr nun, indem er durch manche Frage dem Gedächtnis des Kypselus zu Hilfe kam, was Lykophron in seinem Schweigen barg. Sein Zorn verfolgte nun den Fortgejagten: daß keiner sich seiner annehmen sollte, er verfolgte den Flüchtling, der von Haus zu Haus ging, bis endlich einige Freunde ihn zu sich nahmen. Da ließ Periander bekannt machen, daß sterben

solle, wer den Lykophron beherbergte, oder nur ein Wort mit ihm spräche. Nun durfte niemand sich mit ihm einlassen, so daß er vor Hunger und Elend umkommen mußte. Periander selbst wurde erschüttert und ging zu ihm, da er vier Tage und Nächte weder Speise noch Trank erhalten hatte. Er bot ihm an, Herrscher in Korinth und über alle seine Schätze zu werden, da er nun wohl gelernt habe, was es heiße, seinem Vater trotzen. Aber Lykophron antwortete nichts; endlich sagte er: „Du hast selbst den Tod verdient, denn du hast ja dein Gebot übertreten und mit mir gesprochen.“ Hierüber erbittert verwies ihn Periander nach Corcyra, und sein Zorn wandte sich gegen Prokles, den er überwand und gefangen von Epidaurus wegführte.

Periander war nun ein Greis geworden, müde der Herrschaft wollte er sie niederlegen. „Aber es ist ebenso gefährlich die Tyrannis niederlegen als ihrer beraubt werden,“ das hat der Weise gesagt, und man lernt es von dem Tyrannen. Kypselus war nicht tauglich zur Regierung. Auf ihn hatte auch das Wort des Prokles keinen Eindruck gemacht. Lykophron sollte ihm also in der Regierung folgen. Er sendete Boten an ihn, aber nein; endlich sendete er seine Tochter zu ihm, daß die Gehorsame den Trotzigen überrede, aber er blieb in Corcyra. So beschlossen sie endlich miteinander zu teilen, nicht wie Vater und Sohn in Liebe teilen, sondern wie Todfeinde; sie beschlossen den Aufenthalt zu tauschen. Periander wollte in Corcyra wohnen, und Lykophron sollte Herr in Korinth sein. Periander war bereits fertig zur Abreise, aber die Corcyräer hatten solchen Schrecken vor ihm, und hatten die Unverträglichkeit von Vater und Sohn so gut verstanden, daß sie beschlossen Lykophron zu ermorden, denn dann blieb wohl Periander fort. Sie thaten auch so. Doch retteten sie sich damit nicht vor Periander; er ließ dreihundert ihrer Kinder fortführen um sie zu verderben. Aber die Götter verhinderten es, was sich Periander so zu Herzen nahm, daß er be-

schloß, sich selbst das Leben zu nehmen, weil er seinen Sohn nicht rächen könnte.

Zum letztenmal einigten sich der Weise und der Tyrann. Sein verzweifelter Entschluß und die Furcht, im Tode von der Schande eingeholt zu werden, ließ seine Weisheit einen sinnreichen Ausweg finden. Er ließ zwei junge Männer kommen und zeigte ihnen einen geheimen Gang. Dahin befahl er ihnen die nächste Nacht zu gehen und den ersten Menschen, der ihnen begegnete, zu töten, auch den Getöteten gleich zu begraben. Als diese fort waren, ließ er vier andre kommen und befahl ihnen dasselbe: im Gange zu warten und wenn ihnen zwei junge Männer begegneten, sie zu töten und gleich zu begraben. Danach ließ er die doppelte Anzahl kommen und befahl ihnen in gleicher Weise dasselbe, die vier zu töten und gleich an der Stelle zu begraben, wo sie niedergehauen wurden. Dann kam Periander selbst zur besprochnen Stunde und wurde getötet.

Den 6. Mai. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Es geht besser und besser. Das Wort bekommt mehr und mehr pathetische Bedeutung zwischen uns. Sie scheint ruhig. Gott gebe, daß es so ist! Hätte ich mich nur etwas früher so verstanden wie jetzt. Da jener kleine Zank ausbrach wäre die Zeit gewesen. Wenn ich sie erhitzte, hätte sie doch vielleicht selbst abgebrochen und hätte gar nichts gelitten.

Meine Seele ist belastet, mein Gedanke beschwert, meine Lebenshoffnung wie ein Rettungsboot in empörtem Meer, wenn zu viele darin sind.

Doch wer für einen andern bekümmert ist, hat nicht Zeit, den eignen Schmerz recht zu fühlen, und die ängstenden Einbildungen haben ein großes Übergewicht über die Wirklichkeit. Das Misverhältnis beweist sich wieder hier. Ihr wirklicher Schmerz,

wenn er auch noch so stark anzöge, ihr Klageschrei, wenn er auch nach so heftig wäre, ist doch nur schwach gegen die Erfindung meiner Phantasie, ohne daß ich etwas gesehen habe.

Den 7. Mai. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Plötzlich kommt die Entscheidung nicht über sie. Und das Plötzliche wäre vielleicht für sie das Gefährlichste. Die Übung ist so weit gekommen, daß sie fast eine Generalprobe war. Sollte es in Wirklichkeit ebenso gut abgehen, so verlange ich nichts mehr, ob es mir auch in andrer Beziehung etwas unerklärlich sein würde.

Was mich angeht, so fühle ich ein Heimweh nach mir selbst, danach, bei mir selbst sein zu dürfen. Es zerreißt eine Einbildung und eine Wirklichkeit so gegeneinander zu haben. Meine bekümmerte Einbildung ist fürchterlich; sollte sie auf ebenso tragische wie komische Weise wieder die Wirklichkeit leichter finden? O, daß ich meine Einbildungen behalten könnte, ich bin gewohnt, mich mit ihnen herumzuschlagen.

Doch tröstet es mich, bei allem Augenzeuge zu sein; selbst wenn sie stürbe, will ich Augenzeuge sein. Die Wirklichkeit plagt doch nicht wie die Möglichkeit.

Den 8. Mai. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Die Situation wiederholt, die Entscheidung so nahe wie bei einer Probe möglich, doch nicht ohne Leidenschaft von ihrer Seite. Sie scheint doch zu verstehen, daß was als Scherz zu grob ist, Ernst werden muß. Nicht ohne Heftigkeit ist sie, das ist gut. Noch heute muß es geschehen.

Wenn der Kaufmann auf der äußersten Spitze des Hafens steht und sieht sein Schiff und seine reiche Ladung in Seenot, und er sammelt seine Seele über dem Verlust und geht davon mit dem Gedanken: Es ist deine eigne Schuld, warum versicher-

test du nicht, — ob er da eigentlich froh wird, wenn ein Matrose ihm nachgelaufen kommt und sagt: Man sieht das Schiff wieder, es ist nicht untergegangen, und er kehrt um und der Matrose nimmt das Fernrohr um hinauszusehen und sagt: Ja, nun ist es wieder fort!

Wahr, sie bedeutet etwas andres als ein Kaufmannsschiff und eine reiche Ladung. Daß die ganze Begebenheit ihr so wenig wie möglich bedeute, ist mein Wunsch, mein innerlichster; aber selbst wenn sie den Brief, den sie heut erhalten wird, lachend empfinge, selbst wenn sie ihn als eine Freudenbotschaft betrachtete, daß sie nun frei von einer Bürde wäre, daß es so sein mag, aber selbst wenn es so wäre, mir hilft es nicht. Was ich erlebt habe, daß ich auf der äußersten Spitze der Möglichkeit stand und äußerste Schrecknis sah, wird mich verfolgen. Sie verwunden, wenn ich so viel für sie bedeute, daß ich es kann, will ich nicht; ich demütige mich unter das Verhältnis und unter meine Schuld; und so will ich Abschied von ihr nehmen. Aus den Proben glaube ich ersehen zu können, es wird in der Wirklichkeit nicht so, daß ich mich schone, wenn ich es nicht sehe.

Ich schrieb diesen Brief an sie: „Um nicht öfter die Probe zu machen mit dem, was doch geschehen muß, und was, wenn es geschehen ist, wohl Kräfte geben wird, wie sie nötig sind: so laß es denn geschehen sein. Vergiß vor allem den, der dies schreibt; vergib einem Menschen, der, wenn er auch etwas vermochte, doch nicht vermochte ein Mädchen glücklich zu machen.

„Das Zusenden einer seidnen Schnur ist im Osten Todesstrafe für den Empfänger; einen Ring zurücksenden wird hier wohl Todesstrafe für den, welcher ihn sendet.“

Nun ist es geschehen; wie ein Berauschter taumele ich umher, ich kann kaum gehen, nichts sammeln. Es ist ja auch nichts zu sammeln. Diese Augenblicke sind ja wie ein Bindezeichen zwischen zwei Worten.

Was geschieht? Großer Gott, sie ist auf meinem Zimmer gewesen, während ich aus war. Ich finde ein Billet in verzweifelter Leidenschaft abgefaßt, sie kann ohne mich nicht leben, es wird ihr Tod, wenn ich sie verlasse, sie beschwört mich um Gottes und meiner Seligkeit willen, bei jedem Gedanken, das mich bindet, bei dem heiligen Namen, den ich nur selten nenne, weil mein Zweifel mich verhindert hat, ihn mir anzueignen, ob auch gerade deshalb meine Verehrung vor ihm ist wie vor nichts andrem.

So bin ich also ihr angetraut! Was will eine Trauung andres sagen, als daß man der Liebe einen religiösen Ausdruck und eine religiöse Verpflichtung gibt? Das ist geschehen. Da sind zwei Mächte, welche mich binden und unauflöslich binden: das ist Gott und ein Verstorbner, mit denen kann man nicht disputieren; es gibt einen Namen, der mich ewig verpflichten will, ob auch all mein Denken nur von fern ihn schaut, auch der ist von ihr unter Beschlag gelegt. Werden diese Mächte ausgelöscht, so bin ich nicht da, und bin ich da, so bin ich gebunden, und unaufhörlich werde ich bei diesem Gedanken an die denken müssen, die Beschlag darauf legte.

Erotisch hat sie unrecht, das ist gewiß. Ein Mädchen hat nicht das Recht, solche Mittel zu brauchen. Daß sie es thut, zeigt im Grunde, wie wenig sie von ihnen versteht. Ich dürfte wahrlich solche Mittel nicht brauchen. Wer sie braucht, bindet sich selbst ebenso fest wie den, welchen er binden will: damit sich nicht einmal zeige, daß er die heiligen Namen eitel genommen hat. Aber mein Kapital-Unrecht gibt ihr das freiste Konto.

Doch welcher Leichtsinn, auf mein Zimmer zu gehen! Es kann einer erfahren, daß sie den Tag auf meinem Zimmer war; daß ich nicht zu Haus war, weiß er vielleicht nicht. Also ist ihre Ehre nun vielleicht auch bedenklich gemacht. Und ich habe so sorgsam gewacht, daß keine Kränkung derart sich zu nähern wagte! Hart genug, daß es aussehen soll als verschmähte ich sie.

Ich sähe nur zu gern, daß wirklich sie es wäre, die mich verschmähte.

Und wo ist sie denn hingegangen, als sie von hier ging? Vielleicht ist sie in Verwirrung fortgelaufen, darüber verzweifelnd, daß sie nicht gut genug sei. Gut genug, das ist glaube ich, das einzige, wovon nicht die Rede ist. O Tod, wer gab dir das Recht, Wucher zu treiben? Oder wucherst du nicht ärger als der blutdürstigste Jude, ärger als der blutloseste Geizhals, jedesmal wenn du bloß drohst und bloß peinigst in Todesangst?

Der Termin der Trennung ist also ausgesetzt, wenn nicht aus andern Gründen, so um ihrer Ehre willen, und weil die ganze Sache eine fürchterliche Gestalt angenommen hat. Ich habe ein Menschenleben auf meinem Gewissen und eine ewige Verantwortung. Aber welches Verhältnis soll ich zu ihr einnehmen? Ein religiöser Einheitspunkt ist Unsinn; daß wir Zwei im Verein trauern wollen ist Wahnwitz, wenn ich der Schuldige bin und sie die Leidende ist. Welche Sinnlosigkeit, Beichtvater und Mörder zugleich sein sollen, zugleich schuldvoll zermalmen und teilnehmend aufrichten!

Nein, sie soll mich zu sehen bekommen, ich denke nicht fortzulaufen. Hat sie mich leichtsinnig auf Lebenszeit gebunden mit einem Bande, das sie wohl knüpfen, aber nicht lösen kann, so kann es schlimm für sie werden; ich will wohl aushalten. Daraus folgt jedoch nicht, daß sie mein wird, oder ich ihr; aber wenn sie glaubt auf mich Eindruck machen zu können, wenn sie ein Argument hat, das ich vielleicht nicht bedacht habe, wohl, ich will mich nicht wegschleichen.

Geschieden sind wir, aber ich will versuchen, was ein Mensch vermag, um ihr zu helfen. So greife mich denn mit all deiner Macht, du gewaltige Leidenschaft, du Fälscher, der ein Wechselbalg der Wahrheit ist, aber im Betrug nicht davon zu unterscheiden. Stärke mich zwei Monate, das ist die Zeit, nicht einen

Tag länger, aber so lange pünktlich und gewissenhaft. Verwandle alle Qual in der Brust zu Possen auf den Lippen, alles Pathos darinnen zu Geschwätz. Nimm fort, nimm es fort und verbirg jeden Zug, jede Miene, jedes Gefühl, jeden Wink eines Gefühls, das ihr gefallen könnte, so sicher, daß keine Wahrheit durch den Betrug schimmert. Schaffe mich um, laß mich, wenn ich bei ihr sitze, wie eine nickende Pagode dasitzen, mit einem gedankenlosen Lächeln auf den Lippen, umdunstet von Gefasel.

Ich war bei ihr. Sie war verhältnismäßig ruhiger als ich erwartete. — Ein heimliches Liebespaar hat Vorsicht nötig, um sein Verständnis zu verbergen. Wir sind ein offenkundiges Liebespaar, und doch ist auch hier Vorsicht nötig, um unser Verständnis zu verbergen.

Von morgen an beginnt also der letzte Streit, die Schreckensperiode. Einen Eindruck von ihr habe ich gar nicht. Das Religiöse, das mich immer beschäftigt hat, meine Gedanken bis zur Verzweiflung erfüllt und wohl beschäftigen wird, solange ich denken kann, hat sie auf ihre Seite gebracht. Vielleicht ist es ein blindes Fechten; sie wußte nicht, was sie gegen mich brauchen sollte, und so griff sie nach dem. Das mag so sein, ich muß es respektieren. Was ich nun wagen will, ist womöglich mich selbst ihr zu stehlen, mein Bild in lauter Unsinn zu verwirren. Alle Sympathie für mich muß vernichtet werden, und zugleich muß sie sich müde laufen in Reflexion. Nach menschlicher Wahrscheinlichkeit wird sie da das schlimmste Leiden mit mir überstehen und nicht gewillt sein, in dem Augenblick von vorn zu beginnen, wo ich sie verlasse. — Man wird fast ruhig, wenn es auf das Handeln ankommt, wenn es auch das Verzweifeltste ist, was man thun will, und in der schwierigsten Weise, in der Länge der Zeit. Aber kann ich nicht ruhig sein, so kann ich es ebenso gern lassen, diese Arbeit zu beginnen.

Den 8. Mai. Mitternacht.

Nun ist es still, nicht wie wenn eine Leidenschaft, die stärker ist als der lärmendste Ausbruch, Stille wirkt, nein, es ist still in dem Sinn wie der Kaufmann sagt: In dieser Zeit ist es still im Kornhandel, es wird nicht gefragt; still in dem Sinn, wie man von einem Dorfe sagt, daß es still ist, weil da keine Begebenheit ist und nichts in Erwartung, während doch das Gewöhnliche geschieht: der Hahn kräht auf dem Mist, und die Ente plätschert im Wasser, und der Mittagsrauch steigt aus dem Schornstein, und Martin Franzen fährt heim, und alles ist in Bewegung, bis der Bauersmann seine Thür schließt und in den stillen Abend sieht, denn vorher war es nicht still. Still nicht in phantastischem Sinn, wie man es von einem Hause sagt, dessen Verschlossenheit Ahnungen weckt, sondern wie man es in bürgerlichem Sinn von einem Hause sagt, wo die ruhige Familie ihr Werk thut, und alles geschieht, was zu geschehen pflegt; still, wie man es von den „Stillen im Lande“ sagt, die in der Woche ihr Gewerbe treiben und Sonntags in die Kirche gehen.

Je mehr ich an diese Stille denke, um so mehr verwandelt sich mein Wesen. Die Hoffnung auf jede leidenschaftliche Entscheidung ist aufgegeben, das Ganze wird wohl still abgehen. Aber diese Stille kommt mir vor als die hinterlistigste Trügerei des Daseins. Ja, wenn die Stille ein unendliches Nichts ist und darum gerade die Möglichkeit für unendlichen Inhalt, ja, da liebe ich sie, da ist sie das Element des Geistes und reichhaltiger als Thronwechsel und Weltbegebenheiten. Deshalb liebe ich dich, du Stille zwischen Gräbern, denn die Toten schlafen, und doch ist in dieser Stille ein ewiges Bewußtsein von ihren Werken. Deshalb liebe ich dich, du Stille der Nacht, wenn das Innere der Natur sich deutlicher der Ahnung verrät, als wenn es lautstimmig sich in Leben und Bewegung verrät! Deshalb liebe ich dich, du Stille der Geisterstunde, hier auf meinem Zimmer, wo kein Laut

und keine menschliche Stimme die Unendlichkeit des Gedankens begrenzt, wo Petrarcas Worte passen: Nicht hat das Meer so viele Tiere in seinen Wogen, nicht sah die Nacht jemals so viele Sterne an des Himmels Wölbung, nicht wohnen so viele Vögel in dem Walde, nicht hat so viele Halme Feld und Wiese, wie mein Herz Gedanken hat an jedem Abend! Deshalb liebe ich dich, du feierliche Stille vor der Nacht, sei sie die des Gebets, das nicht ausgesprochen wird, oder des Feldrufs, der geflüstert wird, deine Stille bedeutet mehr als das Getümmel der Schlacht! Deshalb liebe ich dich mit Schauern, du Stille in der Wüste, du bist fürchterlicher als alles, was geschieht oder geschehen ist! Deshalb liebe ich dich, du Stille der Einsamkeit, vor all dem Mannigfaltigen, denn du bist unendlich!

Aber diese vegetierende Stille, in der das Menschenleben verhext ist, wo die Zeit kommt und geht und mit etwas ausgefüllt wird, so daß kein Sehnen da ist; denn alle Flüsse rinnen ins Meer und können doch das unendliche Meer nicht füllen, aber dies und das kann den Menschen die Zeit ausfüllen — die ist meiner Seele fremd. Und doch muß ich nun suchen damit vertraut zu werden. Drunten im Dorfe wohnt ja die schöne Marie. Sie hatte auch ihre Liebesgeschichte; nun ist der Schmerz vorbei, nun streicht der Musikant die Fiedel, und Marie tritt zum Tanz mit einem neuen Liebhaber. Nein, nein! Das verstört mein ganzes Wesen! Laß die Unendlichkeit uns trennen; meine Hoffnung war, daß auch die Ewigkeit uns vereinen sollte. Komm, Tod, und bewahre sie für die Ewigkeit; komm, Wahnsinn, und setze alles in Ruhe, bis die Ewigkeit das Siegel der Scheidung fortnimmt; komm, Haß, mit deiner unendlichen Leidenschaft, oder du, stolze Auszeichnung, mit deinem welkenden Ehrenkranz; komm, Gottesfurcht, mit deiner unvergänglichen Seligkeit; komm eins von euch und nehmt sie, die ich nicht selbst nehmen kann; aber nicht dies, nicht die Pfuschereien im Endlichen. — Geschieht dies, o, da

betrüge ich sie, da muß ich sie betrügen. Ich stehle ihr Bild, wie meine Einbildung es liebt, ich will es beschauen, aber es soll mich nicht an sie erinnern, wie es bisher gethan, da ich der betäubenden Linderung der Erinnerung entsagte, denn dann ist es nur eine Erinnerung.

Ach, da wir uns schieden, sagte mir mein Verstand, daß ich darauf vorbereitet sein müßte; und nun scheint es mir so schwierig, wenn es geschähe.

Inzwischen wird es wohl geschehen; ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß ich ihr schulde, mich in alles zu fügen, was mir möglich ist. Und es ist mir möglich zu versuchen, ihr eine mildere Erklärung von meinem Verhalten zu geben, eine Erklärung, die mir widerwärtig ist, widerwärtiger als die dummdreisteste Lüge, die ich gebraucht habe, wenn ich hoffte, daß es in unendlichem Sinn ihr nützlich sein könnte.

Den 12. Mai. Mitternacht.

Heute habe ich sie gesehen, es war in der Mittagsstunde, gerade vor dem königlichen Park. Sie kam heraus, ich ging auf der andern Seite der Straße auf ihn hin. Es war wirklich, als ich von Haus fortging, meine Absicht hineinzugehen, sonst wäre ich nicht den Weg gegangen. Doch ist diese Strenge ja bald nur eine Erinnerung an eine verschwundne Methode, in der ich durch asketische Enthaltsamkeit von jeder, selbst der entferntesten Einmischung durch selbstquälerische Grausamkeit die Unendlichkeit in ihr anerkannte. So begegneten wir uns. Sie hatte mich etwas vorher gesehen und war also vorbereitet, aber vielleicht auch etwas bewegt. Welche Aufgabe für Beobachtung. Eine halbe Minute haben um zu sehen, was für viele Stunden Gegenstand der Betrachtung wird, und dabei auf sich selbst achten und in Anschlag bringen, welchen Eindruck mein Anblick machen kann. Es war eine Bewegung in ihrem Gesicht: deutete sie einen unterdrückten

Schmerz an, oder war es der Übergang zu einem Lächeln? Ich habe nie ein Mädchen oder einen Menschen gekannt, wo die Vorbereitung zum Weinen und zum Lachen so gleich war wie bei ihr. Und hier gab es nicht starke Merkzeichen; denn ein unterdrücktes Lachen wird man an den Muskelbewegungen des Halses, ein unterdrücktes Weinen an dem Weiten des Busens beobachten können, aber hier waren die Grenzen viel unmerklicher, und keine Zeit zum Sehen. Die Bewegung konnte auch davon kommen, daß sie Luft schöpfte, so nämlich, daß ich nicht gesehen hatte, wie sie den Mund öffnete, aber wie sie ihn schloß. — Man könnte den Verstand verlieren, wenn man etwas Bestimmtes aus solchem Eindruck herauspressen will; und doch will ich es. Wenn man den Schlag einer Turmuhr hört und zählt, so folgt daraus nicht, daß man weiß, was die Uhr ist, denn es kann in Folge des Abstandes geschehen, daß man erst die letzten Schläge hört und fehl geht, wenn man sie zählt.

Sie sah sogar frisch aus, etwas bleich, aber dieser Bleichheit darf ich keine wesentliche Bedeutung geben, denn mein Anblick kann sie hervorrufen. Aber über die Frische darf ich mich freuen, oder sollte sie Täuschung sein, daß ihr die Luft gesundes Aussehen gegeben? Was soll ein eiliger Doktor sagen können! Ein eiliger Doktor, der flüchtig durch das Zimmer des Patienten eilt, bin ich eigentlich nicht; es ist der Patient, der so hurtig an mir vorbeiläuft, und Doktor bin ich wohl auch nicht, eher selbst Patient.

Den 15. Mai. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Oft genug habe ich über einen Verlobten gelacht, von welchem man mir erzählte, daß er bei der Geliebten einen andern Rock hängen hatte, den er anzog, um den neuen nicht abzunutzen. Nun lache ich nicht darüber; ich habe auch einen andern Rock, wohl nicht bei ihr hängen, aber draußen auf dem Gange. Da ziehe ich ihn an und entsage jeder Äußerung

meiner Liebe, jeder Andeutung meiner Teilnahme, jedem lockenden kleinen Wunsche, der, wenn unser Verhältnis gesichert wäre, sie durch die Kleinigkeit zu erfreuen begehrte. Wenn ich den Rock anhabe, beginnt das endlose Weben hin und her, das beständig das Physische und Moralische durcheinandermischend, alles durcheinandermengend beständig von unsrer Liebe und anderm solchen schwatzt.

Das ist eine qualvolle Strafe für mich, so qualvoll als wäre die Szene im Tartarus, so sitzen und mich selbst verzerren sollen. Aber das muß so sein. Von diesem Verhalten hoffe ich, daß unser Verhältnis, wenn der Augenblick des Abbruchs wiederkommt, gar nichts Anziehendes für ihre Gedanken haben soll, daß sie Überdruß und Widerwillen daran hat, wie dem Apfelsinen zuwider sind, der sie aß, weil er Pulver nahm. Sollte sie da später aus sich selbst dem Verhältnis Idealität geben können, so ist sie eine ganz andre Persönlichkeit als ich glaubte und bedarf meiner nicht.

Den 16. Mai. Mitternacht.

Wie gesagt, das Ganze wird doch vermutlich still abgehen. Gestern und vorgestern habe ich mit meinem Freunde gesprochen, der sehr wissend ist und mich auch mit wahrer Freundschaft gemartert hat, ob er auch zugleich mit allerhand Aufklärungen unter fingiertem Namen diente. Er blieb bei seinen Geschichten und fingierten Namen. Und seine Freundschaft ist unverändert. Erst wollte er mich mit dem Lebensgefährlichen ängstigen, nun hat die Pfeife einen andern Ton, er will mich erhitzen und etwas eifersüchtig machen — also muß sie sich wohlbefinden. Es ist ein unberechenbarer Vorteil, den ich von dem Menschen habe. Er ist es, den ich nun brauchen werde; heut begann die Komödie. Als er mitten in seiner Erzählung saß, erhob ich mich, umarmte ihn herzlich und sagte pathetisch: „Nun verstehe ich Sie, o ich Thor,

daß ich nicht in Ihnen einen Freund sah; leugnen Sie nicht, Sie reden von ihr, ach, von ihr, die ich unglücklich gemacht habe und die ich doch geliebt habe, zu der ich manches Mal zurückzukehren wünschte; aber ich kann es nicht, nein, ich kann es nicht, aufrichtig gestanden, mein Stolz hat zuviel Macht über mich.“ Mein Freund wurde etwas verdutzt; es muß auch fatal genug sein, wenn man freundschaftlich dasitzt und mit schlichter christlicher Bosheit einen Menschen plagen will, da freundschaftlich umarmt zu werden. Wenn ein Räuber, der einem Wanderer auf abgelegenem Wege begegnet, in dem Augenblick, wo er sich auf seine Beute stürzen wollte, sich weich umschlossen fühlte und die gerührten Worte hörte: „O gutes Geschick, das mir einen Führer sendet; ich habe mich verirrt und du, mein Wohlthäter, du treuer Repräsentant der Menschheit auf dieser einsamen Stelle u. s. w.“ es wäre doch möglich, daß der Räuber verlegen würde. Mein Freund wurde es wenigstens. Ich weiß sehr gut, daß sie sich gelegentlich nach mir erkundigen muß. Das weiß ich nicht von ihm, aber ich weiß es, weil ein andrer eifrig genug gewesen ist etwas von mir zu erfahren und damit fortzulaufen; und mein Freund steht ihr weit näher.

Er wurde nun in einer Art mein Freund. Es folgt inzwischen von selbst, daß ich ihm nicht über die Thürschwelle traue. Dagegen paßt es gut in seinen Kram, daß er glaubt mich in seiner Macht zu haben, und daß ich mich noch so viel um sie bekümmere, und er seine Freude daran haben kann mich zu peinigen. Zuerst wollte ich mit seiner Hilfe eine Korrespondenz mit ihr eröffnen. Äußerst deklamatorisch versicherte ich, daß ich sie nicht sehen dürfte und deshalb schreiben müßte. Daß ich sie gesehen habe, weiß er nicht, und ihr fällt es doch wohl kaum ein, es zu sagen. Dieser Plan wurde jedoch verworfen. Nun gelobte er einige Briefe in ihre Hände zu bringen, die ich an einen Dritten schreibe. Der Sicherheit wegen habe ich drei Sorten Tinte ge-

braucht, damit etwas Unterschied in der Farbe ist, wie die Daten verschieden sind.

Es geht also nun mit vereinten Kräften. Er hat nichts dagegen, daß sie sich wieder verlobt, weil er glaubt, das wird mich stacheln, und einsieht, daß ich möglicherweise etwas dazu helfen kann.

Ein Schriftsteller hat gesagt, ich erinnere mich nicht welcher, daß Ehrlichkeit am längsten währt, nur nicht ihr Beifall bei den Frauen. Ich glaube auch, daß die Wahrheit ein Weib nicht glücklich macht, auch keineswegs die Lüge, aber so eine kleine Dosis Unwahrheit.

Die beabsichtigte Eifersucht wird kaum meine Sorge. „Non enim est in carendo difficultas nisi quum est in habendo cupiditas,“ sagt Augustin. Nun ist es wohl wahr, daß ich sie gewünscht habe, ja, daß ich sie wünsche; aber daß ich kein äußeres Hindernis hatte zeigt, daß es etwas Höheres ist, was meinen Wunsch bindet. Das Höhere ist die Idee. Mit ihr wünsche ich sie unendlich, ohne das halte ich mich zu dem, was höher ist als sie und ich. Meine Bekümmerung ist vielmehr die, daß ich durch diese Briefe einen Scheidebrief schreibe, der die Unendlichkeit zwischen uns setzt, daß ich durch diese Briefe das Meine dazu beitrage eine Leichtigkeit im Leben zu bekommen, die mich betrübt.

Den 19. Mai. Mitternacht.

Meine Briefe hat sie nun wohl bekommen. Die Auffassung des Verhältnisses ist nicht ohne Reue. Diese Anbequemung betrübt mich am meisten. Bei jedem andern Betruge war ich doch brennend im Geist, weil der Antrieb darin die Hoffnung war, daß sie sich selbst in unendlichem Sinn sammeln werde. Diesmal bin ich verstimmt und doch werde ich vielleicht diesmal einen ganz andern Einfluß auf sie haben, als durch all mein Mühen, da ich gebunden war, und durch all mein Arbeiten, da ich mich losreißen

wollte und nur stärker an sie gebunden wurde. — Meine Reue macht natürlich viele Worte, und das Ende der vielen Worte ist natürlich, daß es sich nun nicht ändern lasse; ich bereue das Geschehene, ich wünsche es ungeschehen zu machen, aber ich kann es nicht, nein, ich kann es nicht, aber ich will es, wenn ich es nur vor Stolz könnte, sonst wollte ich u. s. w. Reue pflegt man an einem zu kennen, daran, daß sie handelt. In unsrer Zeit ist sie vielleicht weniger in Gefahr so erkannt zu werden. Ich glaube weder Young noch Talleyrand, noch ein späterer Schriftsteller hatten recht in dem, was sie von dem Zweck der Sprache sagten, denn ich glaube sie ist dazu da, die Leute darin zu bestärken und ihnen zu helfen, daß sie das Handeln unterlassen. Was in meinen Augen sinnlos ist, wird vielleicht große Wirkung hervorbringen und vielleicht würden die meisten meiner Bekannten, wenn sie die Briefe läsen, sagen: „Ja, nun haben wir ihn verstanden.“

Das ist schwer genug, man will doch gern die bürgerliche Achtung genießen und nicht für einen Tollhäusler gelten. Das erreiche ich auch, wenn ich bloß nicht die Wahrheit oder meine innerste Meinung sage. Wollte ich z. B. sagen: „Ich that jenen entscheidenden Schritt, weil ich mich gebunden fühlte, weil ich meine Freiheit haben muß, da die Lust meines Begehrens eine Welt umfaßt und sich nicht mit einem Mädchen begnügen kann,“ so antwortet der Chor: „Darin ist Sinn. Heil dir, du erleuchteter Mann!“ Wollte ich dagegen sagen: „Sie war die einzige, die ich geliebt habe; wäre ich dessen nicht sicher gewesen, da ich sie verließ, so hätte ich sie nie verlassen dürfen,“ so heißt es: „Fort mit ihm ins Narrenhaus.“ Wollte ich sagen: „Ich hatte sie satt,“ so antwortet der Chor: „Das läßt sich hören und läßt sich verstehen.“ Aber wollte ich sagen: „Dann kann ich es nicht verstehen, denn ein Pflichtverhältnis darf man doch nicht brechen, weil man es satt hat,“ so heißt es: „Er ist verrückt.“ Wollte ich sagen, wie in es der jüngsten Äußerung lautet: „Ich bereue es, ich machte es gern

ungeschehen, aber ich kann es nicht, nein, ich kann es nicht, mein Stolz erlaubt es nicht,“ so ist das Urteil: „Er ist ganz wie die meisten und wie die Helden in der französischen Poesie.“ Wollte ich dagegen sagen, daß nichts so würde meinen Stolz befriedigen, als es wieder aufzunehmen, daß nichts so den kalten Brand der Rache lindern würde, so heißt es: „Er deliriert, hört nicht auf ihn, fort ins Irrenhaus.“

Mundus vult decipi — das kann sich kaum bestimmter ausdrücken als in meiner Umgebung, die ich meine Welt nennen muß. Ich glaube auch, daß es in weiterem Sinn das Beste ist, was man von der Welt gesagt hat. Die Spekulanten sollen deshalb nicht ihre Köpfe zerbrechen um zu ergründen, was die Zeit fordert, denn das war von alters her wesentlich immer dasselbe: an der Nase genommen zu werden. Wenn man bloß etwas Gallimathias redet und mit der Menschheit en masse Brüderschaft trinkt, so wird man von der ganzen Gemeinschaft geliebt und geachtet. Anders ist es nun einmal nicht, und jeder der sich mit bekümmerten Gebärden grübelnd vor aller Augen hinstellt, der hat es im Grunde bereits gefunden. In dieser Hinsicht kann jeder der Zeit dienen, ob man darunter ein ganzes Volk, die Menschheit überhaupt, alle die kommenden Geschlechter versteht, oder einen kleineren Kreis von Zeitgenossen. Ich diene den Anteilnehmenden damit, daß ich ein Schurke bin. Es ist kein Zweifel, daß ich ihre Forderung befriedige. Ich selbst habe auch Vorteil davon und finde in gewissem Sinn diese Anstellung recht wünschenswert. Ein Tugendmuster, ein erweckter Normalmensch sein ist teils sehr genierend — und teils sehr bedenklich. Aber auf der andern Seite: verfolgt werde ich auch nicht. Auch das ist wünschenswert, damit ich nicht falsch schließe und gut von mir denke, weil ich in der Welt verfolgt werde.

In bezug auf die Menschen habe ich nie Bedenken getragen meinem Genius zu folgen und einer gewissen ursprünglichen Scham

bei dem Guten und einem etwas schwermütigen Mißtrauen gegen mich selbst nachzugeben, also so zu betrügen, daß ich vielleicht doch immer etwas besser bin als ich scheine. Ich habe es nie anders verstehen können als daß jeder Mensch wesentlich sich selbst zur Aufgabe hat, und daß darüber hinaus nur führt die Bevollmächtigung als Apostel (deren dialektische Bestimmung ich nicht fassen kann) oder — Schwafelei. Es ist wohl richtig: Wer sich sich nicht selbst barbieren kann, kann sehr gut andern damit dienen und Barbier sein; aber in der Welt des Geistes ist das sinnlos. Inzwischen gilt es für Ernst; jeder will an den andern wirken. So ist's Brauch in Vereinsreden, wo es noch leichter zu verstehen ist, aber es ist auch Brauch in der rhetorischen Form des religiösen Vortrags. Wird davon gepredigt, dem Herrn den Weg zu bereiten, so ist das erste Moment, daß jeder das Seine thun soll, um das Christentum auszubreiten, nicht bloß wir Prediger, sondern jeder. Das ist gleich ein sehr hoffnungsvoller Beginn; da bleibt gleich unentschieden, ob der Prediger ein Apostel ist (wie demütig!). Also nicht bloß wir Prediger! Meine lieben Zuhörer, achtet auf meine Rede, nicht bloß wir Prediger sollen so wirken, sondern ihr sollt auch so wirken! Wie? Ja, das ist das einzige, was in dieser ernsthaften Rede nicht klar wird. Nun ist der erste Teil fertig; der Prediger trocknet den Schweiß ab, und die Zuhörer thun ebenso bloß bei dem Gedanken, daß sie so Missionare geworden sind. Die Rede geht weiter. Man hofft etwas nähere Aufklärung zu bekommen, aber sieh, das nächste Moment ist, daß jeder in sich selbst dem Herrn den Weg bereitet. So soll natürlich geredet werden, von hier aus läßt sich eine Lebensanschauung anlegen. Man versteht, daß der Einzelne wesentlich mit sich selbst zu thun hat, und was er ausrichtet, das Zufällige ist, womit man sich nicht vorgreifen soll, und was man sich nicht wesentlich anrechnen darf, da man erst bei dem Zurückschauen in der Ewigkeit wird zu sehen bekommen, was es ist: wesentlich Gottes Werk

und zufällig des Menschen Werk. Soll das Ausrichten gefordert werden, so wird eigentlich von jedem gefordert, daß er Glück habe, und das ist gedankenlos, da Glück nicht eine Gabe der Freiheit, sondern der Vorsehung ist. Versteht man dagegen, daß jeder wesentlich mit sich selbst zu thun hat, so läßt sich auch verstehen, daß bei solchem Existieren sein Leben, sein Wort u. s. w. möglicherweise Bedeutung für andre bekommt; möglicherweise, denn teils ist es die Sache der Vorsehung, teils ist die Macht des Beispiels und der Lehre nicht direkt. Hier könnte also der Redner beginnen und das erste Moment umwenden, ungefähr so: Auch ich, obschon es so scheinen könnte, kann wesentlich nicht mehr thun als auf mich selbst achten. Laßt euch nicht fangen vom Sinnenbetrug.“ — Man beruft sich auf das Beispiel Johannes des Täufers; aber Johannes ist kein direktes Beispiel, er ist ja „ausgesondert“. Außerdem muß man welthistorische Gestalten immer vorsichtig brauchen; sie haben nämlich eine Abgeschlossenheit, welche die Betrachtung sicher macht und das Mißverständnis daher auch. Jede Figur, die man braucht, muß für das Denken entstehen, klar in ihrem dialektischen Bau, sonst ist es nur Spaß sie als Beispiel hinzustellen.

Darüber habe ich viel gegrübelt und bin zu dem Resultat gekommen, daß ich einem Menschen am meisten nütze, wenn ich ihn betrüge. Die höchste Wahrheit im Verhältnis zu ihm ist, daß ich ihm wesentlich nichts nützen kann (dies ist der Ausdruck für den tiefsten, wünschenden, sympathetischen Schmerz, dem man sich nur durch Faselei entzieht, aber auch der Ausdruck für die höchste Begeisterung an der Gleichheit aller); und die entsprechendste Form für diese Wahrheit ist, daß ich ihn betrüge, denn sonst wäre es ja möglich, daß er fehlgriff und die Wahrheit von mir lernte und dadurch betrogen wäre, daß er glaubte sie von mir zu haben. Ich weiß es wohl, die Mehrheit, wenn ich sie in meinen zweifelnden Gedankengang einweihen wollte, würde über

mich lächeln und meinen Leichtsinn tadeln, denn ihr ist das Bethörende Ernst. Mich kann das nicht irren ohne mich einer Inkonsequenz schuldig zu machen, und es kann auch nicht geschehen, da ich nicht wünsche mich einem anzuvertrauen, damit ich nicht selbst fehlgreife und meine ausgehen zu sollen um dieses Ansichhalten zu verkünden, anstatt auf mich selbst zu achten. Denn jeder Mensch halte an sich, so wird Gott der allein Mitteilende.

Am besten und am schwersten habe ich das durch mein Verhältnis zu ihr gelernt, wo die wünschende Sympathie beständig eine Ausnahme machen wollte, wo ich bis zur Verzweiflung wünschte alles für sie zu sein, bis ich im Schmerz lernte, daß es unendlich höher ist, gar nichts für sie zu sein. Es tröstet mich, daß ich mir nie einbildete ihr Lehrer zu sein, oder mich berufen fühlte ein paar ermahnende Worte zu sagen. Wenn der Weiseste sechs Stunden des Tages auf einen Menschen verwendete und andre sechs um zu bedenken, wie er das am besten machte, und dabei sechs Jahr verbliebe, er wäre ein Betrüger, wenn er wagte zu sagen, daß er ihm w e s e n t l i c h genützt habe. Und dieser Gedanke ist für mich wenigstens die tiefste Gewalt der Begeisterung. Sprachen, Künste, Handfertigkeiten u. s. w. kann einer dem andern lehren, aber in ethisch-religiösem Sinn kann der eine nicht wesentlich dem andern nützen. Und deshalb ist es schön und begeisternd dies in der äußersten Anstrengung des Betruges auszudrücken, denn ein Betrug unter ethischer Verantwortung ist keine Behaglichkeit und kann es immer mit den ermahnenden Worten aufnehmen. Was ich zu ihr geäußert habe war als spräche ich zu mir selbst, und ich habe weder Gestikulationen noch Applikationen gemacht. Eignet sie es sich an, so thut sie es durch sich selbst, nicht bauend auf „sein Wort und Kleid“. Es ist leicht genug in einen Omnibus zu springen, umherzufahren und ein paar ermahnende Worte zu sagen, es kann auch etwas Schmuckes darin sein, daß man es will; aber es ist dumm zu lehren, daß ein Mensch gar nichts vermag

und dann doch ein paar ermahnenden Worten so ungeheure Wirkung beilegen. Für die Wirkung gebührt Gott verwunderter und bewundernder Dank. Jeder Mensch sehe auf sich selbst im Leben, in der Ewigkeit ist Zeit zu sehen, was Gott daraus machte.

In die Welt hinauszuziehen mag den fahrenden Rittern überlassen bleiben, der wahre Ernst ist aufmerksam auf jede Gefahr, auch auf die, daß einer bona fide gedankenlos Schüler wird. In meinen Gedanken ist mit Ausnahme solcher bevollmächtigten Persönlichkeiten wie die Apostel keiner ernster gewesen als der, welcher seine Gedanken in die Form des Scherzes kleidete, und keiner, der so sympathisch seine Mitmenschen liebte, und keiner, der so tief die Gottheit bewunderte. Laß dann die Chroniken von Königen erzählen, welche das Christentum eingeführt haben, ich denke so: eine verbesserte Schafrasse kann ein König einführen und Eisenbahnen, aber Christentum und Geist, sittlich verstanden, einzuführen im wesentlichen Sinn, soll auch ein Kaiser sich nicht Ungelegenheiten machen.

In meinem Verhältnis zu ihr geschieht nun eine Veränderung. Bisher habe ich mich ganz stillgehalten und das Unendliche in ihr respektiert. Nun komme ich mit einer Erklärung. Das sehe ich für einen Betrug an. Früher war die Form der Betrug und der Inhalt das Interesse für das Unendliche in ihr; mein Stillsein, mein Schweigen, meine Unbewegtheit war die täuschende Form für das unendliche Interesse an ihr. Nun ist es anders. Was ich sage meine ich nicht, und dieser Betrug ist nicht die entsprechende Einkleidung oder Umkleidung für meine wahre Meinung. Daß ich erkläre, ich bereute, aber aus Stolz das Verschuldete nicht wieder gut machen könnte, heißt eigentlich sie zum Narren haben. Deshalb habe ich auch mich niemals vorher reuig gezeigt, ungeachtet ich doch bereute und bereue, daß ich jenes Verhältnis einging, und meine Demütigung darin finde, daß ich es nicht wieder gut machen kann, was gerade mein Stolz wünscht,

da er nun geknickt ist. Ich hatte eine fast dummdreiste Vorstellung von meinem Wollen und muß mich hier krümmen, denn da ist etwas, das ich will, mit meiner ganzen Leidenschaft will, aber nicht kann. Warum ich es nicht kann (was in meinem Verhältnis zur Idee liegt, bis diese oder ich verändert wird), kann ich ihr nicht sagen, so daß sie es verstehen kann, aber gerade deshalb habe ich auch niemals gesagt, daß ich bereute. So war Sinn in meinem Verhalten. Aber bereuen und Stolz als die Hinderung für die Bethätigung der Reue angeben, während er gerade Gegenstand der Reue sein sollte, das ist ein Majestätsverbrechen gegen Gott.

Vielleicht zum erstenmal in meinem Leben thue ich etwas, das ich selbst für sinnlos ansehe. Ich habe vieles gethan, was wohl die Mehrheit dafür ansehen würde, das hat mich nicht beirrt, weil sie ja möglicherweise nicht den Verstand hat sich zu denken und nicht den Mut hat sich zu wagen auf die Außenpunkte, wo ich mein Leben habe. Ich habe auch vieles gethan, was ich selbst nachher als thöricht erkannte, und wenn auch die Reue diese Entschuldigung nicht anerkennt, so ist es doch eine Art Trost, daß ich es nicht für sinnlos hielt, als ich es that. Untauglich solche Aufgaben wie die Zukunft der ganzen Menschheit oder die Forderungen der Zeit zu fassen, habe ich mich absolut auf mich selbst gesammelt. Wenn das Rechte mir zweifelhaft wird, da pflegte ich laut meinen Namen zu nennen und zu sagen: „Man kann sterben, man kann unglücklich werden, aber Sinn in seinem Leben kann man doch bewahren und Treue gegen die Idee.“ Nun ist das vorbei. Und wer ist schuld daran? Ein andrer würde sagen: „Sie, unter deren Pantoffel du doch stehst.“ Das möchte ich doch nicht sagen, denn ich enthalte mich gern des Sinnlosen wie dies, daß ein andrer schuld sei, daß ich etwas Verkehrtes thue. Ich will doch lieber sagen: „Ich bin selbst schuld daran. Die Schuld ist mein, und die Schwierigkeit ist die, daß mein Verstand mir dafür einsteht, daß es ihr in endlichem Sinn dien-

lich sein kann, während meine Sympathie sie lieber in unendlichem Sinn lieben möchte.“ Gedemütigt hat mich dies Verhältnis, und nun, ob sie diese Briefe liest oder nicht, ob sie wirken oder nicht, nun triumphiert sie über mich in einer Weise, die mich mißmutig macht.

Den 21. Mai. Mitternacht.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, sagt Salomo. Nun wohl, das mag so sein, schlimmer ist's, wenn gar nichts geschieht. Allein diese Erwägung überzeugt mich schon, wie absurd es wäre, wenn ich einen Vertrauten suchte. Ja, wäre mein Schmerz reich an Aufzügen, an Szenen- und Dekorationswechsel, dann hätte er Interesse. Aber mein Leiden ist langweilig. Das ist wahr, ich bin noch beständig in der Exposition dieses Nichts, und die Szene ist unverändert dieselbe.

Wenn ich reiste, um die Zeit hinzubringen per mare tristitiam fugens, per saxa, per ignes! Das läßt sich nicht thun. Noch muß ich mich ganz ruhig halten. Eine Reise, von der sie leicht hört, könnte sie beirren und sie in die Illusion bringen, ich hätte mich nach längerer Zeit verändert. Aber die Zeit muß ihr so knapp wie möglich zugemessen werden; und ich wünsche nur die Vorsehung wolle unsre Wege oft zusammenführen, denn ihr nützt es mich zu sehen und sich zu überzeugen, daß ich unverändert hier lebe und also nicht in einem fremden Lande sitze — und vielleicht an sie denke und vielleicht Heimweh bekomme. Sollte ich reisen, so mußte es längst geschehen sein, ich mußte eine falsche Zeitangabe aussprengen und plötzlich zurückkommen. Vielleicht wäre ihr eingefallen, daß diese Plötzlichkeit sie anginge, bis sie sah, daß es nicht der Fall war, das konnte ihr vielleicht nützen. Dazu ist die Zeit vorbei.

Die Uhr schlug nun Eins. Diese trostlose Zeitangabe! Denn Zwölf sind doch viele Schläge, man merkt, daß die Zeit angegeben wird, und Zwei zählt doch, aber Eins ist ja eine An-

gabe, als wäre es die Ewigkeit. Wenn da eine solche Ewigkeit der Strafe ist und der Unglückliche wollte sich vor einem beklagen, wie würde man sich nicht abwenden, denn er ist nicht bloß unglücklich, sondern sein Leiden ist langweilig — wäre es nicht langweilig, so könnte man ihm wohl Teilnahme erweisen.

Für mich wünsche ich sie von keinem. Gott im Himmel ekelt sich nicht an dem Langweiligen. — Es soll Pflicht sein zu beten, es soll nützlich sein zu beten, es sind drei Gründe dafür, vielleicht sogar vier. Ich will keinem seine Gründe nehmen, er mag sie gern behalten, wenn ich nur behalte, daß ich beten darf, als etwas so Begeisterndes, daß man in weit tieferem Sinn als Plato und Aristoteles sagen kann: Verwunderung ist der Ausgangspunkt der Erkenntnis. Zu den vielen Argumenten und sechzehn Gründen habe ich kein Vertrauen, es wäre vielleicht besser, besonders mit Rücksicht auf die Gebildeten (denn arme Leute und Unglückliche und Einfältige kommen leichter zum Beten), wenn eingeführt würde, daß es etwas kostete, wenn man beten wollte, dann drängte man sich vielleicht dazu. Sucht schon irdische Liebe Heimlichkeit, so gilt noch mehr vom Gebet, daß es die Einsamkeit liebt und möglichst verborgen sein will, um nicht beirrt zu werden und auch andre nicht durch seine Bewegtheit zu stören; man braucht ja auch nicht Zeugen dabei, und sie helfen nur wenig. Ein Fürst, der inkognito reist, kann jeden Augenblick sein Inkognito niederlegen; so kommt es mir vor, daß das Äußere des Beters ein Inkognito ist, das er zwar nicht niederlegen kann um Gegenstand der Bewunderung zu werden, aber das er ablegen kann, wenn er sich im Gebet erhebt zu neuer Verwunderung darüber, daß Gott im Himmel der Einzige ist, der nicht müde wird, auf einen Menschen zu hören. Und diese heilige Verwunderung wird wieder den Beter verhindern zu bedenken, ob er auch bekommt, um was er bittet. Es ist keine schöne Liebe, bei der man nachsieht, ob sie sich bezahlt, und wenn man auch findet, daß sie sich vortreff-

lich bezahlt, ist es doch keine glückliche Liebe. Das Gebet ist eine Begünstigung, die gnädig jedem Menschen vergönnt ist, und ihn zu mehr als einem Edelmann macht. Aber versteht man, daß es eine Begünstigung ist bis zur Verwunderung, ja, bis vor Verwunderung der Verstand Schiffbruch leidet, so hält man auch Gründe nicht für nötig, die nur bei dem Zweifelhaften ihren Platz haben.

Aber sie, sie! Wenn sie sich nicht in sich selbst verstehen will, sondern lieber den Trost der Endlichkeit sucht. Schwer ist es für einen Menschen, der seine Seele nicht in weitläufiger Bekümmerung für Krethi und Plethi oder für die ganze Menschheit zersplittert hat, nur in Einsamkeit vor sich selbst seine Bekümmerung ausdrücken zu dürfen, wie ein Fechten in der Luft, und das alles nicht thun dürfen, was wohl in höherem Sinn ein Nichts ist, aber doch sympathisch lindert.

Den 22. Mai. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Das Gelächter ist und bleibt doch das beste Erforschungsmittel. Sie lacht mit, aber dann kann sie nicht mehr, das Lachen bricht ihr. Also hat sie doch keine unendliche Leidenschaft, sondern nur bis zu einem gewissen Grade. Es schauert in mir, denn ich weiß, was dann kommt, dann kommen Bitten und Thränen, bis sie wieder müde geworden ist, aber mein Geschwätz wird nicht müde, es setzt sich unverdrossen fort.

Da gestochen werden, wo die feinsten Nerven liegen ist fürchterlich, aber noch fürchterlicher ist es, nicht einmal eine Miene verändern dürfen, während es geschieht, sondern ganz ruhig sitzen sollen und plaudern.

Nur zehn Minuten war ich heut ernst. Ich denke jeden achten Tag mich so zu benehmen. Mit Ruhe sagte ich zu ihr: „Hör auf, brich ab, du hältst es in der Länge mit mir nicht aus.“ Aber dann flammt die Leidenschaft auf, sie erklärt, sie will lieber

das alles als mich nicht sehen. Das ist nur ein leidenschaftlicher Ausbruch, und seine Heftigkeit zeigt mir gerade, daß mein Verfahren dazu beitragen wird sie frei zu machen.

Den 25. Mai. Mitternacht.

An sie mich erinnern darf ich nicht. Hätte der Tod uns getrennt, wie er Liebende scheidet, hätte sie mit mir gebrochen, da dürfte ich mich an das erinnern, was schön und lieblich war, an jeden Augenblick, der einmal glücklich für uns war. Wenn der Frühling in Jugend sproßt, da wollte ich ihrer gedenken; wenn das Laub Schatten gibt, da wollte ich ruhen in der Erinnerung an sie; am Abend, wenn der Sommertag sich sammelt, da wollte ich ihr Bild an dem stillen See erblicken, wenn das Schilf flüstert, würde es mich erinnern; an der Küste des Meeres, wenn das Schiff kommt, wollte ich mir einbilden, daß ich ihr begegnen sollte, bis die einförmige Woge mich in Erinnerung wiegte; bei meinem alten Konditor wollte ich ihre Spur suchen, und oft, oft mich selbst betrügen, als ginge ich zu ihr. Aber ich darf es nicht; für mich gibt es keinen Wechsel der Jahreszeiten, die Erinnerung blüht nicht in meiner Hand, sie ist wie ein Urteil über meinem Haupt, oder wie ein rätselvolles Zeichen, von dem ich nicht mit Bestimmtheit weiß, was es bedeuten soll. Durfte Adam sich an Eden erinnern, durfte er es, wenn er Disteln und Dornen vor seinem Fuß sah, durfte er zu Eva sagen: Nein! so war es doch nicht in Eden, in Eden, o erinnerst du dich — durfte Adam das thun? Noch weniger ich.

Den 27. Mai. Mitternacht.

Sie vergessen — das ist unmöglich. Mein Bau ist zusammengestürzt. Schwermütig war ich, aber in dieser Schwermut war ich ein Schwärmer, und jener trostlose Gedanke meiner Jugend, daß ich zu nichts taugte, war vielleicht nur die Form der

Schwärmerei, weil ich eine Idealität forderte, unter der ich seufzte. Diese Heimlichkeit wollte ich in mir selbst bergen und in dieser Heimlichkeit ein Glühen, welches mich wohl unglücklich machte, aber doch auch unbeschreiblich glücklich. Früh, nur allzufrüh glaubte ich gesehen zu haben, daß die Begeisterung, welche man auf Straßen und Gassen findet, von einer solchen Art ist, daß ich nicht Anteil daran haben wollte. Da wollte ich mein Äußeres kalt und herzlos bilden, um keine Gemeinschaft mit dem Geschminkten oder dem Selbstbetrügerischen zu haben. Das war eine stolze Idee, wie ein Schwermütiger sie haben kann. Aber ob man auch laut gegen mich schrie, daß ich ein Egoist sei, ich wollte, daß keiner gegen mich recht habe. All das ist verstört und ich bin entwaffnet. In dem Schein, den ich hervorbringen wollte, bin ich gefangen. Ich habe ja lumpig gegen einen Menschen gehandelt. Und wenn ich es auch anders verstehe, und wenn ich auch gewiß bin, daß, wie die Sonne immer im Osten aufgeht, ich immer die Schwärmerei auf meiner Seite haben werde — ich kann mich für keinen Menschen verständlich machen.

Die Vorsehung hat mich gefangen. Die Idee meiner Existenz war stolz, nun bin ich geknickt. Ich weiß wohl, ich kann es vor andern verbergen, aber ich habe den eigentlichen Nachdruck in meinem Dasein verloren, den sichern Halt hinter dem betrügerischen Schein, ich habe verloren, was ich nie wiedergewinne und mir auch selbst fernhalten muß, denn mein Stolz ist noch da, wenn er auch mußte pedem referre und unter anderm nun seine Aufgabe darin hat, nie mir selbst zu vergeben. Nur religiös kann ich jetzt mir selbst verständlich werden vor Gott; vor den Menschen rede ich im Mißverständnis eine ausländische Sprache. Ich wollte es in meiner Macht haben, jeden beliebigen Augenblick in das Allgemeine einzugehen, nun kann ich es nicht.

O selig ist das Verständnis mit Gott, aber das Mißverständnis ringsum hat doch auch seinen Schmerz. Wer sollte sich bei der

Wahl der Vertraulichkeit bedenken, aber meine Wahl ist nicht frei; ich fühle die Freiheit nur, indem ich mich der Notwendigkeit hingebe und in der Hingebung das vergesse. Ich kann nicht sagen: „Zu wem sollte ich gehen außer zu dir?“ denn ich kann zu keinem gehen, im Mißverständnis ist ja keine Vertraulichkeit; ich kann zu keinem gehen, denn ich bin ein Gefangener, und Mißverständnis um Mißverständnis ist das schwere Eisengitter vor meinem Fenster; und ich wähle nicht zu Gott zu gehen, sondern bin dazu genötigt. Aber dann kommt der Augenblick des Verständnisses, und da ist es doch wieder selig, daß Eisenstangen vor dem Fenster sind, denn das bewirkt, daß dies Verständnis nicht eine Täuschung ist, nicht etwas Angelerntes, nicht Ausbeute aus zweiter Hand, und auch nicht ausgeschwatzt werden kann, denn zu wem sollte ich reden?

Meine Idee war, mein Leben in meinem Innersten religiös anzulegen, und diese Innerlichkeit in Betrug zu hüllen. Nun bin ich noch weiter in mich selbst zurückgedrängt, mein Leben ist mir religiös angelegt und so weit zurück in Innerlichkeit, daß ich schwerlich die Wirklichkeit erreiche.

Wem sollte es einfallen, sich selbst vor Gott wichtig sein zu wollen. Aber mein Verhältnis ist so, als hätte Gott mich gewählt, nicht ich Gott. Auch nicht der Schein bleibt mir, als wäre ich es, der zu ihm kommt. Will ich mich nicht darein finden, den Schmerz der Notwendigkeit zu tragen, so bin ich vernichtet und habe keine Stelle als bei den Menschen in Mißverständnis. Halte ich den Schmerz der Notwendigkeit aus, so geschieht die Verwandlung.

Meinen Verlust verwinde ich nie; lange genug kann es währen, bis ich lerne ihn tragen. Gehe ich unter den Menschen, da ist es mir, als ginge mein verlorner Stolz an mir vorüber, und ich läse in den Mienen der andern, daß sie so denken. Da könnte ich wie ein Verzweifelter durch die Menschen stürzen, um meinen verlornen Schatten zu haschen, um ihn wiederzufordern,

um mich zu rächen und mich der Rache zu trösten, wenn ich vor Mattigkeit umsinke. Ja, weh dem Weib, dessen Blick mich so berührt! An einem Weibe kann man doch sich rächen. Ich weiß, es gibt schreckliche Gedanken, von denen besessen werden kann, wer sich an dem Naturverhältnis ärgert. Wie ging es zu, daß Richard III. das Weib überwältigen konnte und zu seiner Geliebten machen, die sein geschworner Feind war? Und warum that er das wohl? War es Regierungspolitik? War der Hohn auch Regierungspolitik, mit dem er bedenkt, wie leicht der Sieg war; war es Selbstprüfung, wie weit er zum König taugte, da er mit verzweifeltem Behagen bei seiner Mißgestalt verweilte? Nein, es war ein Haß gegen das Dasein, durch Geistesmacht wollte er über die Natur spotten, die seiner gespottet hatte, er wollte sie lächerlich machen samt ihrer Erfindung der Liebe und daß das Schöne liebenswert sei; denn er, der Benachteiligte, der Krüppel, er, der Verzweifelte, der Teufel wollte beweisen, daß er trotz alledem geliebt werden könne. Da lernte er, da entdeckte er, daß es eine Macht gibt, welche sicher auf das Weib wirkt, und das ist Unwahrheit und Lüge, wenn sie mit der Glut wilder Begeisterung lodert, mit ungesunder Erhitzung der Lust und doch mit des Verstandes eisiger Kälte, wie der feurigste Wein in Eis gekühlt wird. Selbst haßte er und doch weckte er Liebe, ob das Weib auch eigentlich nicht liebt und nur schwindelnd und betäubt in seine Macht sinkt. Es gibt einen solchen bösen Geist, und er bietet großes Handgeld: das Vorausgefühl übermenschlicher Kräfte; und er versucht mit dem Blendwerk, als wäre eine wahnsinnige Rache der wahre Weg, seinen Stolz zu retten und seine Ehre zu behaupten. Und schwer muß der Gang sein, wenn er auch möglich ist, der Rückgang über die klaffende Tiefe, die auch in der Zeit das Gute und das Böse trennt, der Übergang von dem Gefühl übernatürlicher Größe durch die Macht des Bösen zu dem Gefühl nichts, gar nichts zu sein, weniger als nichts in Reue.

„Was ist Ehre?“ sagt Falstaff. „Kann sie ein Bein ansetzen? Nein. Kann sie einen Arm ansetzen? Nein. Also ist sie eine Einbildung, ein Wort, ein gemalter Schild.“ Nein, dies Also war thöricht; denn kann sie auch nichts von dem thun, wenn man sie gewinnt, so kann sie das Gegenteil thun, wenn sie verloren wird, sie kann Bein und Arm nehmen, ja, sie kann einen schlimmer mißhandeln als man in Rußland thut, als nach Sibirien senden. Wenn sie das kann, ist sie doch keine Einbildung. Denn gehe hin auf den Wahlplatz, betrachte die Gefallenen; besuche das Invalidenhaus, betrachte die Verwundeten: Niemals findest du einen Toten, niemals einen Verstümmelten so mißhandelt wie den, welchen die Ehre verstieß.

Da kommt das Verständnis innerhalb der Eisengitter. Wo ist dann das Feld der Ehre? Überall wo ein Mann mit Ehre fällt. Aber wer vorzieht, statt sich mit Ehren durch das Leben zu schwindeln, lieber die Ehre zu verlieren und sie Gott zu geben, der fällt auf dem Felde der Ehre. Ist ein neuer Himmel und eine neue Erde zu erwarten, so auch eine neue Ehre. Falle ich da auch, wo keiner davon träumt, daß dort das Feld der Ehre ist, werde ich auch auf dem Kirchhof der Unehrlichen begraben, wenn da ein Einzelner vielleicht in andern Gedanken an meinem Grabe vorbeigeht und plötzlich stutzt und mir die Leichenrede hält: „Wie ist denn dieser Mann hierher gelegt? kann man denn ohne Schändung unter den Unehrlichen liegen? und er liegt ja hier mit Ehren —“ so verlange ich nicht mehr. — Ich will es mir deutlich denken und entscheidender als die Krise meines Lebens. Gesetzt, die Sünderin hatte keinen Mitwisser ihrer Schande, sie konnte sich durch das Leben mit Ehren schwindeln und im Tode aus der Welt mit dem Myrtenkranz um die Stirn: mir scheint, sie gewann durch ihren Mut eine andre Ehre, mir scheint, sie liegt im Tode ohne Myrtenkranz mehr geehrt als durch diesen.

So scheint es auch mir, daß der doch nicht die Ehre verlor,

der eingesteht, daß er unternahm, was er nicht vollbringen konnte, daß er sie besser bewahrte, als wenn er billig kaufte, was er zum höchsten Preise erwerben wollte, da er das Mädchen als Betrüger im höchsten Preise hielt, während er zum niedrigsten ihr Ehemann sein konnte. Mir scheint der Segen der Dankbarkeit wäre wie ein Spott gewesen, und der ehrwürdige Name für sein Verhältnis zu ihr eine Abscheulichkeit, aber deshalb auch das strengste Urteil der Welt über sein Verfahren eine Ehrenerklärung.

Den 30. Mai. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Sollte es nicht möglich sein, daß sie siegte und ihren Wunsch erlangte? Laß sehen. Woran ich gestrandet bin ist, daß meine ganze Lebensanschauung, die nicht aus der Luft gegriffen, sondern für meine Persönlichkeit wesentlich war, nicht bestanden hat. Ich kann nicht glücklich werden, sie kann nicht glücklich werden, eine Ehe kann unser Verhältnis nicht sein. Kann sie nicht glücklich werden, wenn sie selbst es so leidenschaftlich begehrt? Aber was kann Leidenschaft helfen, wenn die Frage ist, ob sie sich selbst versteht; und wenn dann die Leidenschaftlichkeit vorbei ist, weil der erhitzende Widerstand aufhört, was dann? — Unser Verhältnis kann keine Ehe werden. Warum nicht? Weil ich in meiner Schwermut verschlossen bin. Das wußte ich vorher und glaubte, die Aufgabe wäre das zu verbergen; aber so ist der Ehestand nicht. Und wenn sie sich nun doch darein findet so gut wie zur Linken getraut zu werden? Aber ich will mich nicht darein finden, weil es für sie eine Kränkung ist, wie ich nun sehe. — Zu einer Ehe gehört eine Trauung. Was ist eine Trauung? Sie ist eine Eidesleistung, die gegenseitig verpflichtet. Aber zu gegenseitiger Verpflichtung gehört doch gegenseitiges Verständnis, und sie versteht mich gar nicht. Was wird dann mein Eid? Nonsens. Ist das eine Trauung? Nein, das ist eine Profanation. Ob wir zehnmal getraut würden,

so werde ich doch nicht ihr angetraut, sie dagegen mir. Aber wenn sie sich nun darum gar nicht kümmert? Soll man nur fragen, wie man seinen leidenschaftlichen Wunsch durchsetzt, und gar nicht nach der Idee? Gerade in dem, was uns auf das innerlichste verbinden soll, sehe ich einen göttlichen Protest gegen das Ganze. Im Augenblick der Trauung werden wir nicht vereint, sondern ich bekomme zu wissen, was ich vorher wußte, daß wir geschieden sind. Ist das eine Trauung? Oder bin ich deshalb ihr angetraut, weil sie in meinem Hause wohnt und ich keine andre Frau wünsche — so bin ich ihr ja wesentlich angetraut, denn sie bleibt doch bei mir und ich will mich wohl selbst und sie zu ehren wissen und keine neue Liebe suchen, als hätte ich sie verschmäht, was sie sich wohl einbildet, weil sie mich eben nicht versteht.

Ein Weib ist doch ein seltsames Wesen, und Liebe eine seltsame Macht! Ich kann es nicht lassen sie zu lieben, und doch ist ihre Treue von einer zweifelhaften Art. Ist das Lieben, wie sie in diesem Augenblick liebt? ist das eine Kunst? Nein, es ist Schwachheit. Ist es schön? Nein, denn es ist unfrei. Ist es eine Kraft? Nein, es ist eine Ohnmacht. Ist es Sympathie? Nein, es ist Selbstliebe. Ist es Treue? Nein, es ist die List der Natur. Und doch, wenn es ein Weib thut, so . . . . Nein, ich glaube nicht, daß ich es bei einer andern billigte, aber wenn sie es thut, so thut sie es so, oder ich sehe es so, daß sie gar nicht in meinen Augen verliert. Sie braucht jedes Mittel gegen mich, und nie fällt ihr ein, durch ein einziges Wort anzudeuten, daß sie mir glauben könnte und deshalb nachgeben, daß sie resignieren und mir damit meine Freiheit geben, oder daß sie mich verachten und auf die Weise fahren lassen will. Und wahrlich, eins gegen eins wäre ich nicht im stande ihr die Stange zu halten; aber das Unglück ist, daß ich mehr als eins bin, denn ich habe die Kategorie und die Idee auf meiner Seite. Wenn ich aber

gesiegt habe und es entschieden ist, dann werde ich nicht wie Pyrrhos sagen: „Noch ein solcher Sieg und ich bin verloren;“ denn dieser Sieg ist hinlänglich.

Den 3. Juni. Mitternacht.

So sitze ich denn wieder auf Ausguck. Wollte ich das zu einem Dritten sagen, bedürfte es gewiß einer Erklärung, denn man versteht es leicht, daß der Lotse längs der Strandkante, daß der Wächter auf dem Turm, der Schmuggler am Steven, der Räuber in seinem Versteck auf Ausguck sitzt, da ist etwas, wonach sie sehen. Aber wer einsam auf seinem Zimmer sitzt, wonach kann er ausschauen? Und wer erwartet, daß alles still hingehen wird, der sieht ja nach nichts. Was Wunder, wenn es seine Seele und seinen Kopf anstrengt! Die Leere ringsum nötigt meine Gedanken zurück in sich selbst.

Was ich bisher gethan habe bis zu den letzten Briefen ist konsequent. Ich habe mich ganz stille, lautlos verhalten, als wäre nichts geschehen. Welche Anstrengung es mich kostete faßt nur, wer meine Leidenschaften faßt, kein andrer. Wie wahr sagt nicht Heiberg in seiner meisterhaften Novelle: Die gefährliche Verschwiegenheit: „Laß uns noch so starke Gründe haben, einen Menschen für unglücklich und in seinem Innern für zerrissen zu halten, zeigt er sich gefaßt, aufgeräumt und munter, so sind alle unsre Gründe in die Flucht gejagt, und wir glauben lieber, was wir sehen, als was wir wissen.“ — Man hat oft genug über den Bären gelacht, der seinen Herrn erschlug, um die Fliege zu verjagen. Das ist auch komisch, aber die Situation kann leicht tief tragisch gemacht werden. Gesetzt, der Bär wußte, was die Folge wäre, wenn er seine Kraft brauchte, wie er sie nur brauchen kann, und er sah seinen Herrn geplagt und mußte sich selbst zwingen, um nicht alles gefährlicher zu machen. Das muß hart und sehr

schwer sein; denn das wußte er ja, daß er die Fliege leicht totschlagen konnte.

Es ist die Kunst des Schauspielers bewegt zu scheinen, während er ruhig ist (ist er wirklich unruhig, ist es ein Fehler); das ist die Kunst des Verschlossenen ruhig zu scheinen, obwohl er bewegt ist. Ist er nicht bewegt, erschüttert, so ist seine Kunst gleich Null und er ist nicht verschlossen.

Den 5. Juni. Morgens.

Heut vor einem Jahr. So könnte ich ja die Trauung umgehen und eine erotische Verbindung anbahnen, wovon es Beispiele gibt. Sie will sich in alles finden. Will sich in alles finden — aber soll man denn gar nicht fragen, worein man sich findet? So verzweifelt verkehrt ist die Stellung, daß ich sie mit Leichtigkeit auf den Weg der Verführung leiten könnte. Aber ob sie nun auch in ihrem Schmerz glaubt, daß ich leicht ein ausgezeichneteres Mädchen finde, oder ob sie auch glaubt, ach in ihrer Verwirrung, daß ich so leicht sie vergessen kann und immer neue Freude auf andre Weise in der Welt finden kann, muß sie denn auch glauben, daß ich meine Ehre so niedrig anschlage und um einer Einbildung willen verspielen will, was sich nie wiedergewinnen läßt? Denn die Ehre bekomme ich doch nicht wieder oder zu allerletzt; eher bekommt sie eine Verlobung wieder. Aber die Trauung umgehen, ob sie sich darein finden wollte oder nicht, ob sie auf meine Treue bauen könnte oder nicht, ist in der Idee gesehen eine Kränkung. Und sie kann sterben und sie kann einen Mord auf mein Gewissen bringen, und sie kann mich verwünschen und mich verabscheuen, sie kann ein Epigramm auf meine Schwermut schreiben, wenn sie in neuer Liebe beruhigt ist, und ich unverändert der, wie sie mich denkt: aber gekränkt soll sie nicht werden und am wenigsten so, daß ich dadurch ein Ritter werde.

Wenn da ein Mensch wäre, an den ich mich wenden könnte, ich wollte zu ihm gehen und sagen: „Bitte, bitte, schaffe mir etwas Sinn

in meine Verwirrung. Der schrecklichste Sinn ist mir nicht so fürchterlich wie Sinnlosigkeit, und diese um so fürchterlicher, je gedankenloser sie lächelt.“

* * *

Das Gelächter explodiert nach allen Richtungen, und mit seiner Hilfe und unter seiner falschen Flagge bringe ich alles zur Sprache, damit meine Reflexion die Gedankenwege und die Kräfte ihrer Seele erforschen kann. So viel sehe ich wohl, daß sie eigentlich ideale Vorstellungen vom Trauern nicht hat. Sie ist in endlichem Sinn gesund und durch die Endlichkeit muß sie gerettet werden. Es soll ihr das Ganze überdrüssig werden, und dann trennen wir uns; dann legt sie sich schlafen und hat sie ausgeschlafen, so ist sie wieder für die Zeit geheilt. Nicht mit den Kräften der Idealität streitet sie, sondern mit der endlichen Hoffnung, die sie festhält, und meine Gegenwart hilft ihr. Daß ich zugegen bin und darauf sehen muß gibt ihr Ausdauer, die sie nicht haben wird, wenn ich fort bin.

Wäre ich nicht sicher, daß ich mehr leide und mehr leiden werde als sie — denn das Schlimmste wartet meiner, wenn ich allein mit mir zu thun habe —, so würde ich es nicht aushalten. Doch geht es und man kann sich an alles Leiden gewöhnen. Wovor ich erschauerte wie vor dem Gange in einen glühenden Ofen, daran gewöhne ich mich. Das Geschwätz und das Schwafeln glückt mir so außerordentlich, daß ich zu Haus die entgegengesetzten Bewegungen machen muß, damit es nicht auch für mich damit endet, daß sich die ganze Sache in Gallimathias auflöst. Hätte sie Unendlichkeit in ihrer Seele, so läge die Aufgabe nahe hochherzig gegen mich zu sein (o beneidenswerte Lage!), mir meine Freiheit zu geben, den Schmerz zu nehmen und ihn religiös umzuwandeln und mich so zu ihrem Schuldner zu machen, zum Schuldner ihrer Hochherzigkeit. Dieser Weg ist für sie da, ich durfte ihn nicht ver-

wehren, aber wahrlich, er wäre für mich eine fürchterliche Strafe gewesen. Was ist aller Zorn und Verachtung im Vergleich mit dem Druck der Hochherzigkeit!

Den 5. Juni. Mitternacht.

Nebukadnezar.

(Daniel.)

1. Erinnerungen aus meinem Leben, da ich ein Tier auf dem Felde war und Kräuter aß, ich, Nebukadnezar, an alle Völkerschaften und Zungen.

2. War nicht Babel die große Stadt, die größte unter allen Völkerstädten? Ich, ich Nebukadnezar, hatte sie gebaut.

3. Keine Stadt war wie Babel an Ruhm, und kein König wie ich durch Babel, die Krone meiner Herrlichkeit.

4. Mein Königspalast war sichtbar bis ans Ende der Erde, und meine Weisheit wie eine dunkle Rede, die keiner der Weisen erklären konnte.

5. So daß sie nicht konnten sagen, was es war, das mir träumte.

6. Und das Wort kam zu mir, daß ich sollte verwandelt werden und werden wie ein Tier, das Kräuter ißt auf dem Felde, während sieben Zeiten über mir wechselten.

7. Da sammelte ich alle meine Fürsten mit Heerscharen und stellte Eilboten aus, daß ich vorbereitet sei, wenn der Feind kam, wie das Wort kündete.

8. Aber keiner wagte sich der stolzen Babel zu nahen, und ich sagte: „Ist das nicht die stolze Babel, die ich, ich Nebukadnezar gebaut habe.“

9. Plötzlich wurde ein Ruf gehört und ich ward verwandelt, hurtig wie ein Weib die Farbe wechselt.

10. Kräuter waren meine Nahrung, der Tau fiel auf mich, und keiner kannte mich, wer ich war.

11. Aber ich kannte Babel und rief: „Ist das nicht Babel?“ Und keiner vernahm mein Wort, weil es war wie das Brüllen des Tieres.

12. Meine Gedanken erschreckten mich, meine Gedanken in meinem Sinn, denn mein Mund war gebunden und keiner konnte andres vernehmen als einen Schrei wie von dem Tier.

13. Und ich dachte: „Wer ist dieser Gewaltige?“ Der Herr, der Herr, dessen Weisheit ist wie das Dunkel der Nacht und unergründlich wie die Tiefe des Meeres.

14. Ja, wie ein Traum, über den er allein waltet, und dessen Deutung er in keines Menschen Macht gegeben hat, wenn er plötzlich über einem ist und einen hält mit seinen starken Armen.

15. Keiner weiß, wo dieser Gewaltige wohnt, daß man zeigen könnte und sagen: „Sieh, hier ist sein Thron;“ daß man durch die Lande reisen könnte und sagen: „Sieh, hier ist die Grenze seiner Herrschaft.“

16. Denn er wohnt nicht an meines Reiches Grenze als mein Nachbar, auch nicht vom äußersten Meer bis an meines Reiches Grenzen als eine Umschanzung ringsum.

17. Und in seinem Tempel wohnt er auch nicht, denn ich, ich Nebukadnezar, habe seine goldnen und silbernen Gefäße genommen und seinen Tempel verwüstet.

18. Und keiner weiß von ihm, wer sein Vater war, und wie er die Macht bekam, oder wer ihm die Geheimnisse seiner Gewalt lehrte.

19. Und er hat keinen Ratgeber, daß man seine Geheimnisse mit Gold kaufen könnte, keinen, zu dem er sagt: „Was soll soll ich thun?“ und keinen, der zu ihm sagt: „Was thust du?“

20. Späher hat er nicht, die nach Gelegenheit spähen, daß

man sie fangen könnte, denn er sagt nicht: „Morgen„ sondern „Heute“ sagt er.

21. Denn er macht keine Vorbereitungen wie ein Mensch, und seine Vorbereitungen geben dem Feinde keine Frist, denn er sagt: „Es geschehe!“ so geschieht es.

22. Er sitzt stille und redet mit sich selbst, man weiß nicht, ob er da ist, ehe es geschieht.

23. Das hat er gegen mich gethan. Er zielt nicht wie ein Bogenschütze, daß man seinem Pfeil entfliehen könnte; er redet mit sich selbst, so ist es geschehen.

24. In seiner Hand ist der Könige Hirn wie Wachs im Schmelztiegel, und ihre Macht wie eine Feder, wenn er sie wiegt!

25. Und doch wohnt er nicht auf der Erde, wie die Gewaltigen, daß er könnte Babel von mir nehmen und mir etwas lassen, oder daß er könnte mir alles nehmen und der Gewaltige in Babel sein.

26. So dachte ich in meinem geheimen Sinn, da keiner mich kannte, und die Gedanken in meinem Hirn mich erschreckten, daß der Herr, der Herr war so.

27. Aber da die sieben Jahr um waren, wurde ich wieder Nebukadnezar.

28. Und ich sammelte alle Weisen, daß sie mir das Geheimnis dieser Macht erklärten und wie ich ein Tier wurde auf dem Felde.

29. Aber sie fielen alle auf ihr Angesicht und sagten: „Großer Nebukadnezar, das ist eine Einbildung, ein böser Traum, wer sollte das über dich vermögen?“

30. Aber mein Zorn war über die Weisen im ganzen Lande, daß ich sie niederhauen ließ in ihrer Thorheit.

31. Denn der Herr, der Herr hat alle Macht, wie kein Mensch sie hat; und ich will ihm seine Gewalt nicht mißgönnen, sondern sie preisen und ihm zunächst sein, weil ich seine goldnen und silbernen Gefäße genommen habe.

32. Babel ist nicht mehr die berühmte Stadt, ich, ich Nebukadnezar nicht mehr Nebukadnezar, und meine Heerscharen sichern mich nicht, denn keiner kann den Herrn sehen und keiner ihn erkennen.

33. Wenn er kommen sollte, und die Wächter riefen vergebens, weil ich bereits wie ein Vogel auf dem Baum oder wie ein Fisch im Wasser wäre, nur von den andern Fischen gekannt.

34. Deshalb will ich nicht berühmt sein durch Babel, sondern jedes siebente Jahr soll hohes Fest im Lande sein,

35. Große Feier unter dem Volk und soll Fest der Verwandlung heißen.

36. Und ein Sterndeuter soll durch die Straßen geführt werden und gekleidet sein wie ein Tier, und seine Berechnungen soll er mit sich tragen, zerschlissen wie ein Bündel Heu.

37. Und alles Volk soll rufen: Der Herr, der Herr, der Herr ist der Gewaltige, und sein Werk ist schnell wie der Sprung des großen Fisches ins Meer.

38. Denn bald sind meine Tage gezählt, und meine Herrschaft vorbei wie eine Nachtwache, und ich weiß nicht, wo ich hinfahre,

39. Wenn ich zu dem Unsichtbaren in die Ferne komme, wo der Gewaltige wohnt, daß ich Gnade vor seinen Augen finde möge;

40. Ob er es ist, der den Lebensgeist von mir nimmt, daß ich werde wie ein abgelegtes Kleid, gleich meinen Vorfahren, daß er Gefallen an mir finde.

41. Dies hab' ich, Nebukadnezar, bekannt gemacht für alle Völkerschaften und Zungen, und die große Babel soll meinen Willen vollbringen.

Den 7. Juni. Mitternacht.

Da ich ein Kind war, war eine kleine Torfgrube mir mein Alles; die schwarzen Baumwurzeln, die hin und her aus dem tiefen Dunkel hervorragten, waren verschwundene Reiche und Länder,

jede Entdeckung mir wichtig wie die antediluvianischen für den Naturforscher. Begebenheit gab es genug, denn warf ich einen Stein, welch ungeheure Wirkung brachte er nicht hervor, einen Kreis immer größer als der andre, bis das Wasser wieder still wurde; und warf ich den Stein anders, so war die Bewegung von andrer Art und in sich selbst reich an neuem Wechsel. Da lag ich am Rande und sah hin über die Fläche wie der Wind erst in der Mitte das Wasser kräuselte, bis der zitternde Wellenstrich in den Binsen auf der andern Seite verschwand; dann stieg ich auf die Weide, welche sich über die Grube beugte, saß so weit vorn wie möglich und drückte sie möglichst nieder, um recht in das Dunkle hinabstarren zu können; dann kamen Enten geschwommen zum fernen Lande, bestiegen die schmale Zunge, welche mit den Binsen eine Bucht bildete, wo mein Boot im Hafen lag. Aber flog eine wilde Ente vom Walde her über die Grube, weckte ihr Schrei dunkle Erinnerungen in den Köpfen der ehrbaren Enten, begannen sie mit den Flügeln zu schlagen und längs der Fläche wild hinzufliegen, da erwachte auch in meiner Brust ein Sehnen, bis ich mich wieder an meiner kleinen Torfgrube zufrieden sah.

So geht es immer, so barmherzig, so reich ist das Dasein: je weniger man hat, um so mehr sieht man. Nimm ein Buch, das mäßigste, das geschrieben ist, aber lies es mit der Leidenschaft, daß es das einzige ist, das du lesen willst: du liest zuletzt alles aus ihm heraus, nämlich so viel als in dir selbst war, und mehr liest du dir doch nie an, ob du auch die besten Bücher liest.

Die Kindheit ist nun längst vorbei, deshalb habe ich vielleicht nicht so viel an Phantasie zuzugeben, darin bin ich verändert. Aber der Gegenstand meiner Betrachtung ist nicht viel größer geworden, verglichen mit dem, was sonst ältere Leute beschäftigt. Es ist ein Mensch, ein einziger; um den dreht sich alles. Ich starre und starre so lange auf dieses Mädchen, daß ich aus mir selbst herausbringe, was ich sonst nie zu sehen bekommen hätte,

ob ich auch noch so viel gesehen hätte; denn daraus folgte nicht, daß meine Innerlichkeit mir selbst durchsichtig wurde. Wäre sie ungewöhnlich mit Geist begabt, hätte sie nie so auf mich gewirkt. Ich war viel zu viel und viel zu bestimmt entwickelt, als daß sie durch Gaben Einfluß auf mich üben konnte, und sie war auch nicht ausgerüstet, um mich in geistigem Sinn mit neuem Inhalt zu bereichern. Aber um in letzter Instanz sich selbst zu verstehen, dazu muß man in die rechte Situation kommen. Dazu hat sie mir durch die Verantwortlichkeit geholfen. In dieser Hinsicht ist all mein Leiden direkt eine Begünstigung; die prüfende Stille der Verantwortlichkeit lehrt einen, sich im Geist helfen. Berufsarbeit und Wirksamkeit, welche so oft gepriesen werden und es verdienen, können doch leicht einen Zusatz von Zerstreuung haben, so daß man nicht recht erfährt, was man in Geisteskraft vermag, und wie weit einem die mannigfachen äußeren Antriebe forthelfen; man entgeht auch manchem Schrecken, der nicht Zeit gewinnt einen zu erreichen; aber dies Entgehen bedeutet nicht, daß man ihn überwunden oder sich selbst verstanden hat.

Von diesem Standpunkt des Selbstverständnisses gesehen fasse ich wohl, daß ich weitaus nicht ein Beispiel werden kann, eher ein Probemensch. Ich gebe mit ziemlicher Genauigkeit die Temperatur jeder Stimmung und Leidenschaft an; und indem ich meine eigne Innerlichkeit hervorbringe, verstehe ich das Wort: Homo sum, nil humani a me alienum puto. Aber in menschlichem Sinn kann sich keiner nach mir bilden, und noch weniger bin ich in historischem Sinn vorbildlich für irgend einen. Ich bin eher, was in einer Krise gebraucht werden könnte, eine Probefigur, welche das Dasein braucht, um zu klären. Ein Mensch, der halb so reflektiert wie ich wäre, könnte für mehrere Bedeutung bekommen, aber gerade weil ich ganz durchreflektiert bin, bekomme ich keine.

Sobald ich nicht in dem religiösen Verständnis bin, ist mir zu Mute, wie dem Insekt sein muß, mit dem die Kinder spielen,

denn so unbarmherzig scheint mir das Dasein an mir gehandelt zu haben; sobald ich das religiöse Verständnis habe, verstehe ich, daß gerade dies absolute Bedeutung für mich hat. Was in dem einen Fall der schrecklichste Scherz ist, ist in dem andern Fall der tiefste Ernst.

Im Grunde ist der Ernst auch nichts Einfaches, sondern etwas Zusammengesetztes; denn der wahre Ernst ist die Einheit von Scherz und Ernst. Hiervon überzeuge ich mich am besten bei Sokrates. Wenn man recht sinnreich nach einer von Platos Auffassungen Sokrates die Einheit des Komischen und des Tragischen sein läßt, so ist das ganz richtig; aber die Frage bleibt, worin diese Einheit ist, und sie ist natürlich nicht in einer neuen Dichtungsart und dergl., nein, die Einheit ist im Ernst. So war Sokrates der ernsthafteste Mann in Griechenland. Seine Intellektualität entsprach absolut dem Ethischen in ihm (sonst kann man über Kleinigkeiten ernsthaft werden); sein komischer Sinn war ebenso groß wie seine ethische Begeisterung, deshalb war er gesichert, daß er in seiner Begeisterung nicht närrisch wurde; sein Ernst war in Scherz gehüllt, deshalb war er frei darin und bedurfte nicht im mindesten äußere Unterstützung, um ernst zu sein, was immer ein Zeugnis gegen den Wert des Ernstes ist.

Bei jeder unmittelbaren Existenz gilt, daß man den Gegensatz nicht sehen darf, denn sonst ist das Unmittelbare verloren; für die Geistesexistenz gilt: den Gegensatz aushalten, aber ihn zugleich in Freiheit von sich halten. Der bornierte Ernst fürchtet deshalb immer das Komische und mit Recht; der wahre Ernst erfindet selbst das Komische. Wäre das nicht so, so wäre der Dummheit der Besitz des Ernstes privilegiert.

Aber ich sitze ja hier und vergesse sie! Nein, gewiß nicht; denn die Einheit von dem Komischen und dem Tragischen geht mich sehr an. Mein streitbarer Verstand hat mir oft genug die ganze Sache in Gelächter hinwirbeln wollen, aber aus diesem

Wirbel heraus hat gerade meine tragische Leidenschaft sich stärker entwickelt. So verstehe ich mich selbst besser und verstehe, daß ich mich in meinem Verhältnis zu ihr gerade ernst gehalten habe. Wäre es nicht von Anfang an so gewesen, hätte ich nicht Schritt für Schritt das Komische gesehen und bei diesem Blick mir das Tragische bewahrt, da würde vermutlich, wenn es geschieht, daß sie einen andern heiratet, entweder eine gewisse Leidenschaft (welche trotz aller Heftigkeit kein Ernst ist) oder das Lachen (auf unbefugte Weise in seiner Trennung von der Leidenschaft) Macht über mich gewonnen haben. Es ist nämlich komisch, daß ich ein Schurke bin und sie die, welche sterben will, nun es sich umgekehrt zeigt. Aber diesen Stoß kann ich aushalten, denn meine Leidenschaft ist von Anfang an gesichert. Sie stammt nicht von ihr oder ihren heftigen Äußerungen, sie ist meiner Seele Innerlichkeit. Deshalb kann die Veränderung mir nicht mitspielen, ich halte die Idee fest, und das Komische daneben hat keine Macht über mich. Daß ich alles, jedes Wort von ihr so ernstlich geglaubt habe, wie es einem Menschen möglich ist, daß ich mich damit so fest, wie es ein Mensch kann, gebunden fühle, ist gar nicht komisch. Ob sie es gar nicht meinte, thut gar nichts zur Sache, ob sie nachher sich anders bedacht hat, thut nichts davon noch dazu. Ja, hätte ich es ihr nur geglaubt, weil sie es sagte, hätte ich es im Vertrauen auf ihre Zuverlässigkeit geglaubt, so wäre ich komisch, und wäre es in gewissem Sinn schon gewesen. Aber ich habe ihr geglaubt, weil sie zu mir in dem sittlichen Verhältnis stand, daß es meine Pflicht war ihr zu glauben, ich habe bei mir selbst ihrem Wort Ewigkeits-Gewicht für mich gegeben, weil ich das Verhältnis ehrte. Deshalb habe ich das Komische von Anfang an gesehen und gerade deshalb kann ich in alle Ewigkeit nicht komisch werden. Ich kann jeden Augenblick das Komische hervorbringen, aber ich will es nicht, und dies ist die Kontrolle für meine Leidenschaft, daß sie nicht heftig und blind — und damit komisch ist.

So steht die Sache selbst in den Fall, daß jenes „Wenn“ eintreten sollte; ich bin und bleibe unverändert.

Den 11. Juni. Mitternacht.

Heut habe ich sie gesehen. Doch nützt dieses Sehen mir nicht viel, denn ich darf ja nicht glauben, was man sonst für das Sicherste hält, meinen eignen Augen. Aber heut begünstigte mich die Situation. Ich ging mit einem andern, als wir ihr begegneten; ich wußte, er kannte sie nicht. Indem wir uns näherten, sagte ich, wie leidend das Mädchen aussieht. Das war nun wohl eine Unwahrheit, aber was thut man nicht, um die Sache klar zu bekommen. Er antwortete ganz apathisch: „Das scheint mir gar nicht.“ Es ist wunderlich genug, in dieser Weise mit einem Menschen zu reden; ich zweifle, daß er je in seinem Leben ein Wort sagt, das für mich so bedeutungsvoll ist, ungeachtet es für ihn gar nichts bedeutete. Hierbei blieb es indes nicht, wir hatten etwas zu reden und gingen deshalb die Straße auf und ab; eine halbe Stunde später kam sie aus einem Laden denselben Weg zurück. Als sie an uns vorbeiging, was sie nicht vermeiden konnte, da keine Quergasse da war, und sie uns zu spät sah, machte ich ihn wieder aufmerksam, und als sie vorbei war, sagte ich: „Du hattest wirklich recht, sie sieht ja fast blühend aus.“ Er antwortete ganz phlegmatisch: „Ja, das sagte ich ja, aber ich kann nicht begreifen, was du dich darum kümmerst.“ Es ist wunderlich, mit einem Menschen auf die Weise zu reden; ich zweifle, daß er je eine Bemerkung machen wird, die in dem Grade mich trifft, und doch dachte er nicht viel dabei. Ich erklärte ihm, daß es eins meiner Vergnügen sei, auf das Äußere der Menschen zu achten, um daraus auf das Innere zu schließen. So wollte ich nun gern einräumen, daß sie das letzte Mal wohl, ja vergnügt aussah, aber ich sei überzeugt, daß ihr auf dem Gange etwas begegnete, was diese Wirkung hervorbrachte, denn das erste Mal sah sie

leidend aus. Er wurde etwas ärgerlich und behauptete, er verstehe sich ebenso gut auf Gesichter wie ich, und sie habe beide Male gleich ausgesehen. Ich stand wie auf glühenden Kohlen, daß ich mich verrannt hätte; aber um mich aus den Schlingen der Einbildung zu retten, die mich in der Einsamkeit ängstigen würden, weil er auf sie aufmersam geworden sein und dann erfahren konnte, wer sie war, wagte ich das Äußerste: „Ja, wir werden die Sache bald entscheiden können; glaubst du, daß du sie wieder erkennst? denn ich bin darin nicht ganz sicher, obschon ich etwas aufmerksamer auf sie sah, als du, so schaffen wir uns vereint Aufklärung über sie.“ „Ausflüchte,“ antwortete er, „Ausflüchte, bloß um recht zu bekommen, da ich nur ganz flüchtig auf sie sah, ob ich auch genug sah, um für das einzustehen, was ich gesagt habe.“ Es ist wunderlich mit einem Menschen in dieser Weise zu reden; ich bezweifle, daß er jemals ein Wort sagen wird, das so wie dieses Wort meine Bekümmerung löst, und er sagte es doch, um recht gegen mich zu behalten.

Das war ja wie eine Besichtigung; er, der mit mir ging, war in Wahrheit ein unparteiischer Mann; so darf ich es wohl glauben. Wenn man es sich so stehlen muß, so schätzt man es auch recht. Sich zu einem Vergnügen stehlen, das läßt sich hören, aber auf dem Weg der Bekümmerung gehen müssen wie auf dem verbotenen — und wenn nun das Resultat war, daß sie leidend aussah, so hätte ich es mir ja auch stehlen müssen.

Den 12. Juni. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Wenn nun die Ehe sich trotz meiner Verschlossenheit durchführen ließe, so ist ja die Verbindung mein Wunsch. Ganz gewiß, wenn ich auch in diesem Augenblick nicht entscheiden kannn, ob er rein erotisch ist, oder mit einem Zusatz von Bewegtheit durch ihren Schmerz im Verein mit meinem Stolz, den sie in gewissem Sinn auf ihrer Seite hat. So könnte ich

mir ja einbilden, daß mein Bruch mit der Idee lobenswert sei, da er ja um ihretwillen geschieht; auf ihre leidenschaftliche Rede hin könnte ich sie nehmen, ohne mir viel Sorge um sie zu machen, und dann so viel wie möglich von der Freude haben, die ich mir wünschte, und die immer bei ihrem Besitz ist, und dann ohne Reue und frei von allen Weitläufigkeiten und Ängsten sein. Wenn ich von der Idee absehe, stehe ich mich sehr gut dabei. Und wenn sie sich nun nicht bloß in alles finden, sondern mir auch danken will, wie für eine Wohlthat, so . . . Ich kann diese Verwirrung nicht aushalten. Wo findet doch mein müder Gedanke etwas Ruhe. Alles dreht sich um und im Kreise um mich her. Es war mein Wunsch, daß sie mein würde, es bleibt mein Schmerz sie aufzugeben; es war meine Pflicht festzuhalten, es zehrt an mir die Pflicht zu brechen — aber Gott im Himmel rette meinen Verstand, rette mich vor dem Einen: laß mich nicht ihr Wohlthäter werden. Ganz ohne Sinn kann ich nicht leben, etwas muß ich haben, wenig genug kann es werden. Laß mich ihr Mörder werden, wenn es so sein soll, ich verstehe da, daß ich vorgegangen bin, wo ich mich nicht hinwagen durfte; ich kann, wenn ich mich anstrenge, verstehen, daß es eine schwere Strafe ist, die mir zudiktiert ist, — aber ihr Wohlthäter sein! Nein, das ist unmöglich. Weich fort, du wahnwitzige Sinnlosigkeit mit deiner lächelnden Fratze, mache mich elend, so daß Sinn darin ist, aber mache mich nicht glückselig in Unsinn. Kann ich es nicht thun, ungeachtet es mein Wunsch ist, kann ich es nicht thun, ungeachtet es meine Pflicht ist, so bedarf es nichts weiter; das übrige ist nicht vom Bösen, aber von der Verrücktheit.

Es geschehe was da will; wenn ich heut zusammenstürze, es ist doch nicht so fürchterlich, vielleicht mit einem Mordversuch auf dem Gewissen davonzugehen, wie als ihr Wohlthäter zu leben. Es muß ein Fehler von ihrer Seite sein, solche Weise mußte mir nie geboten werden. Das enthält eine Kränkung für uns beide,

denn es klingt darin: Du liebst mich doch nicht, du achtest nicht deine Pflicht, aber du bist elend genug dich rühren zu lassen, und ich schwach genug das zu wollen.

Leidet sie vielleicht davon, daß ihre Brust von erstickten Seufzern beschwert wird, und sie nicht weinen kann, so leide auch ich darunter, daß sie nicht ausatmen kann, sondern unter erstickten Gedanken stöhnt und in Sinnlosigkeit umkommt. Wie der Fisch, wenn er auf dem Strande liegt, vergebens nach dem Meere schnappt, in dem er atmen kann, so schnappe ich vergebens nach Sinn.

* *
*

Sie leidet, das ist sichtbar, und der es sieht, bin ich. Kein andrer ahnt, was zwischen uns vorgeht. Sowie jemand zugegen ist, bin ich wie gewöhnlich. Sie verhält sich still, und ich wache mit hundert Augen über jedes Wort, daß nicht plötzlich eine Explosion kommt. In der Aussprache zu jemand würde sie Linderung finden, aber es würde nur eine Kühlung sein, und die schlimmsten Symptome kämen vielleicht in der Einsamkeit über sie; es ist ihr viel besser mit mir auszuhalten.

Eine zufällige Äußerung kann am allermeisten beirren. Wenn man alles mit seinen Berechnungen umspannt hält, kann plötzlich eine Bemerkung fallen, die ganz nahe berührt, ohne daß es geahnt wird. Gestern waren wir in Gesellschaft. Bei Tisch wurde von Verlobungen geredet. Eine Dame bemerkte, „daß Verlobte immer abmagerten.“ Wie bezeichnend! Für sie und mich war das eine erschütternde Wahrheit. Ich wollte bereits die Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande abzuziehen suchen, damit keine weitere Anwendung von diesem Erfahrungssatz gemacht würde, da setzte ein Herr hinzu: „Aber zum Ersatz pflegt man fett zu werden, wenn man verheiratet ist.“ Das unglückliche Mädchen. Ich behielt doch so weit die Fassung, daß ich so leicht, wie ein Schwerbewaffneter es kann, bemerkte: „Man hat doch Beispiele vom Gegen-

teil;“ und indem ich den Namen eines Mannes nannte, der genug war Lachen zu erregen, sagte ich: „Er ist dreimal verheiratet gewesen und doch ist er magrer als ich.“ Man beliebte zu lachen: sie bekam Zeit sich zu sammeln. Aber solche Tortur verdirbt Seele und Leib.

Übrigens ist und bleibt sie ohne Resignation. Sie unterbietet weiter, aber die Sache mit Sympathie zu verstehen fällt ihr nicht ein. Wenn sie willig ist, sich wie eine Sklavin, wie ein Nichts, wie eine Bürde hinzuwerfen, so meint sie das Äußerste in Resignation gethan zu haben. Gott weiß, in dieser Weise ist sie auch viel weiter getrieben, als ich mit ansehen könnte. Dagegen kann oder will sie nicht verstehen, was sie thun sollte, und daß sie in ungerechtfertigter Weise mich peinigt, da teils nie Streit über ihre Liebenswürdigkeit war und teils solches Betragen mich in meiner Bekümmerung bestärkt gerade in Fürsorge für sie.

Was ich am meisten fürchte ist, daß sie doch in ihrer Einbildung etwas Großes aus mir macht. Wenn es so ist, dann ist diese Demütigung das Schlimmste bei dem ganzen Unglück. Hier habe ich eine Grenze für meinen Betrug gefunden. Wollte ich in Form des Geschwätzes von meiner Unbedeutenheit reden, so bestärke ich nur solche Einbildung, wenn sie da ist. Gleichwie ich sie jeden achten Tag ernstlich aufforderе abzubrechen, habe ich ihr deshalb einen kleinen Zugang zu meiner Innerlichkeit in Rücksicht auf diesen Übelstand eröffnet. Nächst dem als ihr Wohlthäter dazustehen rangiert das Absurde, daß ich etwas Großes werde und sie verschmähte. Das ist nur ein Augenblick, denn sobald ich gesagt habe, daß sie allemal gut genug ist, beginnt das Geschwätz wieder. Ich getröste mich in dieser Hinsicht, daß sie bei jedem, wenn ich sie verlassen habe, die Meinung bekräftigt finden wird, daß da nichts Großes verloren ist. In bezug auf meine Herzlosigkeit, daß ich sie so behandelt habe, wird sie hoffentlich auch durch jedermanns Urteil bestärkt werden.

Unvergleichlich wäre es, wenn sie selbst bewogen werden könnte oder darauf verfiele, die Verlobung aufzuheben; dann wäre ihr die Demütigung erspart. Ich werfe solchen Wink hin, denn mit Nachdruck und voller Leidenschaft kann ich nicht davon reden, sonst würde sie entdecken, wieviel sie mich beschäftigt, und dann würde sie alle Mittel von vorn versuchen; deshalb muß ich mit falscher Stimme und falscher Leidenschaft reden.

Den 14. Juni. Mitternacht.

Im Mittelalter rettete man seine Seele, indem man so und so oft den Rosenkranz betete; könnte ich meine Seele durch Wiederholung meiner Leidensgeschichte retten, so wäre ich längst erlöst. Ist meine Wiederholung vielleicht nicht immer betend, so endet sie doch am liebsten in diesem letzten Trost. Dazu hilft sie mir in eigner Weise. Wenn es vorbei wäre, und ich ruhig das Ganze bedenken dürfte, da wollte ich sagen, sie hat mir geholfen; weil ich gedemütigt wurde, indem ich sie vor mir sich hinwerfen sah, fand ich um so mehr Freude daran mich einem Höhern zu unterwerfen. Ihr Unglück war, daß sie nichts Höheres hatte als einen Menschen. Wie die Schrift sagt, daß ein Götze nichts in der Welt ist, so kann es wohl sein, daß ich schließlich gar nichts werde, gerade weil ich ihr Abgott war.

Aber wie seltsam war nicht das Ganze, es ist so verwickelt, daß es mir gleichsam jeden Augenblick abhanden kommen kann, und ich sie dann nicht verlassen habe, weil ich sie liebte, sondern weil ich mich selbst liebte! Ich finde alles, wie ich es wünsche, ihre ganze Umgebung paßt für mich wie keine andre; ich könnte rings um die Welt reisen, und es vielleicht nicht wieder so günstig finden. Soll der Verlobung eine verständige Erwägung vorausgehen, so darf ich sagen, daß ich mich gründlich vorher geprüft habe. Nur sie wünschte ich nicht durch Nachfor-

schungen zu kränken. Ich finde sie etwas anders, als ich mir gedacht hatte; ein kleiner Vorfall hilft uns, und sie wird in meinen Augen liebenswürdiger als je — und sieh, dann kommt alle Schwierigkeit von meiner Seite. Aber bin ich da vielleicht leichtsinnig? Meine ganze Erwägung vor dem Schritt beweist das Gegenteil, und ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich mit dem redlichsten Willen in das Verhältnis trat, überzeugt zu wissen, worin die Aufgabe bestehe, vielleicht etwas stolz darauf, sie lösen zu können, nämlich meine Verschlossenheit in mir selbst beherrschen zu können, und sieh, gerade hieran strandete ich; nicht, weil ich es nicht konnte, sondern weil es nicht die Aufgabe ist. Ihre Hingebung wurde nach jenem kleinen Ereignis immer rückhaltsloser im Ausdruck und wurde mir gerade der Beweis, daß meine Verschlossenheit ihr Verhältnis zu mir zu einer Mesalliance für sie macht, wenn sie es auch nicht versteht. Daß es so zusammenhängt ist mein Schmerz, und doch kann ich meine Verschlossenheit nicht aufgeben. Habe ich fünfzehn Jahre gebraucht, um mir eine Lebensanschauung zu bilden und mich darin zu vervollkommnen, eine Lebensanschauung, die mich begeisterte und ganz für mein Wesen paßt, so kann ich mich nicht so plötzlich umgestalten. Ja, ich kann ihr auch nicht einmal sagen, daß ich es wünschte, weil ein solcher Wunsch eine viel zu unbestimmbare Angabe wäre, als daß sie auf ihr Leben Einfluß haben dürfte. Insofern sie aus äußerstem Vermögen ihre Hingebung zu zeigen suchte, hat sie sich gerade mit allen Kräften entgegengearbeitet.

Und nun sehe ich es deutlich, daß meine Schwermut mir unmöglich macht, einen Vertrauten zu haben; und ich weiß, daß die Trauung von mir fordert, sie soll es sein. Aber sie wäre es nie geworden, auch wenn ich mich noch so sehr öffnete; denn wir verstehen einander nicht. Das liegt daran, daß mein Bewußtsein einen Auszug mehr hat. In dem Gebiet des täglichen Lebens oder der Wirklichkeit, in dem Gebiet, worin sie wesentlich

wie wohl die meisten, ihr Leben hat, bin ich unsinnig. Erst auf weitem Umwege werde ich wieder in höherem Verständnis wie andre Menschen sicher und beruhigt. Schwachsinnig bin ich nicht, denn ich kann gut mir selbst helfen und brauche keinen Vertrauten, ich belaste keinen mit meinem Unglück; es beirrt mich auch nicht in meiner Arbeit. In jeder Richtung sucht meine Schwermut das Fürchterliche auf. Nun greift es mich mit seinem ganzen Schrecken. Entfliehen kann und will ich nicht, ich muß den Gedanken aushalten; da finde ich eine religiöse Beruhigung und da erst bin ich frei und glücklich als Geist. Ungeachtet ich die begeisterndste Vorstellung von Gottes Liebe habe, habe ich zugleich eine Vorstellung davon, daß er nicht ein gutmütiger Mensch ist, der im Himmel sitzt und sich einem fügt, sondern daß man in der Zeit und der Zeitlichkeit vorbereitet sein muß, alles zu leiden. Es ist meine Überzeugung, daß es nur eine judaisierende Reminiszenz, ein verkleinernder Partikularismus im Christentum ist, oder die gewöhnliche Feigheit und Verschwommenheit, die meint in dem Verhältnis zu Gott solchem enthoben zu sein. Geschäftiger geistlicher und weltlicher Rat, wie man den Schrecken fernhalte, ist mir nur widerwärtig, weil diese Ratgeber nicht verstehen, was das Schreckliche ist. Ja, wer geschäftig ist etwas Großes in dieser Welt zu werden, oder es durch seine Bemühungen wurde, er thut gut und ist genötigt, sich den Schrecken fernzuhalten, daß er ihm nicht sein Ziel in ein Nichts verwandle oder ihn hindre, das eingebildete Große zu erlangen. Aber wer in religiösem Sinn etwas werden will, der muß Empfänglichkeit für das Schreckliche haben und sich ihm öffnen, und soll nur darauf achten, daß er nicht auf dem halben Wege stehen bleibt, sondern in die Sicherheit der Unendlichkeit eindringt. Das geschieht nach und nach mit den einzelnen Schrecken. Es wird vertraut mit ihnen, vertraut damit, daß ihm geschehen wird, was er am meisten fürchtet; aber er wird auch geübt, mit diesem Gedanken

die Gewißheit von der Liebe Gottes einzuüben.*) Dann besucht ihn dieser Gedanke vielleicht ab und zu; aber es währt nur eine Minute, er ist in demselben Augenblick orientiert, und das Ganze beirrt ihn nicht. Aber dann kommt ein andrer Schrecken, doch er schwatzt nicht mit Menschen darüber, sondern sieht auf das, was er zu thun hat, und es glückt auch mit diesem.

Wenn sie mein geworden wäre, ich bin überzeugt, am Tage der Trauung würde ich bei ihr stehen mit dem Gedanken, daß eins von uns vor Abend stürbe, oder mit einer ähnlichen düstern Einbildung. Ich stehe dafür, daß weder sie noch ein andrer es an meiner Miene merken sollte. In mir selbst würde ich auch beruhigt sein, aber religiös beruhigt, und den Gedanken hätte ich gleichwohl. Sieh, das ist ein Betrug. Hätte ich einen Vertrauten, so würde ich ihn fragen: „Ist es nicht eine Schmach, wenn ein Mann, der schwermütig ist, sein Weib mit seinen schwermütigen Ideen martert?" Und er würde antworten und vielleicht alle mit ihm: „Ja, ein Mann soll sich beherrschen und damit zeigen, daß er ein Mann ist." „Wohl," würde ich antworten, „das kann ich auch, ich kann aussehen wie eine lächelnde Hoffnung; und doch bin ich gerade daran gestrandet, denn das ist ein Betrug, den die Ehe nicht duldet, ob es nun die betreffende Frau versteht oder nicht." Und das Unglück ist, daß ich selbst glaubte, dies wäre die Aufgabe, bis ich einsehen lernte, daß die Trauung ein göttlicher Protest dagegen ist.

Mit einem Vertrauten kann ich nicht reden. Ein Vertrauter würde meine schwermütigen Ideen nicht mit der Leidenschaft wie ich denken und also auch nicht verstehen, daß sie mir ein religiöser Ausgangspunkt werden.

Um mit andern Menschen in Vertraulichkeit zu leben, darf

---

*) Eine Ausführung dazu findet sich z. B. in den Zwölf Reden von Sären Kierkegaard Nr. III. Halle, Fricke. B.

man entweder solche Gedanken nicht haben oder nicht in größerem Maße, als daß sie „vernünftigen Gründen“ weichen. Die meisten Menschen haben nämlich bloß eine stückweise Vorstellung von den Täuschungen des Lebens, und dann kommt noch „die Erfahrung“ und „die Wahrscheinlichkeit“ und setzt ihnen die Stücke zusammen, und so sind sie sicher und haben vernünftige Gründe. Darin weiß ich sehr gut Bescheid. Eine ältere Frau hatte einmal die Idee, sie würde lebendig begraben werden. Sie vertraute sich mir an. Ganz richtig, sie hatte sich drei Vorsichtsmaßregeln ausgedacht; aber da sie schwermütig bekümmert war, konnte sie sich die Möglichkeit denken, daß sie nicht ausreichten. Wäre sie nicht schwermütig gewesen, so lebte sie glückselig in der Gewißheit, daß es solche Klugheitsmaßregeln und unschätzbare Wahrheiten gebe, die einem etwas in der Endlichkeit sichern können. Nun mußte ich ihr helfen sie in diesem Gallimathias glückselig zu machen; denn da ich einsah, daß die Unendlichkeit sie vielleicht völlig beirren würde, wählte ich die Endlichkeit. Ich war selbst einmal von derselben Idee geplagt gewesen und war da reichlich mit Vorsichtsmaßregeln versehen. Mir hatten sie nicht geholfen, denn meine Schwermut hatte sie mir zu nichte gemacht, bis ich in der Unendlichkeit Trost fand. So gab ich ihr denn die vierte und fünfte Vorsichtsmaßregel, von denen sie nie geträumt hatte, zu, und ihr war geholfen und sie hat mir immer gedankt; aber ich habe nie gewußt, ob ich darüber lachen oder weinen sollte.

Wäre ich nun verheiratet und meine Frau meine Vertraute, was dann? Ich will mir denken, mich plagte die schwermütige Idee jener alten Frau, und ich hätte mich noch nicht so weit vervollkommnet. Ich würde also reden und sie einweihen. Eigentlich würde sie wohl lachen, denn es würde ihr unbegreiflich sein, wie ein Mensch solche Ideen haben könne. Wenn nun meine Schwermut für mich nicht beständig der Ausgangspunkt einer religiösen Genugthuung wäre, wenn sie nur leere Grillenfängerei

wäre, die zu nichts führte, so würde vielleicht dies unschuldige Lachen am besten heilen; denn eine liebenswürdige Jugendlichkeit hat auch große Macht. Aber die religiöse Befriedigung ist mir mehr wert als alle Jugendlichkeit, und deshalb würde es zu nichts helfen, als daß ich wehmütig über ihr Glück mich freute, das ich doch nicht begehrte. Aber ich soll ja reden, denn Schweigen wäre mir das Leichteste. So würde ich denn bekümmert reden, und sie würde sich in den vernünftigen Gründen versuchen. Laß sie sich nun fünf Verhinderungsmittel ausdenken; damit will sie mich nun zur Ruhe bringen. Das Ganze wird mir so deutlich, daß ich will ihre Stimme hören, um mich recht gewiß zu machen, daß ich recht that, da ich verhinderte, daß es in Wirklichkeit dazu kommt. Sie wird da die vier Mittel nennen und dann würde sie sagen: Und endlich hast du ja mich, und ich will ja gern alles für dich thun, glaube mir, wenn das die trüben Gedanken verjagen kann, glaube mir, es soll nicht geschehen, ich gelobe es dir, es soll alles gethan werden, als wäre der Friede meiner Seele davon abhängig, — und nun sei wieder froh.“ Mir scheint, diese Situation könnte Steine zum Weinen bringen. Die arme Frau! sie hat alles ausgedacht, worauf sie verfallen konnte; spreche ich dagegen, so glaubt sie, ich habe nicht Vertrauen zu ihr, und das betrübt sie; und auf der andern Seite: dieses Durchdenken soll mich beruhigen. Selbst die einfachste Einwendung, die jedem einfällt, daß sie ja vor mir sterben könnte, würde sie nicht verstehen, denn ihr ist es eben natürlich, alles Glückliche zu erwarten, und in diesem unmittelbaren Hoffen und Glauben und Vertrauen fühlt sie sich sicher im Leben, so daß sie aus ihrem innersten Herzen sprechen würde, wenn sie sagte: Wie kannst du doch glauben, daß ich vor dir sterben könnte, nun ich doch weiß, wieviel dir daran liegt. Sie würde mit ihrer wahren innerlichen Bewegtheit wieder Steine zum Weinen bringen, aber auf der andern Seite: Das ist also die Dialektik, die den binden soll, der

fünfzehn Jahre lang Tag und Nacht sich vervollkommnet hat, die Gedanken dialektisch zu tummeln, wie der Araber den schnaubenden Renner, wie der Jongleur mit den scharfen Messern spielt. Was würde das Ende sein? Daß ich nicht aushalten könnte, sie bekümmert zu sehen, nicht ertragen könnte, daß sie gekränkt hingeht, weil ich kein Vertrauen zu ihr habe. Und was dann? Dann ließe ich einen Tag hingehen und hüllte mich danach in Betrug, sähe so freundlich wie möglich aus und sagte zu ihr: „Ja, meine Liebe, es ist wie du sagtest, ich habe ja dich, und du hast mich doch überzeugt, wenn nicht durch deine Gründe, so doch durch das, was du von dir sagtest.“ Und dann sieht sie so glücklich und vergnügt aus, sie meiner Augen geliebte Lust — und ich habe sie betrogen. Und das kann ich nicht aushalten, weil ich es an ihrer Stelle nicht aushalten könnte und weil ich will und soll sie ehren und lieben so hoch wie mich selbst, was ich nur thue, wenn ich sie verlasse. Gegen andre Menschen ist die Täuschung erlaubt; denn sie sind nicht an mich gebunden, nicht göttlich zu meinen Vertrauten eingesetzt, und langweile ich sie, so können sie ja gehen, was sie nicht kann, wenn sie einmal dunkel das Mißverhältnis faßt. — Ob ich wirklich beruhigt wäre, wenn ich so zu ihr spreche, thut nichts zur Sache, denn dann bin ich in mir selbst beruhigt worden. In solchem Falle zeigt sich wieder das Mißverhältnis. Für sie kann eine schwermütige Idee nicht die Bedeutung haben, daß sie der Ausgangspunkt einer religiösen Befriedigung wird. Ob sie eine Meinung über ein Theaterstück hat, ich eine andre, und diese Meinungsverschiedenheit vielleicht zeigt, daß ich ein Ästhetiker bin und sie gar nicht, begründet gar kein Mißverhältnis, und wenn es darauf ankäme, würde ich mit Freude um ihretwillen meine Meinung aufgeben. Aber die seltsamen Ideen der Schwermut gebe ich nicht auf; denn was ein Dritter Grillen nennen würde, was sie teilnehmend traurige Einfälle nennen würde, nenne ich Seezeichen: wenn ich ihnen nur folge

und aushalte, dann führen sie mich zur ewigen Gewißheit der Unendlichkeit.

In meiner Einsamkeit sind mir diese Ideen deshalb lieb, wenn sie mich auch erschrecken; sie haben große Bedeutung für mich und lehren mich statt mich selbst und die Menschen mit maßlosen Entdeckungen auf religiösem Gebiet beglücken zu wollen, dafür zu meiner eignen Verwunderung gleichsam das Allereinfachste zu entdecken und unendliche Befriedigung darin zu finden. — Im Begriff Gottesfurcht liegt auch daß man ihn fürchten soll; und ist es für die Seele gefährlich, wenn man ihn zu einem Despoten macht, so ist es auch gefährlich für die Religiosität, spekulativ Gott zu einem reduzierten Subjekt zu machen; ist es ängstigend für die Seele des Menschen, wenn ihm Gott in ewigem Schweigen verhüllt ist, so ist es auch gefährlich, spekulativ Gottes Rechnungen zu revidieren oder prophetisch die Reichstage in die Weltgeschichte hineinzureiten.

Woher kommt es wohl, daß in einsamen Gegenden, wo eine halbe Meile zwischen jeder kleinen Hütte ist, mehr Gottesfurcht ist als in den lärmenden Städten, daß der Seemann mehr Gottesfurcht hat als der Kleinstädter, woher anders, als daß jene etwas erleben und es so erleben, daß es keine Ausflüchte gibt. Wenn der Nachtsturm rast und ein hungriger Wolfsschrei warnend darein tönt, wenn man in Seenot sich auf eine Planke gerettet hat, also durch einen Strohhalm vor dem gewissen Untergang gerettet werden soll; wenn man keinen Boten nach der nächsten Hütte senden kann, weil keiner sich in die Nacht hinauswagen darf, und also sich ersparen kann zu schreien: dann lernt man wohl seine Seele in Geduld zu fassen mit anderm als dem Vertrauen zum Nachtwächter und Gendarmen und mit den Wirkungen eines Notschusses. In den großen Städten sind sowohl die Menschen als die Häuser zu nahe aneinander geklebt. Soll man da einen ursprünglichen Eindruck bekommen, braucht man eine Begebenheit,

oder man muß einen andern Weg haben, wie ich in meiner Schwermut. Wenn nicht, so ist da Gefahr, daß die Ausbeute eines Menschenlebens die wird: er war jung und gedenkt noch mancher frohen Eindrücke aus jener Zeit, mancher vergnügten Tage, dann verheiratete er sich und alles ging wohl, nur einmal wurde er sehr krank, und es lief gleich ein Bote nach dem Arzt; in der Eile holte man den ersten besten und da kam Professor D. und man lernte in ihm einen sehr umsichtigen Arzt kennen, der deshalb Hausarzt wurde, auch in Pastor P. fand man einen ernsten Seelsorger, von dessen tiefer Religiosität und Innerlichkeit man mehr überzeugt war als von der eignen Religiosität, weshalb man ihn Jahr um Jahr lieber gewann, dann lernte man mehrere teilnehmende Familien kennen, schloß sich ihnen an und dann starb man. Und warum sollte es nicht schön sein, eine glückliche Jugend gehabt zu haben und daran zu denken, warum sollte es nicht erfreulich sein, Professor D. und Pastor P. kennen gelernt zu haben, aber soll dies das Höchste sein — dann wollte ich lieber weder den Professor noch den Pastor bemüht, sondern das Heulen des Wolfes gehört und Gott kennen gelernt haben.

In Liebesromanen ist oft der Bote zwischen den Liebenden ein Zwerg, ein Krüppel, ein altes Weib, wer sollte die für Liebesboten halten: so sind mir meine schwermütigen Ideen ein Bote, von dem was meine erste Liebe war und immer meine einzige werden muß. Sie erschrecken mich, aber sie haben nie von dem Aussender die Erlaubnis bekommen, mich zu vernichten, meinen Geist zu schwächen, mich andern Menschen zur Last zu machen. Ob es geschehen soll, weiß ich nicht, ob es bald oder später geschehen wird, weiß ich nicht, denn dann wäre ich nicht schwermütig; aber das weiß ich, daß sie mich zur seligsten Gewißheit geführt haben, und dann ist ja die Beförderung gleichgültig: „Ob man kommt hinkend, kommt sinkend, ohne des Scheines ergötzen-

den Prunk.“ Selbst in diesem Augenblick überwältigt mich der Gedanke, daß ich habe aushalten können. O, in der Einsamkeit wünsche ich nie den Tod. Ich verstehe nicht, wie Menschen plötzlich so matt werden können, daß sie sich den Tod wünschen. Im Gegenteil, je mehr es um mich dunkelt, desto mehr wünsche ich zu leben, um mit mir selbst auszuhalten, um zu sehen, ob meine Begeisterung ein leeres Wort ist oder eine Kraft, ob sie der starke Trank ist, der von selbst schäumt, oder Schillingsbier, das auch schäumt — durch fremden Zusatz. Und kann man verstehen, wie es bei dem Kampf um ein Königtum fürchterlich sein kann, das ungelegne Kommen des Todes zu denken, gerade wenn man dem Ziele ganz nahe ist, so kann ich verstehen, daß dem, dessen Leben vom Grund aufgerührt ist, der keinen Vertrauten an seiner Seite hat und keine Fußspuren vor sich, denen er folgte, es wichtig ist, daß der Tod nicht kommt und ihm unmöglich macht zu erfahren, ob sich auf diesem Wege vordringen läßt oder ein Blendwerk ihn bethörte, ob sein Beschluß, der alles Deklamieren mied, ebenso voll Geschwätz war wie der des Deklamierenden.

Den 18. Juni. Mitternacht.

Bin ich da schuldig? Ja. Wie? Dadurch, daß ich begann, was ich nicht hinausführen konnte. Wie verstehst du es nun? Ich verstehe es nun deutlicher, warum es mir unmöglich war. Welches bleibt da meine Schuld? Daß ich es nicht früher verstanden habe. Welches ist deine Verantwortlichkeit? Jede mögliche Konsequenz für ihr Leben. Warum jede mögliche, denn das scheint ja eine Übertreibung? Weil hier nicht die Rede von einer Begebenheit ist, sondern von einer Handlung und einer ethischen Verantwortung, gegen deren Konsequenz ich mich nicht durch Mut wappnen darf, da es gerade mutig ist, sich ihnen zu öffnen. Was kann zu deiner Entschuldigung dienen? Daß meine ganze Eigenart mich dazu bestimmte, worin ich immer mehr bestärkt

werde, und was mir ein Vertrauter bestätigen würde: „Daß ein Schwermütiger nicht seine Frau mit seinen Leiden plagen, sondern sie in sich verschließen soll als ein Mann." Welches ist dein Trost? Daß ich, indem ich die Schuld erkenne, zugleich ein Walten der Vorsehung in dem Ganzen ahne. Gerade weil ich nach bestem Vermögen die Sache bedacht, und nach dieser Erkenntnis so redlich wie möglich gehandelt habe, gerade deshalb sehe ich ein Mitwirken, das mich zu einem Punkte leitete, wo ich mich selbst verstand, wie es vielleicht sonst nie geschehen wäre, aber auch in einer Weise, daß ich mich nicht rühmen soll. Welches ist deine Hoffnung? Daß es kann vergeben werden, wenn nicht hier, so doch in der Ewigkeit. Ist keine Mißlichkeit in Hinsicht auf diese Vergebung? Ja, die daß ich ihre Vergebung nicht habe; und sie ist und bleibt eine Zwischeninstanz, eine berechtigte, die nicht übergangen werden darf. Ihre Vergebung kann mich wohl nicht ewig rechtfertigen, so wenig wie die Unversöhnlichkeit eines Menschen andern als ihm selbst schaden kann, aber ihre Vergebung gehört mit in eine göttliche Ordnung. Warum hast du sie da nicht? Weil ich mich ihr nicht verständlich machen konnte; es wäre ja weit leichter gewesen, sie mir zu schaffen, und dem schrecklichen Schweben enthoben zu sein, bei dem ich nur Grund finde, wenn ich die äußerste Möglichkeit der Verantwortung übernehme. Danach wirst du nicht gefragt, was das Leichteste oder das Schwerste ist, denn man kann auch das Unrecht wählen, obschon man das Schwerste wählt; warum hast du sie nicht? Weil ich sie nicht bekommen konnte. Als ich durch meinen Brief die Verlobung aufhob, trug ich darauf an. Das wollte sie nicht verstehen und nötigte mich, das einzige Mittel zu brauchen, das mir blieb um sie zu retten: daß ich das Mißverständnis der Täuschung zwischen uns setzte. Bei dem Beharren darin überzeugte ich mich, daß der Betrug eigentlich die Wahrheit ausdrückte: daß sie mich gar nicht verstand. Ihre Meinung von mir war, daß ich mehr Lust zur

Welt hatte, daß ich meine Freiheit haben wollte, weil ich mich gebunden fühlte. Gerade weil dies ihre Meinung war, kränkte es ihren Stolz, deshalb war sie rücksichtslos im Gebrauch jedes Mittels. Sie glaubte mich wiederzugewinnen, indem ich zur Pflicht zurückgebracht und sympathisch gerührt wurde. Hätte ich nun direkt gesprochen und gesagt: die Aufrechterhaltung der Verlobung ist mein eigner Wunsch. Dann hätte ich nicht mehr sagen können, sie hätte ungefähr so gejubelt: „O Lieber, du weißt nicht wie glücklich du mich machst; es ist dein eigner Wunsch! ach, und ich hatte den Glauben daran aufgegeben und gelernt, mich mit geringerm zu begnügen, bis es wieder dein Wunsch wurde; aber nun ist ja alles gut, und mehr als gut, herrlich, du wünscht es und ich wünsche es, so ist ja jedes Hindernis fort.“ Sie versteht mich eben gar nicht, und konnte ich ihr in meinem ganzen Bau verständlich werden, und also ihre Vergebung etwas andres werden, als eine Theatersituation, so wäre ihr Verhalten gegen mich so empörend, daß sie eher meine Vergebung brauchte, und dann habe ich in jenem Billet genug gethan. Aber wie die Sache stand, hätte jede Äußerung der Wahrheit nur dazu beigetragen, die zwei Monate noch länger zu machen, denn sie wäre nur immer heftiger in ihren Anläufen geworden ohne etwas zu gewinnen. Insofern habe ich mir die ernsthaften Worte, die ich in die Konfusion einmischte, am meisten vorzuwerfen. Ihre Vergebung habe ich also nicht. Eine offizielle Vergebung zwischen zweien, die einander nicht verstehen ist eine leere Zeremonie, und ebenso mißlich wie ein schriftlicher Kontrakt zwischen zweien, von denen der eine nicht schreiben oder lesen kann. Die größere gegenseitige Sicherung, welche die schriftliche Übereinkunft vor der mündlichen voraus hat, schwindet da in doppelter Weise: der nicht lesen kann, hat sich nur an das zu halten, was er gehört hat; ob dasteht, was vorgelesen wurde, weiß er nicht, und seine Unterschrift ist nichtssagend; der andre trägt die Bürde, daß er

für alle beide einstehen muß, ungeachtet das Dokument ja gegenseitig sein sollte. Ihre Vergebung aber wird noch mehr nichtssagend, wenn sie nicht verstehen kann oder will, wovon die Rede ist. Sieh, deshalb habe ich keine Vergebung. Mein Bruch mit der Wirklichkeit ist von der Beschaffenheit, daß eine eigentliche Vergebung von ihr undenkbar ist; wäre sie ihr möglich, so ließe sich das Verhältnis aufrecht erhalten.

So steht die Sache in der Zeit. Was die Ewigkeit betrifft, so ist es meine Hoffnung, daß wir einander verständlich werden, und daß sie mir vergeben wird. In der Zeit bleibt dies ein dialektischer Stachel in meinem Schmerz, der mich auf manche Weise verwundet, weil es meine Lebensanschauung verwirrt, sowohl in Hinsicht auf Sympathie wie in Hinsicht auf den Betrug. Es ist etwas Ängstendes darin, daß ein Betrug, ob er auch noch so fromm und wohlgemeint ist, diese Macht haben soll; und die Möglichkeit wird ja immer zurückbleiben, daß die Täuschung eine epigrammatische Kraft bekommt, satirisch zu machen. Das am meisten Poetische ist auch das am meisten Ethische. Es wäre bei ihr am meisten poetisch, wenn sie sich selbst treu in ihrer Liebe bliebe, und das würde gerade auch die stärkste Rache über mich sein. Jede prosaische Rache macht eo ipso meine Verantwortung leichter, weil sie weniger ethisch ist.

Wie ist das Dasein so konsequent! Nichts ist wahr in der einen Sphäre, das es nicht in der andern ist. Welcher tiefer Ernst, daß die Gesetze des Daseins derart sind, daß jeder ihnen dienen muß ob er will oder nicht. Die Weltregierung, welche Versöhnlichkeit von jedem Menschen fordert, weiß sich auch zu behaupten, denn gerade wenn der einzelne sich selbst rächen will, wird die Sache für den Schuldigen am leichtesten; und auf der andern Seite, wenn der Gekränkte Versöhnlichkeit übt, da legt die Weltregierung den Nachdruck der Rache in diese Milde. Cäsar hat manche berühmte That vollbracht, aber wenn auch nichts

andres von ihm aufbewahrt wäre als ein einziges Wort, würde ich ihn bewundern. Als Cato sich selbst entleibt hatte, soll er gesagt haben: „Da entriß mir Cato meinen schönsten Sieg, denn ich hätte ihm vergeben.“

Meine Forderung an das Dasein ist, daß es wolle deutlich werden lassen, ob ich in Selbsttäuschung hingehe oder ob ich treu liebe, treuer vielleicht als sie. Wie lange ich aushalten soll ist unbekannt. Ist auch die Zeit der Orakel längst verschwunden, es gibt doch eins, wovon der einfältigste und tiefsinnigste Mensch rätselvoll reden muß, wenn er davon redet, das ist die Zeit. Es ist unleugbar das schwierigste Rätsel, wie es ja die tiefste Weisheit sein soll, sein Leben so einzurichten, als wäre der heutige Tag der letzte, den man lebt, und zugleich der erste einer langen Reihe.

Den 19. Juni. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Doch diese Thränen, die sich in ihre Augen hervordrängen, pressen die Möglichkeit von Unmöglichkeiten aus meinem Gehirn. Ist es auch eine überflüssige Zeremonie, ich kann es doch nicht unterlassen. Also ich rufe in die Welt hinaus, ob jemand mich hören sollte: Ich biete, ich biete mein halbes Leben für ein glückliches halbes Jahr mit ihr, ich biete es für vierzehn Tage, ich biete es für den Hochzeitstag — erfolgt kein Hammerschlag?

Nein! — Aber an die Arbeit muß ich. Wer lebenslänglich verurteilt ist, wird zu lebensgefährlicher Arbeit gebraucht, so ist es auch mit mir und meiner Arbeit.

Heut fiel die merkwürdigste Replik von ihr, die ich jemals gehört habe. Sie traf in gewissem Sinn mitten ins Herz. Wenn bei einem Scheibenschießen plötzlich ein Schuß in das Zentrum fällt, so braucht der Zeiger die Vorsicht erst zu fragen, ob es nicht ein zufälliger Schuß, ein Schuß in die Luft war, das Losgehen eines Gewehres, ohne daß jemand schoß. Sie

sagte zu mir, sie glaube eigentlich, ich wäre verrückt. Aber dann sieht man nach und es war ein blinder Treffer; und vielleicht konnte kein Wort von ihr mir so unsre Verschiedenheit zeigen. Ja gewiß ist ein Schwermütiger in gewissem Sinn verrückt, aber es gehört viel Dialektik und viel Leidenschaft dazu, diese Verrücktheit zu fassen. Wer es so sagt, wie man wohl von einem Mann, der etwas lächerlich gekleidet geht, sagt: Ach, er ist verrückt — zeigt eo ipso, daß er keine Ahnung davon hat, was es eigentlich ist. Das Ganze war blinder Alarm; es war ein heftiger Ausbruch, der gerade nichts andres zu sagen wußte. Und etwas heftig ist sie ab und zu. Sie sagt, daß ich boshaft bin, nicht gut. Das sagte sie wieder gestern. So etwas ist ein erwünschter Anlaß für mein Geschwätz, das ihn gleich aufgriff. Ja, ich sehe es nun, wir verstehen einander. Die Sache ist ganz einfach. Du gibst bloß eine Erklärung etwa so: für Leben und Sterben erkläre ich Unterzeichnete, daß ich wohl fühle Achtung, sage und schreibe Achtung . . . oder was ich sagen wollte, es war ja Achtung, die du nicht fühlst, alles läuft mir durcheinander, in Romanen hat man wohl Achtung; also: daß ich keine Achtung fühle, und da die wahre Liebe, die eigentliche Liebe nicht ohne Achtung zu denken ist, so u. s. w. Es kann, wie du siehst, auf beide Arten gemacht werden. Wenn nämlich Achtung und Liebe sich gegen einen Menschen zusammenthun, dann gute Nacht Ole, dagegen kann man sowohl mit Achtung allein wie mit Liebe allein ganz gut davon kommen . . . . Hier wurde ich unterbrochen. Sie kann nicht lassen zu lachen, wenn ich recht großen Aufwand mit Galimathias mache. Das tröstet mich. Im Grunde leidet sie dabei weniger als ich, der sie mit verzweifelter Anstrengung losarbeiten soll.

Den 24. Juni. Mitternacht.

Nicht einmal was ich hier schreibe, ist meine innerste Meinung. So kann ich mich dem Papiere nicht anvertrauen, wenn

ich es auch in dem Geschriebenen sehe. Was könnte nicht auch geschehen? Das Papier könnte fortkommen, es könnte Feuer im Hause auskommen und ich lebte in Unruhe ob es verbrannt wäre oder noch da wäre; ich könnte sterben und es zurücklassen, ich könnte den Verstand verlieren, und mein Innerstes in fremder Gewalt sein, ich könnte blind werden und es nicht finden, nicht wissen, ob ich es in der Hand halte, ohne einen andern zu fragen, und nicht wissen, ob er lügt, ob er liest, was da steht oder etwas andres, um mich auszuforschen.

In Erinnerung kann ich es rufen und schneller als der kürzeste Teil eines Augenblicks. Lessing hat doch unrecht, wenn er sagt, das Schnellste, was schneller ist als der Schall und das Licht, sei der Übergang vom Guten zum Bösen, denn noch schneller ist das „Zugleich“, das Aufeinmal. Der Übergang selbst ist ja doch eine Zeit, aber was zugleich ist, ist schneller als jeder Übergang. Die Eile, mit der was einmal war und niemals ist, heimlich gegenwärtig ist, ungeachtet es ja gegenwärtig war, ist das Schnellste von allem; denn es ist ja so schnell, daß nur Täuschung war, daß es fort war.

Den 26. Juni. Morgens.

Heut vor einem Jahr.

Ich biete mein ganzes Leben für den Hochzeitstag; und wir sind ja zwei. Nein! das sind wir nicht, denn sie bietet nicht so, sie will ringen, aber auch eine Zukunft haben. Das versteht sich, sie soll auch ihre Ehre und ihren Stolz nicht im Stich lassen. Kein Hammerschlag.

Vorgestern ging das Geschwätz unverdrossen wie immer. Wir sprachen von meiner Verabschiedung, daß diese das Klügste wäre, was sie thun könnte, wenn ich raten sollte. Die Folge würde

sein, daß ich es bald bereuen würde und wiederkäme wie ein nasser Hund. Diesen Rat nahm sie mit der lakonischen Antwort auf: Ja! und mit der Bemerkung: Nein, ich traue dir nicht über eine Thürschwelle. Ich sah daraus, wie geringe Gedanken sie doch im Grunde von mir hat und mit welchem Aberglauben sie auf die Bedeutung ihrer persönlichen Gegenwart baut. Das ist ein Glück. Aber wie nun das Geschwätz im besten Gange ist, bricht sie in Thränen aus. Wer in Not der Verzweiflung ist, hat immer übernatürliche Kräfte, und deshalb blieb meine Miene ganz unverändert. Darauf sagte sie: Laß mich weinen, es lindert. Im Gesetz ist alle Folter verboten; wahrlich, das ist eine fürchterliche Folter. Aber ich muß das Argument respektieren, nur nicht so, daß es mich beirrt. Und es ist doch ein Trost für mich, daß ich mich dem Anblick nicht entzogen habe, was sonst einem Menschen in meiner Stellung, wenn er doch verächtlich sein soll, erspart zu bleiben pflegt. Dann kam das Geplauder wieder in Gang, was gewiß nicht so viel für sie als für mich bedeutete.

Kein ernsthaftes Wort sagen dürfen, denn es wäre ja doch Wahnwitz, wenn ich, der Schuldige, ermahnen oder trösten wollte, aber es ist doch auch unsinnig, daß ich sitze und darauf sehe. Aber das Gute dabei ist, daß meine Gegenwart sie veranlaßt, ob auch gegen ihren Willen, sich so zu äußern. Wenn ich fort bin, thut sie es wohl kaum und fühlt vielleicht keinen Drang dazu.

Laß einen Dritten bei dieser Situation Zeuge sein. Laß einen, der nie andres that als Rätsel schreiben, und einen, der alt wurde über dem Rätsel Raten, sich zusammenthun und raten, wer von den beiden am meisten leidet. Erzähl uns dann, du Geprüfter, von einem Wirbel, der das Dasein verwirrte, — ich habe doch eine Verwirrung gesehen, wo es war, als wollte der Aufruhr dem Rudern eines redlichen Willens nicht gehorchen; ich sah doch eine Windstille, wo ein Liebender arbeitete und arbeitete und fast der

Mörder der Geliebten wurde, nicht aus Bosheit, nicht durch Unglück, sondern nach seiner redlichsten Überzeugung.

Den 30. Juni. Mitternacht.

Was ist mein Leben andres als üble Mühe! Meine Existenz ist lauter molimina; ich kann nicht zu mir selbst zurückkommen. Ob es je in der Zeit geschehen wird, weiß ich nicht. Und werde ich frei, so daß ich mich wieder zusammenschließen kann, so kann ich es schlimm genug haben mit dem Ausscheiden des Fremdartigen, das ich doch eigentlich nicht ausscheiden will. Werde ich frei, so bleibt doch in meiner Verschlossenheit die Bekümmerung, daß sie verändert ist.

So liegt eine Muschel am Rand des Meeres; sie öffnet ihre Schale, um Nahrung zu suchen, ein Kind steckt eine Rute dazwischen, daß sie sich nicht schließen kann. Endlich wird es das Kind überdrüssig, will die Rute zurückreißen, aber es bleibt ein Splitter zurück. Und die Muschel schließt sich; aber innen drinn leidet sie wieder und kann den Splitter nicht ausziehen. Daß es ein Splitter ist, kann keiner sehen, denn die Muschel hat sich ja geschlossen; aber sie weiß es, daß er da ist.

Doch weg mit dem Mißmut, er ist ein Unrecht gegen sie und meiner Seele wesentlich fremd. War dem jüdischen Hohenpriester verboten, sein Gewand in der Trauer zu zerreißen, weil es ein zu leidenschaftlicher und zu starker Ausdruck war, so ist es auch mir verboten, mißmutig zu werden, weil es zu apathisch und zu schwach ist. Aber daß ich einen Augenblick mißmutig wurde, zeigt mir, daß ich zum erstenmal in meinem Leben auf meinen Verstand gegen sie hörte. Was er mir sagen kann, habe ich immer gewußt, aber ich wollte es nicht. Der Eindruck jener Begegnung gab dem Verstand das Übergewicht.

Meine Sympathie bringt mich doch zuletzt an den Bettelstab. Es geht mir wie jenem Engländer, der in Geldverlegenheit

kam, ungeachtet er eine Note von 500 $ in seiner Hand hatte — aber in dem Dorfe, wo er war, konnte keiner sie wechseln. Aber soll die Äußerung der Sympathie wie das Wechseln einer großen Münze sein? ich glaubte, die Sympathie wäre wie jener Schilling in der Börse des Fortunatus, den man beständig ganz zurückbekommt, will man ihn wechseln, so verschwindet der Zauber. Sieh, das tröstet mich.

Den 2. Juli. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Ein Augenzeuge meiner Situation würde wohl sagen: Du weißt nicht, was Liebe ist, da du so handelst. Möglich, so viel weiß ich doch, daß ich ihren Schmerz kenne. Ihre Lust kenne ich vielleicht auch, wenn auch von ferne, aus sehr weiter Ferne. Wäre es möglich, wäre es möglich — im selben Augenblick hauche ich jede Thräne fort aus ihrem Auge, ach, wie die Schulkinder thun, damit keiner sehen soll, daß sie geweint haben; da ist der Schmerz vergessen, mehr als vergessen. Rasch durch der Liebe Allmacht, rasch wie die Pflanzen wachsen, wenn Feen sie hegen, entwickelt sie sich anmutiger als je durch sich selbst, durch die Triebkraft der Liebe, durch meinen Hauch und durch das Wort, das in ihr Ohr geflüstert wird; so hebe ich sie auf meinen Arm und stürze mit ihr durch die Welt: so weit verstehe ich mich wenigstens auf Liebe. Aber gerade daß ich mich auf Liebe verstehe, könnte mir leicht den Verstand rauben. Nie in meinem Leben habe ich die Versuchungen des Selbstmordes so wie jetzt vernommen. Aber die Qual der Teilnahme und dann der Schuldige sein: dieser Widerspruch wirkt auf meine Seele, wie wenn man leiblich einem Menschen die Glieder aus der natürlichen Stellung renkt. Aber was sollte ein Selbstmord helfen? Ja, er sollte verhindern, daß sie gekränkt würde, denn dann könnte sie ja als die meine fortleben, wenn sie so wollte. Aber gesetzt, sie bekäme es einmal zu wissen, das würde ja fürchterlich gewesen sein. Hat sie Verstand, so wird sie ja einsehen, daß sie mich

doch niemals zu diesem Äußersten bringen durfte, und dann habe ich sie ja schuldig gemacht. Und durch einen solchen Schritt hätte ich vielleicht ihrem ganzen Leben die Richtung gegeben, daß sie ihre Heilung nicht in der Endlichkeit suchen wollte, wo sie doch eigentlich sie suchen muß.

Geistlich gesprochen leidet sie nicht so viel. Sie ist auch nicht sowohl ermattet, als sie beginnt müde zu werden, mit einem kleinen Zusatz von Langeweile. Menschlich gesprochen wundert mich das gar nicht, denn sie hat keinen Vertrauten, und ich bin unermüdlich in Nonsens.

Die Tage sind gezählt. Gesetzt sie würde nun krank, ehe der letzte Tag gekommen ist, gesetzt sie verriete im Fieber, was zwischen uns vorgeht. Ihre Angehörigen würden glauben, daß es Phantasien seien, und ich wüßte, daß es Wirklichkeit ist! Und wenn sie dann gesund wird und wir wieder von vorn beginnen sollen!

Den 3. Juli. Mitternacht.

Wo sollen wir uns da wiedersehen. In der Ewigkeit. Da ist ja Zeit genug zur Verständigung. Wo liegt die Ewigkeit? Wenn beginnt die Ewigkeit? Welche Sprache redet man da? Oder redet man da vielleicht gar nicht? Könnte es nicht eine Zwischenzeit geben? Ist denn beständig hoher lichter Tag in der Ewigkeit? könnte es nicht eine Morgendämmerung geben, wo man in Vertraulichkeit Verständigung fände? Welches ist das Urteil der Ewigkeit? Ist es fertig, ehe die Ewigkeit beginnt und die Ewigkeit nur seine Ausführung? Wie wird die Ewigkeit dargestellt? Wie der weite Horizont, wo man nichts sieht. So ist sie auf dem Grabbilde dargestellt. Die Trauernde sitzt im Vordergrunde und sagt: Er ging fort, ins Jenseits. Aber in dem weiten Horizont sehe ich gar nicht, und nur der Vorübergehende sieht die Trauernde im Vordergrunde, aber weiter sieht er auch nichts. So sehe ich also auch sie nicht. Das ist unmöglich. Ich

muß sie sehen. Ist dies kein Argument? oder ist es ein beßres Argument, daß ich sie sehen muß, ob ich will oder nicht? Gesetzt, sie hätte mich vergessen. Können wir uns dann sehen? Gesetzt sie hätte mir vergeben; dann hätte sie mich ja nicht vergessen. Aber können wir uns dann sehen? Gesetzt, sie stünde an der Seite eines andern. Steht sie so in der Zeit, so stehe ich ihr im Wege und deshalb will ich mich entfernen. Aber wenn ich ihr in der Ewigkeit im Wege stünde, wo soll ich da hingehen? Ist die Zeit stärker als die Ewigkeit? Hat die Zeit die Macht, ewig uns zu scheiden? Ich glaubte, sie hätte nur die Macht, mich unglücklich zu machen, aber müßte mich loslassen, sobald ich die Zeit mit der Ewigkeit vertausche und bin, wo sie ist, denn ewig ist sie beständig bei mir. Wenn es so ist, was war dann die Zeit? Sie war, daß wir Zwei einander gestern abend nicht sahen, weil sie ausgegangen war. Und wessen war die Schuld? Ja, die Schuld war mein. Aber wollte oder könnte ich nun anders handeln, als ich gehandelt habe, wenn das erste einmal geschehen ist? Nein, ich bereue das erste. Von dem Augenblick an habe ich nach redlichster Überlegung und allem Vermögen gehandelt, wie auch bei dem ersten, bis ich meinen Irrtum einsah.

Aber redet die Ewigkeit so leichtsinnig von der Schuld? Die Zeit thut es wenigstens nicht; sie wird mich wohl noch weiter lehren, was sie mir gelehrt, daß ein Leben mehr ist als ein Gesternabend. Aber die Ewigkeit wird ja auch alle Krankheit heilen, den Tauben das Gehör, den Blinden das Gesicht und den Krüppeln die Schönheit der Gestalt geben, so wird sie auch mich heilen. Welches ist meine Krankheit? Schwermut. Wo hat diese Krankheit ihren Sitz? In der Einbildungskraft, und die Möglichkeit ist ihre Nahrung. Aber die Ewigkeit nimmt die Möglichkeit fort. Und war diese Krankheit mir nicht schwer genug in der Zeit, da ich nicht bloß durch sie litt, sondern auch schuldig wurde? Der Krüppel hat doch nur den Schmerz, daß er verun-

staltet ist, aber wie fürchterlich, wenn seine Mißgestalt ihn schuldig machte!

So sei denn, wenn die Zeit vorbei ist, mein letzter Seufzer zu dir o Gott, für meiner Seele Seligkeit, der nächste sei für sie, oder laß mich zum erstenmal wieder mit ihr vereint sein in diesem letzten Seufzer.

Den 6. Juli. Mitternacht.

Heute habe ich sie gesehen. Wie sonderbar! Ein Gewitterregen nötigte mich zu ihm, meinem alten Konditor hineinzuflüchten, wo ich seit jenen Tagen der Erwartung nicht war: erat in eo vincinio tonstrina quaedam. Eine solche Barbierstube entspricht am meisten, sagte der Lehrer, dem, was ein Konditor bei uns ist. Eo sedebamus plerumque, dum illa rediret. Der Regen war schnell vorbei, die Luft mild und einladend, alles erfrischt und verjüngt. Wäre ich nicht in Erinnerungen versunken gewesen, so wäre ich kaum so lange geblieben. Der alte Konditor kam und begrüßte mich, redete mit mir, alles wirkte betäubend auf mich. Ich saß auf meinem alten Platz und warf zuweilen einen Blick aus dem Fenster — da kam sie vorbei. Sie ging mit einem andern jungen Mädchen, beide in lebhaftem Gespräch, sie munter und gesund und vergnügt. Kam sie vielleicht vom Singen, meine geliebte Sängerin, geht sie wieder zum Singen? Ist vielleicht nur die Weise eine andre geworden?

Daß ich für ein halbes Jahr in ein Weib verwandelt werden könnte, um ihr Wesen zu verstehen, mein Maßstab ist doch vielleicht immer zu groß.

Es scheint, als wäre alles beim alten. Sie geht zum Singen und kommt vom Singen froh wie einst. Aber da ist keiner, der auf sie wartet. Hier bei dem Konditor ist in gewissem Sinn keiner, aber vielleicht anderswo. Es ist doch oft gehört, daß ein Mädchen den Schmerz verwindet und sich wieder verliebt. Und hier ist ja das Verhältnis gerade dazu angelegt, denn ich

war ja nicht ihr Geliebter, sondern ein Betrüger. Es ist ja auch oft gehört, daß ein Mädchen nicht ohne einen Mann leben konnte und es war richtig, aber es war nicht der Mann, sondern ein andrer.

So sind wir ja bei dem alten, durch Veränderung dazu gekommen, und ich bin unverändert dabei geblieben. Ich kann mit Wahrheit sagen: Ich verbleibe u. s. w., aber was ich bleibe, ist nicht gut zu sagen? Ich nehme an, sie gehört einem andern, was verbleibe ich dann? Und doch kann ich sie nicht so fahren lassen. Jener fast wahnwitzige Wunsch, das Verhältnis wiederhergestellt zu sehen, ist nun von einem ähnlichen abgelöst: daß wenn sie einem andern gehört, dieser andre ihre erste Liebe sein möchte. Dann hat sie mit der Idee nicht gebrochen und in meinen Augen nicht verloren. Wohl wahr, was kümmert sie sich darum, ob sie in meinen Augen verliert. Aber so sollte sie nicht denken, denn meine Auffassung ist fürsorglicher für sie als die irgend eines. So werde ich meine Lebensanschauung nicht durch sie verstört sehen; ach, wie es mich schmerzen und lähmen würde. Wenn die ganze übrige Welt eine andre hat, ist das nur das Signal zum Kampf. Aber das Unglück ist, daß ich gar nichts von solcher früheren Liebe weiß. Doch war ich allzusehr in mich selbst vertieft und zu sehr ethisch beschäftigt, um so etwas zu erfahren. Insofern ist es doch möglich. Wenn es der Fall wäre, so ist es eine kleine Satire über mich, daß ich unwissend blieb. Sie fand sich nicht aufgefordert, etwas zu äußern, vielleicht hat meine Verschlossenheit so auf sie gewirkt. Insofern wäre es ja möglich, daß es auch wirklich so wäre! Und wenn es wirklich ist und wirklich wird, welches Glück, daß ich es nicht wußte! Vielleicht hätte ich die Sache allzuleicht genommen und die Begebenheit bekam dann nicht die Bedeutung für mich, wie nun.

Was verbleibe ich? Ja, das ist nicht gut zu sagen. Aber wenn ich nicht selbst diese Geschichte erlebt hätte und ein andrer

erzählte sie, würde ich glauben, er spräche von mir, so gut paßt sie auf mich.

Mit ihr würde ich weniger als je reden können, wenn sie eines andern ist. Sollte ich ein wirkliches Verständnis suchen, gleichwie sie sich verstellte bei dem Abhandeln? Sollte ich aus der wahren Leidenschaft herausreden und wider Willen satirisch sein? Sie hat zum Teil selbst Schuld an der Verwirrung, denn sie hat das Erotische verwirrt, da sie im Religiösen falsch spielte. Sie wollte sich nicht mit dem Erotischen begnügen, daß sie geliebt oder nicht geliebt war, und was für sie daraus folgte, sie griff in das Religiöse und wurde durch die Verantwortung für mich eine gigantische Figur. Gewiß, hat es einen Krieg zwischen zwei großen Mächten veranlaßt, daß ein Fürst eine Königstochter zurücksandte — für mich wurde mein Streit ebenso fürchterlich, da ich sie ausschlug, denn Gott hatte sie mir verlobt. So habe ich die Sache betrachtet. Aber dieser fürchterliche Ernst verwandelt das Erotische fast zu etwas Komischem; denn leidenschaftlich gedacht mußte ich sagen: Wäre sie häßlich wie die Erbsünde, zänkisch solange der Tag ist, so hätte sie doch für mich dieselbe Bedeutung gehabt, aber das ist ganz unerotisch geredet. Und wer ist schuld, daß ich so reden muß? das ist sie, die ein erotisches Verhältnis in ein religiöses verwandelte.

Nur wenn ich schweige, kann ich meine Seele leidenschaftlich hinter dem Betrug des Komischen halten, oder hinter der Decke, daß ich längst das Ganze vergessen habe.

Den 7. Juli. Morgens.

Heut vor einem Jahr. Laß sehen! Meine Lebensanschauung war, daß ich in meiner Verschlossenheit meine Schwermut verbarg. Es war mein Stolz, daß ich es vermochte, und mein Entschluß, aus allem Vermögen darin fortzufahren. Ich bin gestrandet. Woran? An dem Mißverhältnis der Persönlichkeiten und an

der Trauung, die von da aus protestiert. Welches ist die Verwirrung meines Lebens? Daß der Satz mir sinnlos wurde: ultra posse nemo obligatur. Welches ist meine Schuld? Daß ich mich an das wagte, was ich nicht hinausführen konnte. Welches ist meine Übelthat? Daß ich einen Menschen unglücklich gemacht habe. Wie unglücklich? In der Möglichkeit so, daß ich einen Mord auf meinem Gewissen habe nach ihrer Aussage und nach der Möglichkeit. Was ist meine Strafe? Dieses Bewußtsein auszuhalten. Was meine Hoffnung? Daß eine barmherzige Vorsehung die Strafe in der Wirklichkeit geringer machen wird, indem sie ihr hilft. Was sagt mein Verstand von ihr? Daß nicht gerade Wahrscheinlichkeit für das Schlimmste ist. Was folgt daraus für mich? Gar nichts. Eine ethische Verpflichtung kann nicht durch eine Wahrscheinlichkeitsrechnung erschöpft werden, sondern nur durch Aufnahme der äußersten Möglichkeit der Verantwortung.

* * *

Ich ging zu ihr. Ungewöhnlich froh trat ich ihr entgegen, erklärte, daß es sich thun ließe, wie sie es wünschte. Es läßt sich leicht erklären, daß man während des Streitens wohl imstande ist zu verstehen, was die Sympathie gebietet, aber diese Rücksicht vergißt, gerade weil man streitet. Wenn man gesiegt hat, pflegt die Sympathie am stärksten zu erwachen. Ich meinte dies Äußerste versuchen zu müssen, ob sie nicht, durch ihren Sieg bewegt, sich entschließen könnte, mir die Freiheit zu geben. Nein! Sie nahm es hin ohne ein Wort der Sympathie; sie nahm es sogar ziemlich kalt hin, das freut mich, denn es beweist, daß sie müde ist.

Ich ging. Mittags kam ich wieder. Ein absoluter Entschluß gibt Ruhe, ein Entschluß, der die Schrecken der Dialektik durchgangen ist, macht unerschrocken. Kalt und bestimmt verkün-

dete ich, daß es vorbei ist. Sie wollte sich den heftigsten Äußerungen der Leidenschaft hingeben, aber zum erstenmal in meinem Leben sprach ich befehlend. Es ist fürchterlich, das wagen zu sollen, aber es war das Einzige. Ob sie vor meinen Augen dem Tode nahe kam, ich konnte meinen Entschluß nicht ändern. Meine Unbewegtheit half ihr, und was das dummdreisteste Unternehmen war, ging in aller Ordnung. Noch ein Versuch wurde gemacht, mich sympathisch zu bewegen; er blieb ohne Wirkung. Endlich bat sie mich, zuweilen ihrer zu gedenken; das wurde in nachlässigem Tone gelobt; vielleicht meinte sie es nicht stark, dafür meinte ich es im Ernst.

So ist es vorbei. Wählt sie den Schrei, so wähle ich den Schmerz; und vom Schreien wird man müde, sie ist es vielleicht bereits; die Runde des Schmerzes wird zu mir kommen und wieder kommen.

Was sagt mir mein Verstand von der Wirkung der zwei Monate in bezug auf sie? Sie wird nicht lebensgefährlich trauern; teils ist ihre Leidenschaft innerlich nicht sehr zusammengesetzt, teils wird ihr keiner eine so günstige Situation schaffen können, wie sie gehabt hat: mich, den Schuldigen, erschrecken können, mich durch ihr Leiden bewegen können. Die Fürsorge der Teilnehmenden kann nicht so Nachdruck auf den Ausbruch des Schmerzes legen wie meine Gegenwart. Die Reflexion wird sie nicht leicht packen, denn sie hat nun einen bedeutenden Kursus durchgemacht. Worauf sie verfallen kann, wird nicht viel sein im Vergleich mit dem, was ich ihr bereits hinlänglich und bis zum Überdruß vorgeführt habe. Sie wird keine Sympathie für mich erwecken können, ist da ein kleiner Rest, so wird er bald erstickt werden. Es wird ihr nie einfallen, ob sie sich nicht etwas vorzuwerfen haben sollte, da sie doch anders gegen mich hätte handeln können. Sie wird vielleicht krank werden, wie der, welcher sehr angestrengt zum Examen gearbeitet hat, krank wird, wenn das Examen über-

standen ist. An solcher Krankheit kann man auch sterben; aber daraus folgt kein sichrer Schluß auf ein propter hoc. — Was mich betrifft, so hat sie durch die Nötigung bis zum Äußersten zu gehen mir geholfen, meine Persönlichkeit soweit möglich aus ihr herauszuziehen. Sollte sie, von dem Ganzen gelangweilt, sich in eine neue Liebe finden, da werde ich nicht bloß draußen sein, sondern auch jedes Bild von mir, denn sie hat keins, und zum mindesten keins, worin etwas Wahrheit ist.

Den 7. Juli. Mitternacht.

Sieh, nun höre ich für diesmal auf. In bezug auf sie beginnt mein Winterschlaf, ich danke ab. Den 3. Januar beginnt die Unruhe wieder. Bei dem Abdanken heißt es: Rechts und links um, marsch! Das ist satirisch genug, denn mein Unglück ist, daß ich weder rechts- noch linksum machen, noch marschieren kann.

Die Zeit der Unruhe ist ein halbes Jahr, jenes halbe Jahr der Wirklichkeit, das immer wiederkommt, bis ich frei werde. Gut, daß es nicht ein ganzes Jahr war, denn dann würde ich ein Trauerjahr haben im selben Sinn wie man ein Kirchenjahr hat: so wie ich mit dem alten fertig wäre, würde ich das neue beginnen.

Eine alte Frau pflegte von dem Wächter, wenn er zu rufen begann zu sagen: Nun ist er wohl verirrt. Und der Verirrte ruft ja auch. So bin ich in der Zeit der Unruhe ein Rufender, ein Verirrter.

Mein Entschluß ist, in Treue zu ihr den Ideen und meiner Geistesexistenz aus allem Vermögen treu zu bleiben, daß ich durch Erfahrung gewiß werden möge, daß der Geist es ist, der lebendig macht, daß der äußre Mensch verschmachten und der Geist siegen, die Kreatur seufzen und der Geist jubeln kann, daß ich möchte durch den Geist getröstet und froh werden, indem ich allen end-

lichen Trostgründen entsage, daß ich aushalten möchte und nicht große Worte in kleinen Werken enden lasse, nicht in hohen Reden zeuge und mir selbst durch Werke der Endlichkeit widerspreche. Ich wäre vollkommener gewesen, wenn ich ihr hätte treubleiben können; wenn meine Geistesexistenz in das tägliche Leben des Ehestandes eingegangen wäre, das wäre größer gewesen und ich hätte das Dasein sichrer und leichter verstanden. So ist die Rangordnung. Demnächst kommt, was ich thue. Sollte sie in nutzloser Leidenschaft verbluten, sollte sie nicht durch eine Hilfe gerettet werden, die vielleicht näher ist als ich weiß, oder doch nahe genug kommt, wenn sie nötig ist, dann muß ich so arbeiten, daß meine Existenz für zwei gelten kann. Hilft sie sich selbst auf andre Weise, so ergibt das Überfluß. — Gesetzt, da wäre ein Buch, das einmal gedruckt war und nicht umgedruckt werden konnte, und es war kein Platz da zum Korrigieren, aber unter den Druckfehlern fand sich eine Lesart, die weit an Bedeutung übertraf, was an derselben Stelle im Text stand: so mußte sie sich damit begnügen, unter den Druckfehlern stehen zu bleiben, aber stand doch da mit all ihrer Bedeutung. Gesetzt, da wäre ein Unkraut, geschieden von den nützlichen Pflanzen; dann steht es wohl abseits, ist wohl Unkraut, ist wohl in Unehre, aber gesetzt, es hieße doch: Stolzer Heinrich.

Hier endet das Tagebuch für diesmal. Es handelt von nichts, doch nicht in dem Sinn wie das Ludwigs des Sechzehnten, dessen wechselnder Inhalt gewesen sein soll, den einen Tag auf der Jagd, den andern: rien, den dritten: auf der Jagd. Es enthält nichts, aber sind es, wie Cicero sagt, die leichtesten Briefe, die von nichts handeln, so ist es zuweilen das schwerste Leben, das von nichts handelt.

Schreiben an den Leser

von

Frater Taciturnus.*)

Mein lieber Leser, wenn du irgendwie vom Fach bist, wirst du augenblicklich sehen, daß die Figur, die hier vorgeführt ist, dämonisch in Richtung auf das Religiöse ist, in der Richtung darauf hin. Wie redlich, wie reichlich er selbst durch seine Monologe das Seine thut, daß du ihn so sehen kannst, weiß keiner besser als ich, der oft angestrengt, oft ermüdet sich versucht fühlte, ihn fahren zu lassen und die Geduld aufzugeben, was dasselbe ist, weshalb ich auch durch Achten auf die Sterne und Lesen im Kaffeegrunde vermöge meines Skaldenblicks und Falkenauges offenkundig diese maßlose Weissagung mache, daß von den wenigen Lesern des Buches zwei Drittel bei der Hälfte abfallen werden, oder wenn man lieber so will,

---

*) Hier ist wohl die Erinnerung nützlich, daß der Frater Taciturnus, der in psychologischem Interesse die Leidensgeschichte betrachtet, ebenso eine repräsentierende Persönlichkeit ist wie William Afham und der Assessor. Daß er nicht das letzte Wort im christlichen Verständnis spricht, macht er selbst deutlich — wenn er auch schon manches von dem sagt, was Kierkegaard erst in der letzten Zeit geltend machte. B.

stehen bleiben und das Buch gelangweilt fallen lassen werden. Da er auf einer äußersten dialektischen Spitze steht, muß man mit unendlich kleinen Größen rechnen können, wenn man ihn beobachten will. Für eine runde Summe, sie sei noch so groß, wenn sie doch rund ist, erkauft man sich nicht das Entree zu seinen dialektischen Leistungen, und man thut daher richtiger, es gar nicht der Mühe wert zu finden, einen solchen Gliedermann zu beobachten. Doch kann es wohl seine Bedeutung haben auf ihn zu achten, weil man in der Abweichung das Normale studieren kann, und wenn nichts andres, doch immer so viel lernen kann, daß das Religiöse nicht so gering anzuschlagen ist, als könne man es leicht genug, oder als sei es etwas für dumme Menschen und unbarbierte Labane, da es das Allerschwierigste ist, ob auch absolut zugänglich für jeden und absolut genug für alle, was bereits schwierig zu verstehen ist, gleich dem Widerspruch, daß dasselbe Wasser auf derselben Stelle so flach ist, daß ein Schaf waten, und wieder so tief, daß ein Elefant schwimmen kann.

Das Mädchen habe ich ganz allgemein gehalten (hauptsächlich ihr nur die religiösen Voraussetzungen fehlen lassen) und mit Fleiß, damit sie ihn besser beleuchtet und ihn lehrt, sich anzustrengen. Es würde fürchterliche Anstrengungen kosten, vielleicht sogar unmöglich sein, mit einer Hebemaschine einen sehr kleinen Gegenstand zu heben, oder auf einer Schiffspfund-Schiebewage ein halbes Pfund zu wiegen; und so habe ich mir gedacht, soll es ein Mißverständnis sein, so soll es auch gründlich sein.

Das Erotische und das erotische Verhältnis beschäftigt mich jedoch weniger. Ich brauche es wesentlich, um in dem Religiösen zu orientieren, daß man nicht irre läuft und glaubt, das Religiöse sei die erste Unmittelbarkeit oder so ein bißchen dies und das: Triebe und Naturstimmungen und Jugendlichkeit, worin durch Zusatz von etwas Geist ein wenig Gärung gekommen ist. — Das Mädchen ist, was man mit Recht ein rares Mädchen

nennt.*) In der Novellen und dem Drama und eigentlich erst im fünften Akt macht „ein solches Mädchen" einen Mann glücklich, in den fünf Akten der Wirklichkeit thut sie soviel sie kann, in dem psychologischen Experiment kann sie ihn nicht glücklich machen (obwohl sie es könnte), da sie nicht dazu kommen kann; deshalb machen sie einander gerade unglücklich. Hätte ich sie anders ausgerüstet, so würde meine Hauptfigur nicht hinlänglich beleuchtet worden sein.

Als Liebhaber würde die männliche Figur kaum in der Welt ankommen. Seine Gebärden und seine Treufestigkeit sind so ungefüge, so unpraktisch und unbeholfen, daß man sich versucht fühlt, ich glaube mit einem französischen Schriftsteller zu fragen: ob er verrückt wurde, weil er dem Mädchen treu war, oder ob

---

*) Die weibliche Figur ist natürlich bloß in ihren allgemeinen Umrissen angedeutet: ein sehr junges liebenswürdiges Mädchen innerhalb des ästhetischen Umfangs von Naivität. Hier will ich sie skizzieren, da sie sonst nicht in ihrer Ganzheit zur Sprache kommt. Ich habe beständig ihn im Sinn, respektiere aber die psychologische Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht aus der ästhetischen Naivität heraustritt. In der Verlobungszeit ist sie erst zurückhaltend. Seine Sonderbarkeit und unerotischen Gebärden müssen wohl einem jungen Mädchen wunderlich zumute machen. Das kann sie nicht aushalten, sie wird davon gelangweilt, macht das Näschen kraus und setzt ihm den Stuhl vor die Thür. Dann kommt eine kleine Begebenheit und sie wird erweicht; sie stellt den Stuhl hin und bittet ihn sich niederzusetzen, während sie einen allerliebsten schelmischen kleinen Kniefall thut in Anmut. Er, der als Liebhaber traurige Held, nur er kann das nicht verstehen, und in keiner Situation gleicht er als Liebhaber mehr jenem unsterblichen Ritter von der traurigen Gestalt, als da er so zum Sitzen gekommen ist. Nun will er sie verlassen. Sie beschwört ihn bei Gott und allem Heiligen, worauf sie in ihrer Not verfallen kann, sie bringt selbst das Billet zu ihm, sie ahnt nicht, daß darin etwas Verkehrtes sein sollte. Nun beginnt der letzte Streit der Trennung. Sie entfaltet ihre ganze liebenswürdige Sympathie, die sich mit jeder Weise begnügen will, und das ist die liebenswürdige sympathetische Resignation der Naivität.

er ihr treu blieb, weil er verrückt war, denn als Liebhaber ist er verrückt. Wenn ich meiner Experimentfigur Fleisch und Blut geben könnte, wenn er in unsrer Zeit lebte, und sein inneres Wesen nicht verhüllt wäre, das gäbe eine ganze Komödie. Wie schnurrig, einen solchen Uhu, Troglodyt oder Höhlenbewohner schleichend hervorkommen zu sehen, nachdem er in der Stille auf die romantischen Reden der Menschen gehört, um den Anspruch zu erheben als unglücklicher Liebhaber zu rangieren! Er bekäme die Gassenjungen hinter sich, das ist gewiß genug! Ein solcher Anachronismus im neunzehnten Jahrhundert, wo jeder weiß, daß unglückliche Liebhaber ein Hirngespinnst sind gleich jenen Schlangen mit sieben Köpfen, von denen Linnee bewies, daß sie nicht da sind. Es ernst zu nehmen mit jenem Begriff, den jeder kennt, nur einmal lieben, einander glücklich machen u. s. w., und darauf-

Anders kann sie sich nicht äußern, und selbst wenn man inkonsequent eine Andeutung der reflektierten Resignation fordern wollte, so verhindern sein Betrug und seine verzweifelten Gebärden im Betrug jedes Entstehen und jede Äußerung einer reflektierten Sympathie. So ist sie durchaus liebenswürdig, aber doch nur mit so viel Spannkraft, daß die psychologische Wahrscheinlichkeit für eine neue Liebe gegeben ist, wenn sie sich auch psychologisch in verschiednem Muster ausführen läßt. — Nach der Verlobung thut sie gar nichts. Selbst wo die psychologische Möglichkeit ihn am gefährlichsten packt, bei der Begegnung in der Kirche, ist es nicht sicher, daß es Wirklichkeit ist (wenn es auch nicht unmöglich ist), denn seine Leidenschaft sieht alles, hier sogar trotz des Abstandes. Aber selbst wenn er richtig gesehen hat, so ist das Ganze ein kleiner Einfall von ihr, vielleicht etwas Wohlwollen, vielleicht weil es ihr nun vorkam, als wäre sie vorher zu streng gegen ihn gewesen, ein kleiner Einfall wie jener Kniefall. Aber er, der ja in seinem Verhältnis zu ihr unternimmt, „Schicksal und Zufall abzuschaffen", er hat sich natürlich habilitiert, um beständig an der Nase genommen zu werden, so auch durch verschiedne Äußerungen über ihre Zukunft, die er zu seinem Unglück ihr entlockt hat, bei denen sie sich nicht viel gedacht hat, während er sich ewig verpflichtet fühlt, repetierend alles dabei denken zu wollen.

hin mit äußerster Anstrengung handeln, wie man es nur einem sehr jungen Menschen vergibt, wenn er es einmal in seinem Leben und höchstens einen halben Tag thut, sich tot arbeiten in diesem Dienst veralteten Schick und Brauch einzuführen, das ist ja richtiger Stoff fürs Lachen. Wie man in der Kindheit das Sprechen lernt, so verproviantiert man sich auch in der Jugend für das ganze Leben und nimmt auch einen kleinen Mundvorrat von schönen Redensarten und schwärmerischen Wendungen mit, womit man sich selbst und andre das Leben hindurch bedient. Sie sind für die Jugend ein etwas phantastischer Putz am glücklichsten Tage, eine Pläsanterie wenn Mama sie braucht und eine Witzigkeit im Munde des Greises. Aber daß die Liebe ebenso unverwüstlich sein sollte und noch dazu die unglückliche Liebe, verrät eine mangelhafte Erziehung; ich wenigstens sage mit Pernille: Ich danke meinen Eltern in meinem Grabe, daß ich anders erzogen bin. Wer kauft wohl jetzt wie in alten Tagen einen Regenschirm für das ganze Leben, oder ein seidnes Kleid, ein richtig gutes Stück, das man tragen kann solange man lebt, oder einen Pelzmantel für die Ewigkeit? Man räumt gern ein, daß die Bonität nicht ist wie sie in jenem chinesischen Atlas war, man räumt gern ein, daß man mit seinem Zeuge nicht so sorgsam umgeht, wie man bei dem chinesischen Atlas that, aber der Vorteil, sich immer Neues anschaffen und mit seinem Zeuge sudeln zu können, ist doch in die Augen fallend. Diese Weisheit ist nicht bei einigen Auserwählten, sie ist glücklicherweise (gepriesen sei unser Jahrhundert!) gemein unter den Menschen. So selten wie man daher einen Mantel aus chinesischem Atlas sieht, so selten sieht man auch einen unglücklichen Liebhaber. Und nun einer sein wollen, ungeachtet man es vielleicht gar nicht ist, eine Ehre darein setzen, das heißt ja direkt in Verrücktheit die Welt quer nehmen; der einzige höhere Wahnwitz würde noch sein, wenn er annähme, er sei nicht der einzige, sondern es gäbe eine ganze Völkerschaft von

solchen. Wie bekannt, glaubte Don Quixote, er sei ein fahrender Ritter. In dieser Idee gipfelt aber keineswegs seine Verrücktheit; Cervantes ist tiefsinniger. Da Don Quixote von seiner Krankheit geheilt ist und der Lizentiat bereits beginnt für seinen Verstand zu hoffen, will er ihn doch ein bißchen prüfen. Er redet von verschiednen Dingen und mischt plötzlich die Neuigkeit darunter, daß die Mauren in Spanien eingefallen seien. Dann gibt's nur ein Mittel zu Spaniens Rettung, antwortet Don Quixote. Welches ist es? fragt der Lizentiat. Don Quixote will es nicht sagen, nur seiner rechtgläubigen Majestät, dem König von Spanien will er es offenbaren. Zuletzt gibt er doch den Bitten des Lizentiaten nach und unter dem Gelübde des Schweigens empfängt dieser mit der Feierlichkeit eines Beichtvaters das Geheimnis jenes berühmten Ritters: „Das einzige Mittel ist, daß seine rechtgläubige Majestät einen Aufruf an alle fahrenden Ritter ausgehen läßt.“ Selbst ein fahrender Ritter sein ist, wenn man so will, Sache eines halbverrückten Mannes, aber ganz Spanien mit fahrenden Rittern zu bevölkern, ist in Wahrheit ein delirium furibundum. In dieser Hinsicht ist mein Held vernünftiger, denn er hat die Zeit so verstanden, daß er selbst der einzige Ritter der unglücklichen Liebe ist.

Doch wie gesagt, das Erotische beschäftigt mich weniger. Ich habe es gebraucht wie Konstantin Konstantius in einer Schrift „Die Wiederholung, Kopenhagen 1844“ einen Versuch machte es zu brauchen, ein Versuch, der indes nicht glückte; denn er blieb innerhalb des Ästhetischen. Die Kollision, daß ein Mann Dichter wird durch ein Mädchen und deshalb nicht ihr Mann werden kann, liegt innerhalb des Ästhetischen. Die Kollision kann auch nur einen jungen Menschen bekümmern, und ich verstehe nicht, warum ihm Konstantin verhehlt hat, was jeder Praktikus leicht sieht, daß sich die Kollision ohne Schwierigkeit heben läßt. Er verheirate sich mit ihr, dann wird er nicht Dichter. Kann auch

nicht jedes Mädchen einen Mann zum Dichter machen, so kann doch jedes Frauenzimmer den Mann hindern, es zu werden, wenn er sich mit ihr verheiratet, dafür stehe ich ihm, und am besten und besonders das Mädchen, das auf dem Wege war, ihn zum Dichter zu machen; denn des Dichters Umgang mit den Musen ist höchst verschieden von dem ehelichen Verhältnis. Und da für ein Wesen von Fleisch und Blut nichts so genierend ist wie Muse sein zu sollen, so wird natürlich die Angebetete alles thun, um ihn zu hindern, Dichter zu werden, und jedem seiner Versuche ein wirklicher Ehemann zu werden entgegenkommen.

Meine Aufgabe ist es glücklicherweise nicht, mit meinem Helden disputieren oder ihn aus seiner dialektischen Schwierigkeit herausdenken zu wollen. Eine solche Person, wenn sie wirklich existierte, könnte einem Doctor seraphicus und einem Magister contradictionum genug zu schaffen machen, und zuguterletzt würden sie doch nichts ausrichten. Was sie vorbrächten, würde er beantworten: Das habe ich selbst gedacht, nun sollt ihr bloß hören — und dann würde er seine dialektische Einwendung vortragen, bis er sie zu seinen Gunsten wendete. Ihn mit Pathos zu schrecken, würde auch nicht helfen, denn er ist auch der Mann, das ganz Entgegengesetzte pathetisch auszudrücken.

Mit dem, was ich schreibe, will ich ihn nicht überzeugen, sondern in ihm und in vielem, was er sagt, auf etwas Wahres aufmerksam machen. Ihn lasse ich gehen für das, was er ist, ein Schwärmer, und gehe über zur Sache. Diese will ich behandeln, indem ich den Gedanken zu bestimmten Punkten führe, bei deren Ausarbeitung ich ihn immer im Sinn haben will.

§ 1.

Was ist unglückliche Liebe und welches die Variante im Experiment?

In der unglücklichen Liebe hat die Poesie seit undenklichen Zeiten einen Gegenstand für ihre glückliche Liebe. Wie man gesagt hat, daß eine Mutter am Krankenbett ihres Kindes das Gebet erfunden habe, das Gebet, welches ja gerade auf solches Leid berechnet ist, so könnte man fast glauben, daß die unglückliche Liebe die Poesie erfunden habe. Aber dann ist es ja nicht mehr als billig, daß die Poesie zur Vergeltung der unglücklichen Liebe zu Hilfe kommt, und nicht zu viel, daß sie es mehr als gern thut.

Zu einer unglücklichen Liebe gehört nun, daß die Liebe gegeben ist und eine Macht da ist, die den glücklichen Ausdruck der Liebe in der Vereinigung des Liebespaares hindert. Nichts ist leichter als dies zu sagen, aber durch einen Abstand gleich dem Durchmesser der Erdbahn ist von dieser trivialen Aussage der Dichter entfernt, der mit seinem göttlichen Pathos dies Nichts ausfüllt und durch seinen Hauch gestaltet. Ohne Pathos kein Dichter. Pathos ist das erste, aber das nächste ist das Ergründen eines tiefsinnigen Gegensatzes. Es lassen sich ja Hindernisse von der Art denken, daß man sagen müßte: die Aufgabe der Liebe ist, sie zu überwinden. Läßt ein Dichter ein solches Hindernis die unglückliche Liebe konstituieren, so ist er kein Dichter, sondern ein Satiriker wider Willen. Es darf also nicht in der Macht der Liebe stehen, das Hindernis zu heben.

So steht die Sache, oder richtiger, auf diesem Punkte blieb sie stehen manches Jahr. Später hinkt man auf beiden Seiten: man glaubt nicht an die Liebe als absolute Leidenschaft, noch wählt man Hindernisse von prima Qualität; man akkordiert mit den Gläubigern, und diese lassen mit sich reden und der Artikel

unglückliche Liebe geht aus; dafür gibt es nun die einigermaßen glückliche Liebe, nun gibt's ein Bier für alle.

Will man die Ausgezeichneten unter jenen unglücklich Liebenden betrachten, die „Sang und Sage" mit Ruhm gekrönt hat, so sieht man gleich, daß eine fremde Macht die Liebenden trennt, kein eigner Zweifel. Petrarca sieht Laura mit einem andern vereint, Abälard fühlt sich nicht durch seinen geistlichen Stand von Heloise getrennt (denn die Liebe ist die absolute Leidenschaft), er wird durch Fulberts Zorn, ach, und durch seine Grausamkeit getrennt; Romeo fühlt nicht den Familienhaß als trennende Macht, ob er sich gleich in ihm durch die Pietät gegen den Vater rührt, es ist der Familienstreit, der ihn wirklich von Julie trennt; Axel fühlt keine Gewissensskrupel wegen der nahen Verwandtschaft, und Valborg versteht nur, daß sie sich lieben: es ist die Kirche mit ihrer äußern Macht, die sie scheidet — nimm das Hindernis fort, und jene Unglücklichen sind die Glücklichsten aller Liebenden. Die Poesie hat nur mit der Unmittelbarkeit zu thun, und kann deshalb keine Doppeltheit denken. Ist es einen einzigen Augenblick zweifelhaft, ob die Liebenden absolut zuverlässig in ihrer Liebe sind und absolut fertig zu ihrer Vereinigung, so wendet sich die Poesie von den Schuldigen ab und sagt: „Das ist mir ein Zeichen, daß du nicht liebst und deshalb kann ich mich nicht mit dir einlassen." Die Aufgabe des Dichters kann und darf nicht in sich selbst dialektisch sein; die Leidenschaft muß unmittelbar und in sich selbst ungeteilt sein; sobald in ihr selbst Streit ist, ja auch wenn eine höhere Leidenschaft sich geltend macht, sobald man darin den Nebenton der Zweideutigkeit vernimmt, kann sich der Dichter nicht damit einlassen; ihm gilt nur eine Leidenschaft, die in sich ungespalten ist. Wenn der Held ein Liebesverhältnis seiner Leidenschaft fürs Vaterland opfert, so ist er nicht ein unglücklich Liebender, sondern wird nach der Leidenschaft genannt, die in ihm ohne Zweifel ist. Diese hat ihren Widerstand von der Außen-

welt und darin z. B. auch von einem Liebesverhältnis oder einem Pietätsverhältnis.

In unsrer Zeit nimmt sich unglückliche Liebe nicht aus. Man sieht Romeo und Julie, aber weiß nicht recht, was man daraus machen soll; höchstens weint die Galerie wirklich, sonst opfert man eher Shakespeare als Julie eine Thräne, und man fühlt sich im Theater in fast peinlicher Lage. Das kommt nun ganz einfach davon, daß dem jetzigen Geschlecht die Liebe wie alle Leidenschaft dialektisch geworden ist. Man kann solche unmittelbare Leidenschaft nicht fassen, und selbst ein Handlungsgehilfe würde in unsrer Zeit Romeo und Julie erstaunliche Wahrheiten sagen. Wollte man diese Situation in das Stück hineinziehen, daß sich das Publikum nicht so fremd fühlte, so müßte eben der Handlungsgehilfe, der nüchterne Philosoph, der Leihhausverwalter, oder wen man sonst als Repräsentanten des Verstandes brauchen wollte, mit dem Siege davongehen: denn die abgetragne Seite der Sache ist ja gerade die Wahrheit. Geschähe dies nicht, so würden Romeo und Julie den Zuschauern nicht bloß fremd gegenüberstehen, sondern auch in ihren Augen verlieren, als halsstarrige Personen, deren Tod nicht tragisch ist, sondern wohlverdient ob contumaciam gegen alle Räson. Shakespeare hat ja auch in seinem Drama entgegengesetzte Anschauungen repräsentiert, aber sein entschiedenes Pathos macht ihn selbst so sicher, wie es Romeo und Julie in ihrer Leidenschaft sind.

Ohne Leidenschaft kein Dichter und ohne Leidenschaft keine Poesie; haben nun die Menschen keine höhere Leidenschaft, während sie die Poesie der Unmittelbarkeit verschmähen, was wird die Folge davon sein? Natürlich die, daß man sich in halben Gedanken verläuft und glücklich wird in Einbildungen und Selbstbetrug. O winkende Früchte für einen komischen Dichter, und wenn er einmal ersteht, ist meine einzige Sorge die, daß er selbst vom Anblick der Unerschöpflichkeit des Stoffes verzaubert, vor

Lachen stirbt und also nichts leisten kann. In solcher Komödie würde ein Dichter eine brauchbare Figur als Hauptperson sein, Scribe z. B., der trotz seines vielleicht gewaltigen Talents so komisch ist, der Dichter sein will und doch vergessen hat, daß Poesie und Leidenschaft untrennbar sind, und der seine Zeit als Dichter befriedigte; das Ganze ist komisch in aristophanischem Sinn. Ich will la camaraderie nehmen, sein Rezeptionsstück, dessen meisterhaften Effekt man nicht genug bewundern kann. Hier wird der erbärmliche Zusammenhalt mäßiger Subjekte geschildert, die auf allerhand verächtlichen Wegen mit ihrer Aufdringlichkeit sich vorzudrängen wissen; aber ein junger Advokat verachtet diese Wege, er wird deshalb von Lästerung und Lüge verfolgt. Was geschieht? Eine junge Dame ist so gut, sich für ihn zu interessieren, sie ist nicht unbekannt mit Intrigen, alles glückt ihr und der Advokat kommt zu Ehren und Würden. Das Resultat ist also, daß eine Kamaraderie über die andre siegt, eine Intrige der andern die Macht nimmt. Gleichwie die unglückliche Liebe ausging und man statt der beiden Gegensätze eine Sorte bekam: die einigermaßen glückliche Liebe — so gehen hier die Gegensätze; Ehrlichkeit und Unehrlichkeit, Tugend und Erbärmlichkeit aus und man bekommt eine Sorte: Ehrlichkeit bis zu einem gewissen Grade, oder es gehört etwas mehr wie Ehrlichkeit dazu.

Wenn die Liebe selbst dialektisch wird, muß die Poesie sie aufgeben, der Dichter kann die Aufgabe nicht greifen, er steht vor einer Einleitung, deren Ausgang kritisch ist, und zum andern ist ja keine Sicherheit da, daß der Ausgang glücklich ist, wenn nur die äußeren Hindernisse weggeräumt werden, und endlich ist im Todesfalle keine Sicherheit dafür da, daß es ein Heldentod der Liebe oder der Leidenschaft ist, da es vielleicht ein Erkältungsfieber ist, woran man stirbt.

Ist die Liebe keine absolute Leidenschaft mehr, so muß die

Poesie sie verlassen; und wo ein Aas ist, da sammeln sich die Raubvögel. Hier in Gestalt von Novellisten, Feuilletonisten, Hermaphroditen von tragikomischen Dichtern, die nicht mit Bestimmtheit wissen, ob sie Tragiker oder Komiker sein wollen, und deshalb keins von beiden sind, denn ohne Leidenschaft kein Dichter, auch kein komischer. Soll die Poesie noch weiter existieren, so muß sie eine andre Leidenschaft entdecken, die ebenso berechtigt ist, wie die Liebe es für die Poesie war. Von der Poesie die Leidenschaft nehmen und diesen Verlust durch Dekorationen, anmutige Gegenden, applaudierte Waldpartien, entzückende Theatermaschinen ersetzen, ist Verderben, gleichwie wenn man die Schlechtigkeit eines Buches durch die Eleganz des Einbandes gut machen will, die ja nicht den Leser, sondern höchstens den Buchbinder interessieren kann. Der Replik die Leidenschaft nehmen und zum Ersatz im Orchester etwas streichen lassen, ist Prostituieren der Poesie und komisch, wie wenn in der Wirklichkeit der Liebhaber statt des Pathos in der Brust für den entscheidenden Augenblick eine Spieldose in der Tasche hätte. Es wäre nun nicht schwierig, zu zeigen, daß keine solche andre Leidenschaft ist, gerade auf Grund der eigentümlichen Zusammensetzung des Erotischen. Indes will ich es hier nicht ausführen, aber auch von keinem verlangen, daß er glaubt, ich könnte es, da ich es nicht thue. Doch gibt es ja auch in den Augen der Poesie andre berechtigte Leidenschaften. Aber was den Glauben an die Liebe schwächte, daß der Unendlichkeitssinn fehlt, wird auch den Glauben an die andern Leidenschaften schwächen. In der Welt der Unendlichkeit gilt: wer in einem fehlt, der fehlt in allem, denn wer Sinn für Unendlichkeit hat, hat Sinn für jede Unendlichkeit. Dieselbe Reflexion, welche die Liebe verzehrt hat, wird auch die unendliche Leidenschaft in der Politik verzehren. Wird die Politik mit unendlicher Leidenschaft aufgefaßt, kann sie natürlicherweise Helden geben, wie es in der alten Zeit war, wo man

ja auch an Liebe glaubte. Nun aber wird ein solcher Held ein Mann, der für ein endliches Ziel arbeiten und, wie er sagt, das Leben opfern will; vielleicht kommt es auch durch einen Fehlgriff dazu, und durch einen neuen Fehlgriff wird er als Held kanonisiert. Solche Figur ist indes für die Poesie unbrauchbar (er müßte denn gebraucht werden wie der Wursthändler bei Aristophanes), er ist unpoetisch und widerspricht sich selbst. Insofern ist es ganz konsequent, daß die Politik in unsrer Zeit ihre Verehrer nicht zu Opfern begeistert, denn sie begeistert gar nicht, sonst kommen die Opfer von selbst. Es ist ein Widerspruch, für ein endliches Ziel das Leben opfern wollen, und ein solches Verhalten ist in den Augen der Poesie komisch, wie sich tot tanzen, oder mit Sporen gehen, wenn man krumme Beine hat, und darüber fallen und das Leben lassen — lieber, als daß man läßt, mit Sporen zu gehen. O, winkende Aufgabe für einen Dichter, aber ohne Leidenschaft kein Dichter, auch kein komischer. Stoff wird ihm nicht mangeln, denn der Politik mangelt es nicht an Dienerschaft. Eine brauchbare Hauptfigur würde ein Politiker sein, der trotz all seiner Klugheit begeistert sein will, ein Opfer sein, aber sich nicht opfern will; der fallen, aber Zeuge des Beifalls sein will; ein Begeisterter, der keine Ahnung davon hat, was Begeisterung ist. Sein Pathos würde in dieser — seltsam genug noch nicht längst aufgebrauchten — Phrase gipfeln: „Ich will mein Leben opfern, keiner soll sagen, daß ich nicht Heldenmut habe; aber dieser blinde Mut ist nicht das Höchste, deshalb beherrsche ich mich selbst — und behalte das Leben; deshalb beherrsche ich mich — und lasse einen andern, einen minder Wichtigen an meiner Stelle fallen. Plaudite." Es ist ja in seiner Ordnung, daß ein Politiker, der klug ist, auch klug genug ist, einzusehen, wie wichtig sein Leben für den Staat ist, was vielleicht den Einfältigeren verborgen ist; daß, wenn er länger lebt, keiner zu drängen hat: aber Begeisterung ist das nicht. Alle Begeisterung liegt in der unend-

lichen Leidenschaft, wo Peter und Paul mitsamt ihrer Klugheit wie nichts verschwinden. Gott helfe der Poesie, mit Hilfe der Politik wird sie auf Wasser und Brot gesetzt! Bereits Aristoteles hat die Menschen in θεολογοι, φιλοσοφοι und πολιτικοι eingeteilt. Die Politiker kommen zuletzt, vollends die Politiker der Endlichkeit, welche der Leidenschaft der Unendlichkeit entsagen, die kommen zu allerletzt oder richtiger hintennach; das thut Dünnbier immer. Im Glauben an sich selbst ist keine Begeisterung, noch weniger im Glauben an sein bißchen Krämerklugheit; alle Begeisterung ist entweder im Glauben an seine Leidenschaft, oder tiefer im Glauben an eine Vorsehung, die einen lehrt, daß selbst der Tod der größten Männer ein Scherz für die Vorsehung ist, die Legionen Engel in der Reserve hat, und daß er deshalb resolut in den Tod gehen und die Vorsehung für seine gute Sache und den Dichter für seinen Nachruhm sorgen lassen soll. Wie man da in unsrer Zeit selten einen unglücklich Liebenden sieht, so so sieht man auch selten einen Märtyrer in der politischen Welt, dagegen ist aber allgemeine Kokurrenz darum: „Der Teufel hole mich, daß ich dazu willig bin, wenn man nicht einsähe, daß es größer ist u. s. w.“, und die Politik hat eine zahllose Schar von Titularhelden und Märtyrervolontären, nicht unter Waffen, aber inter pocula. Sie haben alle den Hochmut des Heldenmutes, aber sehen auch mit ebenso heldenmütiger Weisheit ein, „daß es besser für das Ganze, für die Gemeinschaft ist, daß sie der Menschheit schuldig sind, zu leben und — anzustoßen.“ Ein Schritt ist noch übrig, ein wahres non plus ultra, wenn nämlich eine solche kannegießernde Generation von Lebensversichernden es als eine Ungerechtigkeit der Poesie ansehen wollte, daß sie nicht ihre Helden unter den würdigen Zeitgenossen wählt. Aber man thue der Poesie nicht Unrecht, oder richtiger, man reize sie nicht, sonst endet es wohl damit, daß sie aristophanisch den ersten besten der Wursthändler nimmt und ihn zum Helden macht. Auf andre

Weise läßt sich die Poesie nicht durch Fluchen und Trumpfen bei Tisch begeistern.

Die Zeit der Poesie scheint also vorbei zu sein, der tragischen nämlich. Einem komischen Dichter würde das Publikum fehlen, da auch das Publikum doch nicht auf zwei Stellen zugleich sein kann: auf den Brettern und im Zuschauerraum. Außerdem hat ein komischer Dichter seinen Halt in einem Pathos, das außerhalb des Stückes liegt, und durch seine Existenz zeigt, daß die Zeit der Poesie vorbei ist. Wer seine Hoffnung auf ein spekulatives Drama setzt, dient nur insoweit der Poesie, als er dem Komischen dient. Sollte es einem Zauberer oder einem Zauberlehrling glücken, ein solches zu stande zu bringen, sollte es durch den Beistand eines spekulativen Thaumaturgen (denn ein Dramaturg würde nicht ausreichen) als poetische Arbeit die Forderungen der Zeit befriedigen, so würde diese Begebenheit ja ein gutes Motiv für eine Komödie sein, wenn sie auch die komische Wirkung durch so viele Voraussetzungen erreichte, daß sie deshalb nicht populär werden könnte.

Daß die Zeit der Poesie vorbei ist, will im Grunde sagen, daß die Unmittelbarkeit vorbei ist. Ganz ohne Reflexion ist die Unmittelbarkeit nicht. Sie hat nach der Auffassung der Poesie eine Reflexion in bezug auf den Wiederstand, der ihr von außen kommt. Erst da ist die Unmittelbarkeit eigentlich vorbei, wenn die unmittelbare Unendlichkeit von einer ebenso unendlichen Reflexion gegriffen werden soll. Im selben Augenblick sind alle Aufgaben verwandelt und in sich selbst dialektisch gemacht; keine Unmittelbarkeit hat länger die Freiheit durch sich selbst zu stehen oder nur nach außen Streit zu haben, sie muß mit sich selbst streiten.

Zurück zur Liebe. Sie hat dann also ihr Hindernis nicht wie in der Poesie von außen, sondern in sich selbst. So kommt da eine Aufgabe hervor, die jeder Dichter verschmähen muß, aber

die doch ihre Bedeutung hat, eine Aufgabe, die auf manche Weise variiert werden kann, und deren eine ich mir in meinem psychologischen Experiment gewählt habe. Die Liebe ist gegeben, man sieht kein Hindernis, im Gegenteil Friede und Sicherheit, eine Windstille begünstigt sie. Aber da sie in die unendliche Reflexion eingeführt werden soll, stößt sie auf Schwierigkeiten. Der Dichter würde ihn fragen: „Was ist denn im Wege, sind es grausame Eltern, die erweicht werden, ist es ein Familienhaß, der versöhnt, ein päpstlicher Dispens, der beschafft werden soll, oder — ach ich muß über mich selbst und meine Stellung trauern — soll ich dir ein Scherflein zuwerfen, brauchst du Geld, um glücklich zu werden, nun wohl — aber wenn du es in den vier ersten Fällen lieber willst, mache ich dich unglücklich, aber zum Helden." Der betreffende antwortet: Nein. Da wendet sich der Dichter fort und sagt: Ja, mein lieber Freund, dann liebst du nicht. Die Poesie ist willig, alles für die Liebe zu thun, willig, die glückliche zu verschönen, willig, die unglückliche zu besingen, aber in ihrer liebenswürdigen Naivetät muß sie eins sicher haben: die Liebe, damit sie nicht, nachdem sie alles gethan hat, plötzlich entdeckt, es war vergebens, weil andre Hindernisse da waren.

Um die Aufgabe festzuhalten, muß man beständig Doppelbewegungen machen. Wer das nicht kann und mit Leichtigkeit kann, sieht gar nicht die Aufgabe, und wohl ihm, wenn er nicht seine Freude an der Poesie verloren hat. Aber kann er es thun, dann weiß er auch, daß die unendliche Reflexion nichts Fremdartiges ist, da durch sie die Unmittelbarkeit für sich selbst durchsichtig wird.

Nimmt man an, die Liebe habe die unendliche Reflexion glücklich durchgangen, dann ist sie etwas andres, dann ist sie religiös; strandet sie unterwegs, so strandet sie an dem Religiösen. Das sieht man vielleicht nicht gleich, weil man oft genug selbst unter dem Namen „unendliche Reflexion" eine endliche Reflexion

denkt. Im Vergleich mit dieser ist die Unmittelbarkeit wesentlich stärker, ja es ist eine Beleidigung für sie, daß sie sich mit ihr einlassen sollte. Das verstehen auch die Dichter sehr gut, und deshalb kommen die Hindernisse von außen und das Tragische liegt gerade darin, daß diese bis zu einem gewissen Grade die Macht haben, über die Unendlichkeit der Unmittelbarkeit zu siegen, nur die Spießbürger und hermaphroditischen Dichter verstehen es anders. Aber eine unendliche Reflexion ist unendlich höher als die Unmittelbarkeit, und in ihr kommt die Unmittelbarkeit zu sich selbst vor der Idee. Und dies „vor der Idee" bezeichnet ein Gottesverhältnis im weitesten Umfange, und in diesem Umfange gibt es eine Mannigfaltigkeit näherer Bestimmungen.

In der Unmittelbarkeit ist die Idee auch. Der Dichter sieht sie ja, aber für seinen Helden ist sie nicht da, oder er reflektiert doch nicht vor ihr auf sich selbst. Gerade deshalb ist er nicht frei in seiner Leidenschaft. Die Freiheit bedeutet nämlich keineswegs, daß er die Leidenschaft aufgeben soll, sondern, daß er die unendliche Leidenschaft, mit der er sie aufgeben könnte, braucht, um sie festzuhalten. Einen solchen Gedanken kann der dichterische Held gar nicht denken, und der Dichter darf ihn diesen Gedanken nicht denken lassen, denn sofort hört er auf, eine dichterische Figur zu sein.

In der unendlichen Reflexion wird so die Freiheit gewonnen, ob sie nun bekräftigt oder verneint. In meinem Experiment habe ich die Protestation gewählt, darin weisen sich die Doppelbewegungen am deutlichsten. Er hält zugleich seine Liebe fest, die kein Hindernis von außen hat, der vielmehr alles begünstigend lächelt und mit schrecklicher Verwandlung droht, wenn er seinem Wunsche nicht folgt, ihm droht mit dem gewissen Verlust der Ehre, mit dem Tod der Geliebten: also er hält zugleich seine Liebe fest, und daß er trotz allem sie nicht verwirklichen will, nicht kann.

Die Stellung ist so dialektisch, daß man sich nicht übereilen darf, sonst kommt nur Verwirrung heraus. Aber ist es wahr, daß die Zeit der Unmittelbarkeit vorbei ist, so gilt es, das Religiöse zu erreichen, alles Davorliegende hilft nicht. Und für wen die Zeit der Unmittelbarkeit vorbei ist, für den werden auch die schwierigsten dialektischen Bewegungen populär; sonst bin ich sehr willig, einzuräumen, daß mein Experiment durchaus nicht populär ist. Man glaubt gewöhnlich, daß die vielen Kunstausdrücke der wissenschaftlichen Phraseologie eine Darstellung unpopulär machen. Das ist inzwischen eine ganz zufällige Unpopularität, welche wissenschaftliche Parleure z. B. mit Schiffern gemein haben, die auch unpopulär sind, weil sie einen Jargon reden, keineswegs weil sie tiefsinnig reden. Mit der Zeit kann ja auch die Terminologie einer Philosophie bis zu dem gemeinen Mann durchdringen, und also war ja jene Unpopularität zufällig. Es ist der Gedanke, nicht der zufällige Ausdruck, der eine Darstellung wesentlich unpopulär macht. Ein systematischer Posamentier und Knopfmacher kann unpopulär werden, aber ist es wesentlich gar nicht, sofern er bei dem höchst Seltsamen nicht viel denkt (ach, und das ist eine populäre Kunst); Sokrates dagegen war der unpopulärste Mann in Griechenland, gerade weil er dasselbe sagte, wie der einfachste Mensch, aber unendlich viel dabei dachte. Es mit einem Gedanken aushalten, ihn festhalten mit ethischer Leidenschaft und unerschrocknem Geist, die Duplizität dieses einen Gedanken in sich selbst sehen mit gleichem Maß und auf einmal in demselben den tiefsten Ernst und den höchsten Scherz, das tiefste Tragische und das höchste Komische sehen, das ist unpopulär zu allen Zeiten, für jeden, der nicht gefaßt hat, daß die Unmittelbarkeit vorbei ist. Aber was wesentlich unpopulär ist, kann auch nicht auswendig gelernt werden. Doch hiervon an andrer Stelle.

Dies ist also die Aufgabe, die ich mir gesetzt habe: eine unglückliche Liebesgeschichte, wo die Liebe in sich selbst dialektisch ist,

und in der Krisis der unendlichen Reflexion einen religiösen Anstrich bekommt. Man sieht leicht die Verschiedenheit der Aufgabe von jeder andern unglücklichen Liebesgeschichte; man sieht es leicht, wenn man beides auf einmal sieht, sonst sieht man vielleicht keins von beiden.

§ 2.

Das Mißverständnis als tragisches und komisch-tragisches Prinzip im Experiment.

Wenn Claudius sagt, daß Mißverständnisse eigentlich davon kommen, daß man einander nicht versteht, so sind in seiner naiven Laune, als einer Unmittelbarkeit, die Differenzen verhüllt, die, wenn man sie hervorzieht, das Komische und das Tragische ausweisen, weshalb jene naive Aussage sehr verschieden wird, wenn sie mit entgegengesetzter Leidenschaft betont wird. Das Tautologische der Aussage kann ebenso gut die komische wie die tragische Leidenschaft anziehen, das Wort selbst ist launig. Ironisch würde so Sokrates sehr gut in der unterminierenden Situation des Gesprächs sagen können: Sonderbar genug, bei den Göttern, daß wir, lieber Polos, einander nicht verstehen; „das müssen Mißverständnisse sein.“ Tragisch würde ein Begeisterter sagen: O Mißverständnis, daß wir einander nicht verstehen können. Von einem Einheitspunkt des Komischen und des Tragischen aus wird die Aussage nicht launig, sondern tiefsinnig sein. Solange nämlich zwei einander mißverstehen, läßt sich kein andrer Grund als das Mißverständnis angeben; läßt sich der Grund angeben, so ist das Mißverständnis gehoben. Auch wenn sie sich noch weiter mißverstehen, verstehen sie im Grunde zugleich einander.

Das Mißverständnis ist nun überall, wo Ungleichartiges zusammenkommt, doch wohl zu merken so, daß die Möglichkeit des Verständnisses da ist. Ist das Verständnis unmöglich, so ist

kein Mißverständnis da; bei der Möglichkeit ist dagegen das Mißverständnis und ist dialektisch gesehen ebenso komisch wie tragisch.

Auf diese Duplizität des Mißverständnisses kann sich jedoch die Poesie nicht einlassen, sie muß das Mißverständnis entweder tragisch oder komisch brauchen, und deshalb legt sie es richtig so an, daß der Grund des Mißverständnisses in etwas Äußerem liegt, durch dessen Entfernung das Einverständnis zu stande kommt. So kommt bei einer unglücklichen Liebesgeschichte das Mißverständnis von einer fatalen Begebenheit, einem rätselhaftem Vorfall, oder von einer boshaften oder thörichten Person, die durch ihre Einmischung die beiden in Mißverständnis bringt. Die Poesie muß sich so die reale Möglichkeit des Verständnisses sichern, sonst kann sie gar nicht beginnen. Nimm deshalb jene Begebenheit, jenen Vorfall, jenen Menschen weg, und sie verstehen einander. Ein solches Mißverständnis ist nicht zugleich komisch und tragisch. Es wird in einer unglücklichen Liebe tragisch, weil der Gehalt der Liebe in der Leidenschaft der Liebenden liegt. Fehlt solcher Gehalt, so ist das Mißverständnis komisch, es macht gerade die Leere der Betreffenden offenbar und das Gelächter über sie ist das Gericht, durch welches das Dasein Genugthuung erhält und versöhnt wird.

Daß zugleich das Entgegengesetzte da ist, ist der Poesie zu dialektisch. Setzt auch die romantische Poesie das Komische und das Tragische zusammen, so geschieht das in der Form des Gegensatzes und höchstens in einer negativen Einheit aus einer gleichsam geahnten Lebensanschauung. Der Gegensatz trennt gerade, und gerade indem das Niedrigkomische herabgedrückt wird, erhebt sich das Lyrische. — Für die Unmittelbarkeit ist immer nur eins da, und der engste Zusammenhang ist: wenn das eine gewesen ist, folgt das andre. Im Phädon entwickelt Sokrates so schön und in einer anschaulichen Situation (denn man sieht ihn sitzen und mit Wohlbehagen das Bein reiben, von dem die Fessel genommen

ist, deren Wegnahme ihm nun Wohlbehagen macht, während sie schmerzte, als sie da war) dieses Aufeinanderfolgen in bezug auf den Sinneseindruck: das Behagliche und Unbehagliche, und meint, es wäre eine Aufgabe für Äsop gewesen, eine Fabel zu dichten, wie die Götter, da sie diese streitenden Mächte auf andre Weise nicht vereinen konnten, sie mit den Enden zusammengeknüpft hätten. Sokrates räumt da wohl ein, daß das Behagliche und Unbehagliche nicht auf einmal ist, aber in seinem ironischen Bewußtsein ist die negative Einheit davon. Für die Poesie lösen sich die Gegensätze nur ab. Sie würde daher nie den Tod des Sokrates auffassen können. Hier ist alles fertig gemacht, und doch würde die Poesie nur die eine Seite wählen können, hier wohl das Tragische; höchstens würde sie einen komischen Gegensatz zuwege bringen, obschon dieser vielleicht nicht leicht ist. Man kann nicht leugnen, daß Xanthippe mit ihrem Schreien und Lärmen eine komische Figur macht und ihr Verhalten an die zerknirschte Todesanzeige zänkischer Witwen erinnert; man kann auch nicht leugnen, daß Sokrates ironisch genug eine komische Beleuchtung darauf fallen läßt, wenn man Xanthippe mit ihrer Zärtlichkeit und ihrer durch viele Jahre für einen solchen feierlichen Augenblick aufgesparten Rührung sieht aus der Thür transportiert werden; aber dieser Gegensatz würde ungerecht und nicht ausreichend sein. Besser würde es vielleicht sein, in phantastischem Stil einen Chor aus einer gewissen Klasse von Philologen zu bilden, deren thränenpressende Betrachtungen über dieses Tugendmuster von einem Menschen und seinen Märtyrertod einen guten Gegensatz zu der ganzen Anschauung des Sokrates bilden. Aber dann würde wieder das Historische schwinden. Selbst die Freunde des Sokrates sind weiter als die Poesie gehen kann; denn Phädon sagt selbst, daß er als Zeuge jener Begebenheit sich in einem wunderlichen Zustand befand, in einer ungewöhnlichen Mischung von Freude und Trauer, ja daß die Anwesenden bald lachten, bald weinten, vor-

nehmlich Apollodoros. Vollends Sokrates; denn daß die Anwesenden bald lachten, bald weinten, zeigt nur, daß sie ihn nicht ganz verstanden hatten. Sokrates hat gerade eine Duplizität, welche die Poesie nicht ausdrücken kann. Will die Poesie mit dem Pathos der Tragödie sein Leiden als Märtyrer schildern, da sehe sie sich wohl vor, denn er leidet gar nicht, er hat bereits das Schnurrige bedacht, daß ein solcher ἄτοπος τις auf die Weise ums Leben kommt, daß er hingerichtet wird. Komisch kann ihn die Poesie nicht auffassen, denn daß er selbst all das Komische gedacht hat, beweist gerade, daß er nicht komisch ist, und wenn anders irgend ein Mensch nicht komisch ist, so ist es Sokrates. Ein tragischer Heldentod ist etwas einzelnes, und den liebt die Poesie, aber bekommt sie eine Nachricht davon, daß der Mann selbst annimmt, es könnte auch komisch sein, so muß sie ihre Zahlungen einstellen.

Die Poesie kann das Mißverständnis auch so brauchen, daß es aufkommt, weil kein Anknüpfungspunkt da ist. Je nach der Art und Leidenschaft kann es komisch oder tragisch werden, aber nicht komisch und tragisch zugleich, weil der Anknüpfungspunkt mangelt, der unter dem Mißverständnis eine Einheit gibt. — Es ist tragisch, wenn ein Begeisterter zu einem Geschlecht von Tröpfen redet und nicht verstanden wird, aber es ist nur tragisch, weil kein Einheitspunkt da ist, denn die Tröpfe bekümmern sich ja gar nicht um den Begeisterten. Gulivers Reise ist komisch durch die Phantasie bis zum Wahnwitz, aber die Wirkung ist nur komisch, weil keine Leidenschaft dem Mißverständnis Gehalt gibt, wenn sie auch bei dem Dichter ist, denn ohne Leidenschaft kein Dichter, auch kein komischer. Ist daß Mißverständnis ganz in Unbedeutendem, wird es wie ein harmloser Scherz. Das Leben ist reich genug an Beispielen. Ein tauber Mann tritt in einen Versammlungssaal während der Versammlung; er will nicht stören und öffnet deshalb ganz sacht die große Flügelthür. Unglücklicher-

weise hat die Thür die Eigenschaft zu knarren. Das kann er nicht hören, er glaubt es gut zu machen, und durch das langsame Öffnen veranlaßt er ein anhaltendes Kreischen. Man wird ungeduldig. Einer dreht sich um und winkt ihm Schweigen; er meint, er habe vielleicht die Thür zu rasch bewegt und das Knarren bleibt. Diese Situation ist ein Spaß, und deshalb kann weder das Komische noch das Tragische recht hervortreten. Doch ist hier ein geahnter Einheitspunkt: er will nicht stören, die Versammlung will nicht gestört werden, und er stört. Etwas mehr Zusatz von Gefühl und dergleichen, so zeigen sich die vielen Situationen, wo man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll. Dies ist das Tragi-Komische, wo keine wesentliche Leidenschaft in Bewegung ist, weder das Komische noch das Tragische wesentlich da ist. In dem Tragi-Komischen ist beides, und der dialektisch unendlich gewordne Geist sieht auf einmal beides in demselben.

Nun zu meinem Experiment. Ich habe zwei ungleichartige Individualitäten zusammengestellt, eine männliche und eine weibliche. Ihn habe ich in Geistesentwickelung zum Religiösen hin gehalten, sie in ästhetischen Kategorien. Mißverständnisse kann es da genug geben, sobald ich einen Einheitspunkt setze. Dieser ist, daß sie sich darin begegnen, einander zu lieben. Das Bindewort in ihrem Mißverständnis ist, daß sie einander lieben, aber bei ihrer Ungleichheit muß sich diese Leidenschaft wesentlich verschieden ausdrücken, und so tritt das Mißverständnis nicht von außen zwischen sie, sondern entwickelt sich aus ihrem Verhältnis zueinander. Das Tragische ist, daß zwei Liebende einander nicht verstehen, das Komische ist, daß zwei, die einander nicht verstehen, sich lieben. Daß solches vorkommen kann, ist nicht undenkbar, weil ja die Liebe selbst ihre Dialektik hat, und wenn es unerhört wäre, so hat ja ein Experiment das Vermögen, zu experimentieren. Ist die Ungleichartigkeit so, wie ich sie gehalten habe, so haben auch beide das Recht zu sagen, daß sie lieben. Sie sagt, daß sie liebt,

und meint es ästhetisch, wie sie in Unmittelbarem lebt, er sagt, daß er liebt, und meint es ethisch. So lieben die zwei beiden und lieben einander, aber doch ist da ein Mißverständnis. — Nehme ich nun die Leidenschaft fort, so ist das Ganze eine ironische Situation mit griechischer Heiterkeit; setze ich die Leidenschaft hinzu, so ist die Situation wesentlich tragisch; betrachte ich sie, so sage ich: Sie ist auf einmal komisch und tragisch. Die Heldin kann es natürlich nicht so sehen, weil sie zu unmittelbar ist. Sie könnte es nach dem Gesetz der Succession erst in einem spätern Moment komisch sehen, wo dann das Lachen sie selbst komisch machen würde, denn über eine wesentliche Verwirrung lachen beweist, daß man in einer neuen ist, und wer so lacht, ist ebensowenig geheilt, wie „der frei ist, der seiner Fesseln spottet.“ Der Held ist zwar gleich auf das Komische aufmerksam, und wird daher nicht selbst komisch, aber er kann doch das Verhältnis nicht so sehen, wie ich es sehe. Das kommt daher, daß er in Leidenschaft ist, und der Grad der Leidenschaft zeigt sich am besten darin, daß er sich pathetisch stärkt, indem er das Komische sieht. Er ist in Leidenschaft. Wollte ich zu ihm sagen: Versuche leidenschaftslos zu sein, so setzt er gleich eine andre Leidenschaft ein und sagt, das wäre eine Niedrigkeit gegen das Mädchen.

Er sieht also das Komische, aber nicht wie ein gehärteter Beobachter es sieht. Er sieht das Komische und stärkt sich dadurch zu dem Tragischen. Das ist, was mich besonders beschäftigt, denn dadurch wird das Religiöse beleuchtet. Mit Geistesstärke auf einmal in demselben das Tragische und das Komische sehen, ist der Höhepunkt des Heidentums. In der höhern Leidenschaft, die aus dieser Einheit das Tragische wählt, beginnt die Religiosität, das will sagen die Religiosität, für welche die Unmittelbarkeit vorbei ist, und diese soll ja in unsrer Zeit für alle vorbei sein, so sagen sie. Als tierisches Geschöpf hat der Mensch zwei Beine, so sind das Komische und das Tragische notwendige Bewegungs-

organe für den, welcher in Geisteskraft existieren will, nachdem er die Unmittelbarkeit aufgegeben hat. Jeder, der nur ein Bein hat und doch Geist sein will in Geisteskraft, ist lächerlich, er sei ein noch so großes Genie. — In dem gleichmäßigen Verhältnis des Komischen und des Tragischen liegt die Bedingung für den rechten Gang, das Mißverhältnis kann auch hier als hinkend, säbelbeinig, klumpfüßig u. s. w. bezeichnet werden. — Meines Ritters Unglück ist, daß er auf dem äußersten Punkte dialektisch wird, als er sich in der Religiösität zusammenschließen soll. Hiervon mehr in einem andern Paragraphen.

Um das Experiment zu beleuchten, will ich die Struktur durchgehen.

Die Form der Anlage drückt die Duplizität aus. Am Morgen ruft er sich die Wirklichkeit in Erinnerung, des Nachts hat er mit derselben Geschichte zu thun, aber durchdrungen von seiner Idealität. Diese Idealität ist also nicht eine illusorische Vorausnahme, die noch nicht die Wirklichkeit gesehen hat, sondern ein Werk der Freiheit nach der Wirklichkeit. Ein Dichter oder Liebhaber kann wohl eine ideale Vorstellung von der Geliebten haben, aber nicht zur selben Zeit ein Wirklichkeitsbewußtsein davon, wie weit sie wahr oder nicht wahr ist. Diesen Widerspruch kann nur die neue Idealität aushalten, die nach der Möglichkeit kommt.

Die Geschichte beginnt so zweimal. Ich habe ein halbes Jahr dazwischen liegen lassen und nehme an, daß er in der Zeit in einer Art Betäubung gelebt hat, bis die Leidenschaft plötzlich mit dem 3. Januar erwacht. Andre Auffassungen sind ja auch möglich, ich treffe meine Wahl gemäß der Anlage.

Shakespeare sagt einmal, ich erinnre mich nicht wo und kann nicht citieren, aber der Sinn ist: In dem Augenblick, bevor die Genesung von einer heftigen Krankheit eintritt, im Augenblick der Besserung ist der Anfall am heftigsten, und jedes Übel ist

am schlimmsten, wenn es Abschied nimmt. Für sie ist dieser kritische Punkt der Augenblick, da sie alles gewagt hat, um ihn festzuhalten, und er nun ganz konsequent von seinem Standpunkt das Äußerste wagt, um sich aus ihr loszuringen. Von diesem Moment an, wo sie den Schmerz am tiefsten gefühlt hat, ist psychologisch gesehen ihre Besserung eingetreten. Sein Bild verschwindet deshalb bereits während er gegenwärtig ist, und nach der Trennung mehr und mehr wie eine Erinnerung; ihr muß die Wirklichkeit helfen. Für ihn tritt der kritische Moment mit dem 3. Januar im Jahr darauf ein, denn er soll religiös geheilt werden, und in dieser Hinsicht beirrt ihn ihre Wirklichkeit, er muß sie ideal haben. Wie sie einander von Beginn an mißverstanden, so bleibt das Mißverständnis nach der Trennung und zeigt sich nun gerade am deutlichsten. In dem Augenblick wo sie ihn beinahe vergessen hat, weil sie ihn nicht sieht und bereits weit in der Heilung fortgeschritten ist, und er ihr unbedeutend wird, in dem Augenblick wird sie ihm am allerbedeutendsten, gerade weil er sie nicht sieht. Sobald er sie sieht, bei ihr ist, mit ihr redet, hat er seinen Verstand und ist stark; sobald er sie selbst gestaltet, verliert er seinen Verstand, darf ihm nicht glauben, und das Relegiöse muß bestimmter hervor. Ein Doppelgänger ist immer erschreckend und sie wird es für ihn.

Seine Individualität ist ethisch-religiös angelegt. Das soll er werden. Sie hilft ihm auch, aber nicht durch ihre Wirklichkeit. Hier hat auch seine Schwermut ihre Bedeutung. Sie ist die Verdichtung der Möglichkeit. Und alles Reden davon, daß die Munterkeit eines jungen Mädchens und der Ehestand tauge, die Schwermut zu zerstreuen, ist eine thörichte Rede; denn er soll nicht zerstreut werden. Es soll vielmehr noch dunkler vor seiner Seele werden, dann erholt er sich schon. Sie kann das nicht einsehen und sie handelt ganz konsequent. Er kann es auch nicht einsehen, denn dann bekäme er nicht den Gnadenstoß des Er-

schreckens, so wie dies am sichersten geschieht, wenn er durch seine eigne Schuld und ihre Gefahr kommt.

Die Idee fordert, daß er sie wiedersieht, aber wohl zu merken nicht die Wirklichkeit zu sehen bekommt, denn dann ist ihm geholfen. Von seinem Standpunkt aus meint er ganz konsequent ihr schuldig zu sein, daß er nicht durch eingemischte halbe Schritte die Unendlichkeit in ihr störe. Deshalb verhext er sich in eine schreckliche Abgestorbenheit. Das ist von seinem Standpunkt ein ebenso energischer Ausdruck für seine Liebe, wie ihr heftiger Ausbruch es für ihre Liebe ist. Gegenseitig ist es natürlich das Verkehrteste, was sie für einander thun können.

Gerade weil er um ihr zu dienen sich wie ein Verstorbener hält, hindert er sich, einen einzigen direkten Eindruck zu bekommen. Er bekommt nie eine Gewißheit, sondern während er sich mit seiner ganzen Leidenschaft darum bekümmert, eignet er sich alles, selbst das Unbedeutendste, und mehr bekommt er eigentlich nicht, durch dialektische Anstrengungen an.*) Das will sagen, er vertieft sich mehr und mehr in sich.

Ihr Anblick beweist ihm faktisch nichts. Die Schlüsse, die er macht, wird kein andrer als er thun; an all die Bleichheit die er sieht, glaube ich gar nicht, und sie hat manche andre Erklä-

*) Wie anstrengend solche Existenz sein muß, sehe ich daraus, daß es bereits anstrengend ist, sie in Gedanken zu konstruieren, damit man nicht bei einem einzelnen Punkte seine dialektische Schwierigkeit vergißt. In einem Stück von Mitternacht 13. Febr. konnte gut statt der dialektischen Weitläufigkeit stehen: „Das ärztliche Urteil lautet darauf, daß sie sich wohl befindet." Von des Buches wenigen Lesern hätten die eiligen nichts bemerkt, selbst von den wenigen achtsamen hätte vielleicht nur ein einzelner gefragt: Wie bekommt er eine solche unmittelbare Nachricht, da muß er ja jemand gefragt haben, und seine angestrengte Leidenschaftlichkeit hat ihn also doch nicht gehindert zu thun, was er ja in der Form der Möglichkeit für das Fürchterlichste ansehen mußte.

rungsgründe. Daß er sie zum drittenmal Mittwochs auf dem Hauserplatz sah, würde keiner an seiner Stelle entdeckt haben, noch weniger aus einem Zufall wie er schließen. Selbst das Wiedersehn in der Kirche gibt keinen Anhalt und er weiß eigentlich gar nichts. Das merkt er wohl selbst, aber von seinem Standpunkt ist es konsequent, daß er den Verstand fahren läßt. Er thut es um sie zu ehren, aus Stolz in ihrem Interesse, aber darüber vertieft er sich mehr und mehr religiös in sich selbst. Das sieht er selbst nicht, er thut es, um sie hochzuhalten. Diese Berührungen mit der Wirklichkeit halten ihn also in dem Schweben, worin das Religiöse sich konsolidieren soll. Wie ein Liebender mit der Idealität, die vor der Wirklichkeit liegt, bei seiner Geliebten Schönheiten sieht, die nicht da sind, so sieht er mit der angespannten Leidenschaft der Reue Schrecken, die nicht da sind. — Hier liegt das Gute und Ungewöhnliche bei ihm, aber zugleich auch das Dämonische, daß er nicht zur Ruhe kommt, zum Ausruhen in dem letzten religiösen Entschluß, sondern beständig in Spannung gehalten wird. Sie entscheidet sein Schicksal, sagt er, das ist wahr; aber das Unwahre ist, daß sie es entscheide, denn es ist entschieden. Daß er so in suspenso bleibt, ist ein leidenschaftlicher Ausdruck seiner Sympathie für sie, aber auch zugleich das Dämonische.*) Er soll wohl in suspenso oder auf des Wunsches Spitze bleiben, wie er sagt, aber zugleich seinen religiösen Entschluß in Ruhe haben, weil die Entscheidung für ihn vorbei ist, und nicht durch sie die Entscheidung dialektisch werden lassen. Aber gerade weil er so ist, beleuchtet er in seinem Schweben und in seiner Ab-

---

*) So muß jeder Schritt betrachtet werden, den er thut, um ihr zu helfen. Aber in dem letzten, was er selbst für eine Schwachheit ansieht, ist er in seinem Leiden erhaben, da er in dem Augenblick, wo der Verstand sagen muß: Nun scheint alles gut zu werden, rein sympathetisch zusammensinkt bei dem Gedanken, daß sie nur endlich geheilt ist.

irrung manches religiöse Problem; doch muß man sich erinnern, daß was er sagt, eine Replik in individueller Leidenschaft ist. — Er hatte Energie genug, seinen Betrug aufrechtzuerhalten, Energie genug, das Religiöse zu wählen, und gerade in dem entscheidenden Augenblicke oder auf dem entscheidenden Punkte der religiösen Leidenschaft wird er dialektisch. Es ist, als gäbe es noch eine Möglichkeit, sein Leben anders anzulegen, wenn sie gut davon kommt. Hierin liegt gerade das Dämonische, daß er bei einer geahnten Möglichkeit nicht in seiner religiösen Idee feststehen will, sondern das Ethische ein wenig betrügen, als wäre er minder schuldig, wenn sie gut davonkommt, minder schuldig, selbst wenn sie unrecht gegen ihn hatte. Hiervon jedoch mehr an andrer Stelle.

Die Ungleichartigkeit zwischen den beiden Gestalten soll nun in den entscheidenden Punkten nachgewiesen werden. Die Ungleichartigkeit wird machen, daß das Dialektische beständig das Verhältnis umsetzt, worauf der Leser im Buch selbst aufmerksam sein wird.

1. Er ist verschlossen — sie kann es gar nicht sein.

Warum kann sie es nicht sein? Alle Verschlossenheit liegt in einer dialektischen Verdoppelung, welche der Unmittelbarkeit ganz unmöglich ist. Die Sprache der Unmittelbarkeit ist wie die vokalisierenden Sprachen leicht auszusprechen, die Sprache der Verschlossenheit ist nur in Schweigen eine Sprache, oder höchstens wie die Sprache, die vier, sechs Konsonanten vor einen Vokal setzt. Weil sie unmittelbar ist, so ist Hingebung ganz richtig das Element, in dem sie ihre Leidenschaft ausdrückt. An dieser Hingebung strandet seine Verschlossenheit, das will sagen, er ist so viel mehr entwickelt, daß er das Mißverhältnis einsieht.

Seine Verschlossenheit hat die Form der Schwermut. Was sie enthält, sagt er an keiner Stelle. Ich habe das absichtlich so gehalten, teils weil ich die Verschlossenheit nur als Grenze brauche,

als Grenze des Verständnisses, die das Mißverständnis bringt, teils kann er selbst nicht sagen, was sie enthält. Seine Verschlossenheit ist nämlich weder mehr noch weniger als die Ahnung eines höheren Lebens. Psychologen wissen Bescheid darum, daß der Verschlossene, während er viel und mit Leichtigkeit davon sprechen kann, was ihn verschlossen gemacht hat, nicht sagt und nicht sagen kann, was ihn verschlossen macht. Deshalb kann man schwer die Verschlossenheit von ihm nehmen, und er ist eigentlich nur religiös in sich selbst zu heilen. Dies ist die abstrakteste Form der Verschlossenheit, wenn sie die Möglichkeit eines höhern Lebens verdichtet vorausnimmt. Deshalb sagt er niemals, was seine Verschlossenheit enthält, sondern nur daß sie da ist. Von diesem Standpunkt der Möglichkeit kann man zur religiösen Durchsichtigkeit fortschreiten; das soll er. Aber das weiß er nicht und ahnt am wenigsten, daß der Weg durch die Angst geht, sein Verhältnis zu ihr aufzugeben, weil es ein Mißverhältnis ist. Hätte er nicht in sich selbst die Kraft zu diesem Entschluß der Verzweiflung gefunden, hätte er nicht ohne zu verstehen, welche Bedeutung es für ihn hatte, oder richtiger ohne anders zu verstehen, als daß es sein Untergang wäre, Stärke dazu in sympathetischer Begeisterung für sie gefunden — hätte sie gesiegt: so war er verloren. Die Entwickelung der Verschlossenheit wäre zum Stillstand gekommen, er hätte gemäß seiner Verschlossenheit gehandelt, sie abgeschlossen, wie eine fixe Idee im stillen Innern verborgen, vielleicht in der stillen Form der Sinnesschwachheit, vielleicht sogar in Form einer Schuld, denn diese beiden Formen sind wesentlich für die befestigte Verschlossenheit. — Er bekam ihr Leben auf sein Gewissen, das half ihm und wird ihm helfen: sie hatte seine ganze Geistesexistenz auf ihrem Gewissen; davon hat sie nie geträumt.

Um seine Verschlossenheit zu beleuchten, habe ich in das Tagebuch einige Aufsätze einfließen lassen, worin er gleichsam nach einem Ausdruck für seine eigne Verschlossenheit tastet. Direkt

drückt er sich nie aus, das kann er nicht, aber indirekt. Sie müssen daher auch indirekt verstanden werden. Einer von ihnen heißt: eine Möglichkeit; diese für ihn entscheidende Kategorie muß er bis zu einem Äußersten verfolgen. Er endet damit, daß die Schuld eine Einbildung, ein Fiebertraum war. Er tastet hier nach der Sünde. Hätte er eine Sünde auf seinem Gewissen gehabt, hätte ich ihn mir so gedacht, so wäre es weit leichter gewesen, ihn zur Klarheit zu bringen, aber dann hätte die ganze Anlage nicht ausgewiesen, was ich haben will.

2. Er ist schwermütig — sie lebensfroh.

Soll seine Schwermut aufgehalten werden, dann laß sie daran; denn dann hilft sie ihm, wie er selbst so bewegt davon redet. Aber das ist nicht so. Er weiß nicht davon, daß diese Schwermut etwas andres bedeutet; der Schmerz der Sympathie siegt in ihrem Interesse, er beschließt, sie zu verlassen, ohne zu ahnen, daß dies gerade ihm helfen muß. Im ganzen ist seine Bekümmerung für das Mädchen reine Schwärmerei, lächerlich in sich selbst, tragisch durch seine Leiden, komisch dadurch, daß er das Allerthörichtste thut.

Es ist ein Unterschied zwischen Schwermut und Schwermut. Es gibt eine Schwermut, welche bei Dichtern, Künstlern, Denkern die Krisis ist, und die bei dem Weibe eine erotische Krisis sein kann. So ist die Schwermut meiner Figur die Krisis für das Religiöse. Nehme ich einen Künstler, so äußert sich seine kritische Schwermut nicht gleich damit, daß er wehklagt, er tauge nicht zum Künstler. Weit entfernt, es ist zuweilen bedenklich, daß der Leidende so weiß, was es ist; sein Leiden ist dann vielleicht nur aufgewärmt. Nein, diese Schwermut kann sich auf alles werfen, auf das Allerunbedeutendste, und erst wenn er seine wesentliche Bestimmung erreicht, sieht man, daß dies das Geheimnis der Schwermut war. Aber die Krisis muß später kommen bei dem Religiösen, das will sagen, bei der Art Religiosität, von der es

gilt, daß die Unmittelbarkeit untergegangen ist. Das kommt von den vielen Voraussetzungen, die nötig sind: er muß ästhetisch in Phantasie entwickelt sein, er muß das Ethische mit primitiver Leidenschaft fassen können um richtig anzustoßen, damit die ursprüngliche Möglichkeit des Religiösen in dieser Katastrophe hervorbrechen kann. Die Schwermut muß ihn deshalb durch die vorläufigen Stadien begleitet haben.

So bei meiner Person im Experiment. Was ihm helfen soll ist gerade der Schrecken. Davon träumt er nicht, er denkt nur an sie und an sein Leiden in Schuld. Seine Sympathie für sie begeistert ihn, das Äußerste zu wagen. Er verläßt sie, aber um sie zu erwarten, um auszuhalten, ob das nicht helfen sollte. Das will er ihr nicht sagen, denn da es ungewiß und unsicher ist, wäre es beleidigend, sie mit solcher Hoffnung hinzuhalten. Das ist ganz konsequent, das soll gerade helfen, aber er weiß nicht wie. Ein Wort zwischen ihnen — und seine Entwickelung wäre doch gestört.

Die Folge ist natürlich, daß sie sich inzwischen bedenkt, sie kann sich durch sich selbst nicht halten. So soll es sein; sein Weg sollte nicht dahin, und alles ist für ihn zurecht gelegt, daß er eine ordentliche Persönlichkeit werden kann. So habe ich das Experiment angelegt: dasselbe auf einmal komisch und tragisch.

Hätte sie gesiegt, so war er verloren. Selbst wenn ihre Lebensfreude, die doch ein abnehmender Fonds ist, ihn zu einem glücklichen Ehemann machen konnte, das war nicht, was er werden sollte. Aber davon träumt er nicht und fühlt nur tief sein Elend, daß er nicht zu dem taugt, wozu jeder taugt — zum Ehemann.

Er hat ihr Leben auf seinem Gewissen, sie hatte seine ganze Persönlichkeit auf dem ihren und natürlich nicht davon geträumt.

3. Er ist wesentlich Denker — sie nichts weniger.

Durch dies Wort „Denker" fällt eine gewisse komische Beleuchtung auf ihn; denn nur daraus, daß er sich allein mit Gedanken beschäftigte, läßt sich erklären, was das Experiment annimmt, daß er hinleben konnte, ohne die mindeste Kenntnis der Welt und besonders des andern Geschlechts. Hätte er diese, besonders die letztere gehabt, so konnte das Experiment gar nicht zu stande kommen, denn man braucht sich nicht lange umzusehen, um zu sehen, was er zu thun hatte, und besonders was man bei den Ängsten eines jungen Mädchens zu thun hat, die man am besten honoriert, indem man einen alten Vers zur Lebensregel macht: cantantur haec, laudantur haec, dicuntur, audiuntur, scribuntur haec, leguntur haec — et lecta negliguntur. Im Experiment muß deshalb als Reflex der Weltkenntnis, die ihm fehlt, eine gewisse lächerliche Beleuchtung auf ihn fallen; aber auf der andern Seite hat seine unerfahrne Ehrerbietung vor dem andern Geschlecht etwas Rührendes und eine gewisse epigrammatische Kraft über die Weltkenntnis.

Daß er Denker ist, will nun nicht sagen, daß er viele Bücher liest und das Katheder als Privatdozent zu besteigen gedenkt. Solche Denker können gut das Verschiedene vereinen und dann haben sie ja auch die„ Vermittelung". Er dagegen ist wesentlich Selbstdenker, und in dem Sinn, daß er immer die Idee mit sich haben muß, um zu existieren. Das beschäftigt ihn mit der Leidenschaft des Selbstdenkers, nicht mit der affektierten, versichernden Zuverlässigkeit eines Privatdozenten.

Das Mädchen hat, was sie in ihrer Unmittelbarkeit gut kleidet, das Leben und den Tag vor sich, was das Allerhübscheste ist. Sie hätte nichts dagegen, wenn er das Syrochaldäische studieren wollte; sie bläst auf gelehrte und kuriose Materien, was liebenswürdig und nicht ohne Anmut ist. Aber was ihn beschäftigt, ist

nicht das Syrochaldäische oder Elamitische, es ist das Dasein selbst, in dem er existiert.

Die Folge davon ist, daß sie einander gar nicht verstehen können. Was ihn absolut beschäftigt, davon weiß sie gar nicht, daß es da ist, und wollte er es sagen, so würde es sie nicht mehr beschäftigen, als wenn er von Sancherib und Salmanasser spräche. Sie verlangt es auch nicht, und das ist liebenswürdig von ihr, besonders wenn die Aufgabe die entgegengesetzte war, daß sie sich nicht darum kümmerte, um ihm zu dienen. Sie faßt natürlich auch nicht, daß ihr Verlangen und ihre Dispensation die Idee nicht aufwiegt, und daß es ihn nicht bloß verstört, die Idee nicht auszudrücken, sondern daß er es für eine Beleidigung gegen sie ansieht.

Er kann denken, daß er einen Mord auf sein Gewissen bekommt, aber er kann nicht denken, die Idee nicht ausdrücken. Was bei einem Mädchen die Ehre ist, das ist die Konsequenz und die Idee für den Denker, und die Ehre des Selbstdenkers ist sie festzuhalten im Leben. Hat er ihre Ehre auf seinem Gewissen, so hatte sie seine Denker-Existenz auf ihrem. Natürlich hat sie es nicht geahnt.

4. Er ist ethisch-dialektisch — sie ästhetisch unmittelbar.

Für jeden dieser Standpunkte ist der Begriff des Leidens gänzlich verschieden. Er kann nicht verstehen, was wesentlich ihr Leiden wird (wenn etwas daraus wird), nämlich den Besitz eines andern Menschen zu verlieren; sie versteht gar nicht, was wesentlich sein Leiden wird, die Verantwortang und die Schuld.

So werden sie beide unglücklich, und jedes thut für das andre sein Bestes dazu; er indem er das Verhältnis bricht, sie indem sie einen Mord auf sein Gewissen legt. Ihm wäre es freilich gleichwohl geschehen, aber sie thut es doch.

5. Er ist sympathetisch — sie im Sinn der Unmittelbarkeit unschuldig selbstsüchtig.

Die unschöne Selbstliebe ist immer an einer Reflexion kenntlich. Dergleichen findet sich nicht bei ihr, wohl aber der Selbsterhaltungstrieb, der von einigen griechischen Philosophen zum Moralprinzip gemacht wurde. Der Fehler bei ihnen war, daß es sich ohne Reflexion nicht thun läßt, sie dagegen ist ohne Reflexion, deshalb ist diese Selbstliebe nicht unschön und ein Zeichen von natürlicher Gesundheit.

Ungeachtet seiner Vorliebe, mit der er sie sonst beurteilt, thut er ihr doch in einer Art unrecht indem er sagt, es sei bei ihr nicht eine Spur von Resignation. Nicht als hätte er unrecht in der Aussage, denn es ist ganz wahr; aber der Grund ist, daß sie gar nicht faßt, was das sagen will, was zu gleicher Zeit ihre Gesundheit, aber vielleicht auch eine erotische Bescheidenheit bezeichnen kann. Außerdem braucht er ja den Betrug, um seine eignen Leiden zu verbergen, damit sie nicht sympathisch bewegt werde. Aber nun vergißt er den Betrug zu berechnen, der sie ja verhindert die Antriebe der Sympathie zu vernehmen. Dabei ist seine dialektische Stellung auch hier so schwierig, so zweideutig, daß man annehmen kann, ebenso ungern wie er um ihretwillen sie sympathisch bewegt haben will, ebenso ungern will er um seinetwillen einen energischen Ausdruck ihrer Hochherzigkeit haben.

Es ist Sympathie für sie, die ihn begeistert zu den Schritten, die er sonst wohl kaum gewagt hätte, doch wohl zu merken, wie sie konsequent in seiner Individualität sein kann: denn seine Sympathie kann nicht in ihrer Sprache reden. Ich konnte es damit genug sein lassen, aber um ihn zu beleuchten, habe ich den Gedanken bei ihm Eingang finden lassen, daß es doch auf ganz natürliche Weise damit enden wird, daß sie durch eine restitutio in integrum wieder frank und frei ist. Hier soll es sich zeigen, ob er Sympathie hat, oder richtiger, da er sie hat, zeigt sich, daß

er nun beinahe am meisten leidet, weil sie ihm an Ideeexistenz zu verlieren scheint. So muß es bei einem Denker sein, dem Ideeexistenz das Ein und Alles ist; hätte er Kenntnis der Welt und des andern Geschlechts gehabt, so kam er besser davon, das heißt, wenn er sich an dies Wissen halten wollte.

So bricht er denn, und die Trauung thut den seltsamen Dienst, daß sie trennt. Er ist der Handelnde, sie die Leidende, so scheint es, doch ist es umgekehrt, er ist der Leidende, der nicht gewagt hätte, was sie wagt, eine solche Verantwortung auf einen andern Menschen zu legen. Sie glaubt, daß er sie durch den Bruch des Verhältnisses beleidigt und gekränkt habe, und doch hat er sie nur beleidigt, weil er begann. Der Abbruch geschieht in sympathetischer Begeisterung für sie. Seine Schuld ist, abgesehen vom Beginn, daß er einen zu großen Maßstab an sie anlegt, und das ist gerade seine Ehre. Er ist schuldig, sie gänzlich unschuldig, meint er. Doch ist es nicht so: ist er schuldig, weil er begann, so ist sie schuldig, weil sie die ethische Seite des Verhältnisses benutzte, um ihn an sich zu binden, und den Schritt wagte, dessen Folgen sie weder träumt, noch berechnen kann. Er sieht das Komische, aber in Leidenschaft, so daß er von da aus das Tragische wählt, (das ist religiös und mir nicht verständlich, der ich beide Momente im Gleichgewicht sehe), sie sieht das Tragische, und so deutlich, daß sie es komisch macht. Er bringt gar keine Wirkung im Äußern hervor, er kann nicht einmal ein Mädchen unglücklich machen, sie dagegen hat eine ungeheure Wirkung. Daran denkt sie nicht, denn sie denkt, hätte sie nur die Gelegenheit, ihn glücklich zu machen, so würde das etwas. An das erste denkt er nicht, denn er muß denken, daß er sie gebrochen hat. Er ist überzeugt, die Vereinigung des Mädchens mit ihm ist der Ruin des Mädchens, vielleicht ist das Mädchen klüger, wenn sie meint, daß sie schon mit ihm fertig würde. Sie ist sicher, ihn leicht glücklich machen zu können, und doch würde es, wie gezeigt, sein Unter=

gang sein. Er wird zum Narren durch seine demütige Ehrerbietung, sie durch ihre großen Worte.

Aber wie kam er zum Beginn? Das habe ich, denke ich, deutlich dargelegt. Er beginnt mit einer ganzen Lebensanschauung, die er sich gebildet hat. Ich will eine Annäherung an das Religiöse aus ihm herausbringen. Deshalb mußte die Anschauung ästhetisch-ethisch in Illusion sein. So ist sie auch, und es ist ganz in seiner Ordnung, daß sie seine Persönlichkeit befriedigte. Er sieht das Mädchen, bekommt einen erotischen Eindruck, aber weiter auch nichts, und er will sie, wie er sagt, nicht kränken, indem er sie genauer kennen zu lernen sucht. Man sieht gleich den Schwärmer, und ein Schwärmer soll er sein, aber er soll hinein in eine andre Sphäre. So geht die Zeit hin, er ist entschlossen, aber dem Erotischen ist gar nicht sein Recht geschehen. Er greift die Sache ethisch an, das Ethische wird ihm nun klar in der Wirklichkeit, und er strandet. Sein Vergehen ist nicht, daß er abbricht, sondern daß er mit einer solchen Lebensanschauung verliebt sein wollte. Die Stadien sind so angelegt: eine ästhetisch-ethische Lebensanschauung in Illusion mit der dämmernden Möglichkeit des Religiösen; eine ethische Lebensanschauung, die ihn richtet; er sinkt in sich selbst zurück und er ist, wo ich ihn haben will.

Ich habe nun ganz kurz eine Runde um mein Experiment gemacht. Rund herum bewege ich mich beständig, denn ich fasse wohl die Einheit von dem Komischen und Tragischen, aber nicht woher er nun die neue höhere Leidenschaft bekommt, welche das Religiöse ist. Sollte es die Ethik sein, die durch ihren negativen Druck ihm an dem Metaphysischen (denn da stehe ich) vorbei hilft, hinein in das Religiöse? Ich weiß es nicht.

Das Resultat von dem ganzen Prozeß des Mißverständnisses ist, daß sie doch nicht lieben. Aber das kann man gar nicht im Anfang sagen und es bleibt auch dabei bestehen, daß jedes von

ihnen sein Teil an Liebe hat. Er liebt nicht, denn ihm fehlt die Unmittelbarkeit, die der erste Grund des Erotischen ist. Könnten sie vereint werden, er bliebe doch ein Geist, der sich ihren Wünschen fügen wollte, aber nicht ein Liebhaber. Aber hat er nicht die Unmittelbarkeit, so hat er das ethische Moment, das sie gar nicht versteht, oder um das sie sich nicht kümmert. Sie liebt nicht; sie hat nämlich die Antriebe und die Beharrlichkeit der Unmittelbarkeit, aber um zu lieben, müßte sie ja auch die Resignation haben, damit deutlich würde, daß sie nicht sich selbst liebt.

Hiermit ist mein Experiment fertig; aber in anderm Sinn ist es elbst in seiner weitläufigen Ausführung nicht fertig oder zu Ende gebracht. Wollte ich annehmen als geschehen, was er ahnt, und was nahe genug liegt, daß sie sich aufs neue verliebt, was dann? Dann würde er möglicherweise von seiner Abirrung zurückkommen. Seine Abirrung liegt darin, daß er sich durch ihr Schicksal in dem reuigen Zusammenschluß stören läßt, daß er in seiner Reue nicht Frieden bekommt, weil sie ihn dialektisch macht. (Hiervon später mehr.) Sobald sie daher fort ist, wird er einzig und allein mit sich selbst zu thun haben, die Reue wird unbehindert die Idealität bekommen, die er braucht, ohne von der pathetischen Leidenschaft, die handeln will, oder von den komischen Gesichten, die er nicht selbst hervorbringt, gestört zu werden. Eine Individualität abschließen und ein Fazit setzen, ist für die großen systematischen Denker, die so viel zu durchstreifen haben; sie in ihrer ganzen Möglichkeit entstehen lassen, interessiert den Experimentierenden. Ich könnte mir deshalb sehr gut denken, daß er noch einmal dialektisch würde. Geschieht dies, so wird er dämonisch. Nicht das Dialektische macht einen Menschen dämonisch, weit entfernt, sondern daß er darin bleibt.

Der Leser, der Konstantin Konstantius' kleines Buch gelesen hat, wird sehen, daß ich eine gewisse Ähnlichkeit mit diesem Schriftsteller habe, aber doch sehr verschieden von ihm bin, und wer

experimentiert, thut immer gut, sich in Übereinstimmung mit seinem Experiment zu bilden.

§ 3.

Der größere Drang des Tragischen zum Historischen als des Komischen, das Verschwinden dieses Unterschieds im „Experiment".

Es hat mich öfter beschäftigt, daß der tragische Dichter, um sich den Eindruck auf die Zuschauer zu sichern, um dem Stück ihr Zutrauen und ihren Glauben, der Aufführung ihre Thränen zu gewinnen, sich auf das Historische stützt, daß sein Held wirklich das Große ausgeführt hat, wenn der Dichter auch nicht bloß das Historische wiedergibt. Daß es so ist, wird gewiß keiner leugnen, und sich nicht gegen mich auf Lessing berufen, da Emilia Galotti als Ausnahme die Regel bestätigt, und manche Äußerung ihres Verfassers zeigt, daß er gerade selbst es so angesehen hat. Weit überwiegend ist das Allgemeine, das Historische zu benutzen und mit bedeutender Reservation den Satz des Aristoteles zu verstehen, daß der Dichter ein größrer Philosoph als der Historiker ist, weil er zeigt, wie es sein soll, nicht wie es ist. Der komische Dichter dagegen braucht nicht solchen historischen Anhalt. Er nenne seine Personen wie er will, er lasse die Szene spielen wo er will, wenn bloß die komische Idealität da ist, so lacht man wohl; und umgekehrt, er gewinnt nicht, indem er Harlekin und Pierrot braucht, wenn er sie nicht auch ohne den Namen zu brauchen vermag.

Ist dies nun, weil die Menschen geneigter sind, die schwachen Seiten der Leute zu entdecken, als das Große zu sehen? ist es weil es besser angeht, ohne sichernde Garantie über etwas zu lachen als zu weinen, als hätte es nicht seine Gültigkeit, daß ein Thor über nichts lacht? Oder ist vielleicht der Grund, daß das Komische leicht bewaffnet an dem Ethischen vorbei die Sorglosig-

keit des Metaphysischen aufsucht und indem es den Widerspruch offenbar werden läßt, bloß das Gelächter wecken will? das Tragische dagegen, schwer bewaffnet wie es ist, in einer ethischen Schwierigkeit stecken bleibt, daß wohl die Idee siegt, aber der Held untergeht, was für den Zuschauer trostlos genug ist, insofern er auch Held sein will, und spöttisch genug, wenn er bedenkt, daß er nichts für sein Leben zu fürchten hat, da es nur die Helden sind, die sterben?

Doch der Grund mag sein, welcher er will, was mich beschäftigt ist nicht der Grund, sondern das Faktum, daß das Tragische Halt an dem Historischen sucht. Das will ja sagen, daß die Poesie sich nicht zutraut, für sich allein die Idealität bei dem Zuschauer zu wecken, nicht glaubt, daß der Zuschauer sie hat, aber wohl daß das Historische, also daß es historisch ist, ihm dazu helfen soll. Bei dem Komischen dagegen fällt es niemals einem Dichter ein, sich auf das Historische zu berufen, denn der Zuschauer sagt ganz richtig: Zeige uns ihn komisch, so schenken wir dir das Historische.

Aber hilft das nun den Glauben an das Große gewinnen, daß man weiß, es ist historisch? Nein, gar nicht. Dieses Wissen hilft einem bloß in einen Sinnenbetrug, der durch das Stoffartige bethört. Was weiß ich denn durch das Historische? Es ist das Stoffartige. Die Idealität verstehe ich durch mich selbst, und verstehe ich sie nicht durch mich selbst, so verstehe ich sie gar nicht, alles historische Wissen hilft nicht. Idealität ist nicht fahrende Habe, die von einem zum andern transportiert werden kann, oder etwas, das man zubekommt, wenn man größre Partien kauft. Weiß ich, daß Cäsar groß war, so weiß ich, was das Große ist, und das sehe ich an, sonst weiß ich nicht, daß Cäsar groß war. Das Erzählen der Geschichte, daß glaubwürdige Männer es versichern, daß kein Risiko mit der Annahme dieser Meinung verbunden ist, da es gewiß sein soll, daß er ein großer

Mann war, daß der Ausfall es beweist, hilft gar nicht. Die Idealität auf eines andern Wort glauben ist gleich wie über einen Witz lachen, nicht weil man ihn verstanden hat, sondern weil ein andrer es gesagt hat, daß es witzig wäre. Wenn es so ist, da kann im Grunde der Witz für den aus Glauben und Achtung Lachenden ebenso gut ungesagt sein, er kann mit derselben Emphase lachen.

Der Leser wird es leicht aus der Überschrift des Paragraphen sehen, daß es nicht meine Absicht ist, in dem Ästhetischen zu bleiben, sondern daß ich zu dem Religiösen will. Was der tragische Held in dem Ästhetischen ist, ist das religiöse Vorbild (ich denke natürlich hier nur an fromme Männer u. s. w.) für das religiöse Bewußtsein. Der Dichter ist hier ein Redner. Man nimmt da wieder seine Zuflucht zu dem Historischen. Das Vorbild wird dargestellt, und der Redner sagt, es ist gewiß, denn es ist historisch und die gläubige Gemeinde glaubt alles, sogar, daß der Redner weiß, was er sagt.

Um die Idealität zu fassen, muß ich das Historische in die Idealität auflösen können, oder wie ein frommer Ausdruck von Gott in bezug auf den Sterbenden sagt: Verklären; durch Hersagen des Historischen komme ich nicht in die Idealität. Wer nicht bei derselben Sache ebenso gut den Schluß ab posse ad esse wie ab esse ad posse macht, erfaßt nicht die Idealität darin, er wird nur mit Einbildungen aufgezogen. Die Idealität als das belebende Prinzip wird nicht ohne weiteres historisch. Was mir überliefert werden kann, ist eine Reihe von Daten, welche nicht die Idealität sind, und so ist das Historische immer das Rohmaterial, welches nur der, der es sich aneignet, in posse aufzulösen und als ein esse sich zu assimilieren weiß. Es gibt deshalb nichts Thörichteres auf dem religiösen Gebiet, als die verständige Frage zu hören, ob es nun auch wirklich so zugegangen ist, denn dann will man es glauben. Ob es wirklich

so ideal, wie es dargestellt wird, zugegangen ist, kann nur durch die Idealität kontrolliert werden, aber man kann es nicht historisch abziehen.

Das habe ich mir zum Bewußtsein gebracht, indem ich diese Leidensgeschichte bildete, die ich als ein Experiment aufgeführt habe. Ach! wenn ich ein berühmter Schriftsteller wäre, so würde die Lesewelt, die im Glauben unermüdlich ist, in Bedrängnis sein, denn sie würde sich um das Buch bekümmern und fragen: Aber ist es nun auch wirklich, denn dann wollen wir es schon glauben. Was wollen sie glauben? Das es wirklich ist? Ja, auf dem Wege kommen wir nicht weiter. Wenn ein Redner darauf nicht achtet, so wird er wohl tiefen Eindruck auf seine Zuhörer machen, aber auch zu einer satirischen Wahrheit über sich selbst machen, was Sokrates von der Beredsamkeit sagte, daß sie eine betrügerische Kunst ist. Je mehr hervorgehoben wird, daß es historisch ist und deshalb u. s. w. — desto mehr betrügt er sie; und hat er ein kleines Lebensbrot, so daß es nicht wert ist, für das Geld, das er bekommt, zu reden, so ist ebenso gewiß, daß er Geschwätz gibt, vielleicht viel Geschwätz — ach! für eine geringe Bezahlung. Ein solcher historisierender Redner thut bloß das Seine, daß die Hörer geistlos werden. Es ist nämlich Geist, um zwei Dinge zu fragen: 1. ist das Gesagte möglich? 2. kann ich es thun? Aber geistlos fragt man um zwei Dinge: 1. ist es wirklich? 2. hat mein Nachbar Christophersen es gethan, hat er es wirklich gethan. Wenn der Gegenstand des Glaubens das Absurde ist, so ist doch nicht das Historische dabei der Gegenstand des Glaubens, sondern der Glaube ist die Idealität, die hier ein esse in ein non posse auflöst und nun das glauben will.

Um das religiöse Paradigma noch mehr zu sichern, hält man es allein in den pathetischen Kategorien der Unmittelbarkeit. Es geht hier dem Redner gleichwie es dem Dichter mit seinem tragischen Helden geht: man darf das Komische gar nicht hervorkommen

lassen. Deshalb weiß der Zuhörer bestimmt, daß es Ernst ist, und wenn es Ernst ist, kann er es schon glauben. Aber gesetzt nun, dieser Ernst wäre Spaß! Der religiöse Ernst ist wie das Religiöse die aus der Einheit des Komischen und Tragischen hervorgehende höhere Leidenschaft. Das weiß ich gerade davon, daß ich selbst nicht religiös bin und zu jener Einheit gekommen bin, ohne etwas zu überspringen und ohne das Religiöse in mir zu finden.

Das Religiöse verbürgt man also gerade wie das Ästhetische durch ein Resultat — und mein Experiment ist ja nicht fertig. Da ist also kein Resultat — ich bitte ein hochgeehrtes, denkendes Publikum, zu bedenken, was das sagen will, ein Buch ohne Resultat herauszugeben. „Glücklicherweise liest es keiner, da es von einem obskuren Verfasser ist,“ so würde ein Rezensent reden, ungeachtet ich ihn doch so herzlich gebeten habe, es sein zu lassen — wenn auch nicht diese Rede zu lassen, denn wenn er einmal reden will, so kann es gewiß gleichgültig sein, was er sagt. Also das Resultat, welches jeder vielbeschäftigte Leser mit Billigkeit vorausverlangen könnte, das kommt gar nicht! O! möchten diese Betrachtungen etwas Ersatz bieten.

Das ästhetische Resultat ist in dem Äußern und kann gezeigt werden. Es kann gezeigt werden und es wird auch von den Kurzsichtigen mit Hilfe eines Opernglases gesehen, daß der Held siegt, daß der Hochgemute in der Schlacht fällt und tot hinweggetragen wird (natürlich nicht auf einmal) u. s. w. Das ist gerade die Unvollkommenheit bei dem Ästhetischen. — Das ethische Resultat kann bereits weniger gezeigt werden, oder richtiger, es wird eigentlich mit solcher Hurtigkeit gefordert, daß man nicht Zeit hat, sich umzusehen, bevor es da ist. Wenn ich alles andre fort- und allein das Ethische denke, so fordre ich ethisch richtig das Gute mit einer unendlichen Hurtigkeit siegen, das Böse mit unendlicher Hurtigkeit von der Strafe eingeholt zu sehen. Das läßt

sich nun nicht darstellen, am wenigsten in 5 Akten, und deshalb hat man das Ästhetische und das Ethische kombiniert. Man behält den ethischen Totalgedanken und hält die unendliche Hurtigkeit durch ästhetische Kategorien auf (Schicksal — Zufall), und nun in dem ethischen Totalgedanken am Schluß gesehen eine Weltordnung, eine Regierung, die Vorsehung. Dies Resultat ist ästhetisch=etisch und kann deshalb in gewissem Grade im Äußern gezeigt werden. Inzwischen ist dabei doch eine Mißlichkeit, denn das Ethische kann das Ästhetische nicht anders respektieren, als daß es die Verbindung mit ihm als Mesalliance ansieht. (Deshalb ist eben Boethius so zornig auf dichterische Darstellungen 1. Bd. S. 9; deshalb eben verbot Solon das Schauspiel als Betrügerei, deshalb eben wollte Plato, daß die Dichter aus seinem Staate ausgeschlossen werden sollten.) Das Ethische fragt nur: Schuldig oder Nichtschuldig? es ist selbst Mann genug, um es mit den Menschen aufzunehmen, es braucht nicht etwas Äußerliches und Sichtbares, geschweige denn etwas so zweideutig Dialektisches wie Schicksal und Zufall, oder die Handgreiflichkeit eines Urteilsaktes. Das Ethische ist stolz und sagt: Wenn ich geurteilt habe, so braucht man nichts weiter. Das will sagen, das Ethische wünscht sich von dem Ästhetischen und der Äußerlichkeit, die dessen Unvollkommenheit ist, zu separieren, es wünscht eine herrlichere Verbindung einzugehen, und das ist die mit dem Religiösen.

Das Religiöse spielt nun als das Höhere dieselbe Rolle wie das Ästhetische, es hält die unendliche Hurtigkeit des Ethischen auf, und die Entwickelung geht vor sich; aber die Szene ist in dem Inwendigen, in Gedanken und Sinn, was man nicht sehen kann, nicht einmal mit dem Nachtfernrohr. Das Prinzip des Geistes ist, daß das Äußre und Sichtbare (die Herrlichkeit der Welt oder ihr Elend, ein Resultat im Äußern oder sein Ausbleiben für den Handelnden) da ist um den Glauben zu versuchen, also nicht um zu betrügen, sondern damit der Geist sich

üben kann, es gleichgültig zu machen und sich selbst zu gewinnen. Das Äußre thut nichts davon noch dazu — und das Resultat bleibt fürs erste im Innerlichen und fürs andre beständig ausgesetzt.

Gleichgültig gegen die Äußerlichkeit, welche das Ästhetische braucht (daß es große Männer, große Gegenstände, große Begebenheiten sein sollen, so daß es komisch wird, wenn es kleine Leute sind oder 2 M. und 50 Pf.), kann sich das Religiöse mit dem größten Menschen, der gelebt hat, einlassen und mit dem Geringsten, und in ganz gleicher Weise; es läßt sich zusammenbringen mit der Wohlfahrt der Nationen und mit einem Heller und in ganz gleicher Weise. Gleichgültig gegen die Äußerlichkeit, welche das Ästhetische braucht in dem Resultat, verschmäht das Religiöse etwas solches und verkündigt ein für allemal, daß wer glaubt fertig zu sein (das will sagen, es sich einbildet, denn solches läßt sich nicht glauben, da der Glaube gerade die Unendlichkeit ist) — verloren hat.

Und nun der Redner, der in Resultaten macht, was thut er, er thut gerade, was ihm möglich ist, um den Zuhörer zu betrügen. Aber der Redner ist positiv. Ganz richtig, er nimmt ja auch Geld für das, was er sagt, und bereits dies flößt ein gewisses Vertrauen zu ihm ein, denn wenn ein Mensch Geld dabei zusetzte oder sein Ansehen verlöre, weil er die Wahrheit sagt, welches Vertrauen sollte man zu ihm haben, da er sich ja selbst widerlegt; denn sollte das Wahrheit sein, was einem nicht Geld, Ansehn und dergleichen schafft?

Wenn einer sagen wollte, schwimmen heiße auf dem Erdboden liegen und sich wälzen, so würden ihn alle wohl für verrückt ansehen. Aber das Glauben ist gerade wie das Schwimmen, und statt einem ans Land zu helfen, sollte der Redner einem auf die Tiefe helfen; wenn also einer sagt, Glauben heißt auf dem Erdboden liegen und sich wälzen sicher durch das Resultat, so sagt er dasselbe, aber man merkt es vielleicht nicht.

Für ein endliches Wesen, und dies ist ja doch der Mensch, solange er in der Zeitlichkeit lebt (vergl. Balles Lehrbuch), ist die negative Unendlichkeit das Höchste, und das Positive eine mißliche Beruhigung. Geistes-Existenz, besonders die religiöse ist nicht leicht, der Gläubige liegt beständig über der Tiefe, hat 70000 Faden Wasser unter sich. Wie lange er auch draußen liegt, bedeutet es doch nicht, daß er nach und nach dahin kommt, auf dem Lande zu liegen und sich zu strecken. Er kann ruhiger, erfahrener werden, eine Sicherheit finden, die den Scherz liebt und den frohen Sinn, — aber bis zum letzten Augenblick liegt er über einer Tiefe von 70000 Faden Wasser. Soll die Unmittelbarkeit fort sein, was ja alle rufen, so tritt dies ein. Da sollen wohl Schwierigkeiten genug für alle im Leben bleiben. Laß die armen Leute den harten Druck der Armut und der Nahrungssorgen fühlen, wer Geistesexistenz vermöge des Religiösen sucht, soll den Trost haben, den er wie ich verstehe auch braucht, daß auch er im Dasein leidet, und daß es vor Gott kein Ansehn der Person gibt. Positiv werden schafft einem nicht persönliches Ansehn in Gottes Augen, wenn dies auch Weisheit wurde seit der Zeit, da die Spekulation sich des Religiösen annahm, indem sie ihm das Leben nahm.

Dies habe ich sehr gut eingesehen, ungeachtet ich selbst nicht religiös bin, aber mir auch nicht anmaße es mit Gewalt zu nehmen, sondern nur mit der Lust des Beobachters experimentierend verstehe. Das Religiöse sucht keinen Halt in dem Historischen, noch weniger und aus höherem Grunde als das Komische; es setzt die Einheit des Tragischen und des Komischen in Leidenschaft voraus, und durch eine neue Leidenschaft, oder durch dieselbe wählt es das Tragische, welches Verhältnis wieder jeden historischen Anlaß nichtssagend macht; es ist niemals fertig, mindestens nicht in der Zeit, und kann nur durch eine Täuschung so dargestellt werden. Wenn so ein Mann, der beständig auf

einen Redner über religiöse Angelegenheiten gehört hatte, zu ihm ginge und sagte: Meinen Sie nicht, daß ich nun Glauben habe nun ich Sie so beständig gehört habe; so würde vielleicht der Redner in einem Anfall von sogenannter Gutmütigkeit und bekümmerter Teilnahme, wofür man in der Zeitung dankt, antworten: „I ja, gewiß ist das meine Meinung, seien Sie ganz ruhig, versäumen Sie bloß nicht meine Reden und kommen Sie frei zu mir, wenn Sie wieder zweifelhaft werden u. s. w." Meine experimentierende Beobachtung ist ohne alle Gutmütigkeit und bekümmerte Teilnahme der Meinung, daß er besser antwortete: „Lieber, willst du über mich spotten, nicht einmal für meine Frau darf ich einstehen, ja nicht einmal für mich selbst, denn ich liege über einer Tiefe von 70000 Faden Wasser."

Nur daß mich nun keiner in Versuchung führt, mir vielleicht Gold und grüne Wälder, der Mädchen Gunst und der Rezensenten Beifall gelobt, damit ich sage, ob mein Experiment eine wirkliche Geschichte ist, ob ihr etwas Wirkliches zu Grunde liegt. Ja gewiß liegt ihr etwas Wirkliches zu Grunde — nämlich die Kategorien. Doch für einen unbekannten Verfasser wird die Versuchung wohl kleiner; jeder wird leicht sehen, daß das Ganze ein Narrenstreich ist, was es ja doch wieder nicht ist, denn es ist ein Experiment. Die dialektische Spannung zwischen Form und Inhalt verhindert jedes unmittelbare Verhältnis und in dieser Spannung entzieht sich das Experiment dem derben Handdruck des Ernstes und der Gemeinschaft des Spaßes mit lustigen Brüdern, das Experiment sagt beständig „Sie" zu dem Leser. Der poetische Held will durch seinen Sieg begeistern, durch sein Leiden drücken (das Interesse der Wirklichkeit haben), der komische Held will das Lachen wecken, der Held des Experiments will gar nichts, er ist ohne jeden Anspruch auf jede Weise zu Dienste, er kann keinen genieren, denn auch darin ist er zu Dienste, daß man ohne irgend welches Risiko ihn ignorieren kann,

um so mehr als es absolut unbestimmbar ist, ob, wer auf ihn achtete, etwas damit gewann oder Schaden davon hatte.

§ 4.

Die Reue dialektisch verhindert sich zu konstituieren; das letzte Grenzgebiet zwischen dem Ästhetischen und dem Religiösen in dem Psychologischen liegend.

Reue kann die Poesie nicht brauchen; sobald sie da ist, ist die Szene innerlich. Das System kann sie natürlich auch nicht brauchen, denn das soll ja je eher je lieber fertig werden, und erst wenn es fertig ist, ist es reuelos und um fertig zu werden, sucht es die Reue loszuwerden. Die systematische Abkürzung der pathologischen Lebensmomente ist, sobald sie andre als metaphysische Bedeutung haben will, reine Lächerlichkeit. Das System ist daher allein Metaphysik und so ist es in seiner Ordnung, aber es ist nicht ein System, welches das Dasein umfaßt, denn dann müßte das Ethische dabei sein, und das Ethische abkürzen heißt es zum Narren machen.

Auf der systematischen „Rutschbahn", wie der Mann im Experiment sagt, geht es so: § 17 die Reue, § 18 die Versöhnung, § X das System fertig, schließlich einige Winke für den Buchbinder wegen des Einbandes. In Franzband ist es nämlich die Metaphysik, in Kalbsleder das System. Man bleibt also bei der Reue nicht stehen. Das soll man nicht sagen können, ein Paragraph ist ja keine Ewigkeit, nicht einmal für den, der äußerst eilige Geschäfte hat. Ich dagegen denke einen kleinen Augenblick bei der Reue stehen zu bleiben, ein Experimentierender hat mehr Zeit.

Das Dämonische ist bei der Person des Experiments, daß er nicht in Reue zu sich kommen kann, daß er auf der äußersten Spitze in einem dialektischen Verhältnis zur Wirklichkeit hängen

bleibt (s. oben). Juno sendete bekanntlich eine Bremse, welche die Latona verfolgte, so daß sie nicht zum Gebären kommen konnte: so ist die Wirklichkeit des Mädchens eine Bremse, ein Vielleicht, das ihn foppt, eine Nemesis der Wirklichkeit, eine Mißgunst des Daseins, das ihn nicht hinaus und also nicht absolut in das Religiöse hineinlassen will.

Wenn die Reue weniger systematisch, also tüchtiger entwickelt wird, hat man doch gewöhnlich das Auge besonders offen, um die Versöhnung heranzubringen. Das kann sehr gut sein, aber die Existenzschwierigkeiten liegen auch auf einer andern Stelle. Soll die Reue dasein, so muß die Schuld klar und festgestellt sein. Aber die Schwierigkeit kommt gerade, wenn diese dialektisch wird. Deshalb sagte ich vorhin, wenn die Person des Experiments eine aktuelle Sünde hätte, so käme sie weit leichter zur Klärung, denn dann wäre man dem Dialektischen entgangen.

Ob solches nur selten in der Wirklichkeit vorkommt oder gar nicht, fällt bei dem Experiment nicht ins Gewicht. Doch könnte es möglich sein, daß das Dialektische am allerhäufigsten vorkommt, aber zu gar nichts wird, denn das rein Normale kommt vielleicht einzig und allein in Handbüchern vor und in Vorträgen von Männern, die gar nicht in sich selbst existieren, noch das Leben und andre zu beobachten wissen.

Die Stellung des Mannes im Experiment ist so dialektisch wie möglich. Er kann einen Mord auf sein Gewissen bekommen und das Ganze kann Wind sein. Wer soll das entscheiden? Das soll die Wirklichkeit. Aber die Wirklichkeit braucht etwas Zeit, und wenn ich experimentiere, halte ich nichts von Paragraphen-Schnell-arbeit. Wie existiert er also in der Zeit? Das ist für die Reue zum Verzweifeln. Mit mir ist es eine andre Sache, denn ich sitze munter bei meinen Berechnungen und sehe zugleich das Komische und das Tragische. Das tragische Mädchen, das stirbt, und den komischen Sünder, der Mörder wird; den tragischen Sünder, der

leidet, und das komische Mädchen, das leben bleibt. Ein Wort ist ein Wort und ein Mann ist ein Mann, das gilt nur für Männer, die deshalb mit dem Reden vom Tode vorsichtig sein sollen. Wohl ist es nämlich wahr, was ein Verstorbner vom Tode gesagt hat: Er kennt keinen Stand und kein Alter, aber daraus folgt nichts im voraus.

Wie schon bemerkt: der Mann im Experiment vergißt den Betrug zu berechnen; er führt ihn mit Sicherheit aus und damit führt er ja das Mädchen irre; er reizt sie, sich unsympathisch zu äußern; sie ahnt nichts davon, daß er selbst leidet, sie muß annehmen, daß er bloß darauf bedacht ist, das Ende des Verhältnisses zu sehen und dann zu triumphieren, da ist also nichts, was ihre Äußerungen zurückhalten kann. Insofern ist er selbst schuld darin, daß das Verhältnis so ward, wie es ward. Nur muß man sich erinnern, daß er es in mildrer Weise versuchte, ehe er zum Betruge griff. Aber daß er selbst durch den Betrug beiträgt, sich alles schrecklicher zu machen, daß er sich also nicht einen Vorteil anträgt, sondern eine Niederlage, ist nun sehr richtig im Experiment. In äußerlichem Sinn hat er gesiegt, die Macht, mit welcher die Wirklichkeit ihm die Spitze bietet, vermag nichts über ihn — aber ein halbes Jahr danach beginnt er wieder, in sich selbst verwundet von jener Begebenheit, und nun muß er sich verloren geben. Dies beleuchtet gerade das Religiöse. Die Religiosität, welche man direkt von der Wirklichkeit bekommt, ist zweifelhafte Religiosität; es können gut ästhetische Kategorien werden, die man braucht, und Lebensklugheit, die man erwirbt. Aber wenn die Wirklichkeit nicht zu brechen vermochte und dann der Mensch vor sich selbst fällt, so ist das Religiöse deutlicher.

Für das Ästhetische ist es eine Aufgabe, einen, der sich einbildet etwas zu sein, in der Wirklichkeit offenbar zu machen in seiner Nichtigkeit; aber wenn das Ästhetische einräumt, daß er

in Wirklichkeit groß ist, so hat das Ästhetische keine höhere Macht über ihn und muß ihn als Helden anerkennen. Doch das Religiöse sagt: Pah! laß uns erst etwas näher zusehen, wie er in sich selbst steht. Mich beschäftigt dies nur griechisch. Ich denke, mir die seligen Götter schaffen solchen Menschen, um dialektischen Genuß davon zu haben. Sie geben ihm Kräfte gegenüber der Wirklichkeit, so daß er darin siegt, aber dazu eine Innerlichkeit, in der er irreläuft. Er vermag wirklich das Große, aber sobald er es ausgeführt hat, verdoppelt sich die Begebenheit in ihm und er fällt um. Und ich denke mir, die Götter sagen zu einander: „Wir wollen doch etwas für uns selbst haben, und das ist auch nicht für die Göttinnen, die es nicht fassen, und wenn sie es faßten, nicht ohne Mitleid sein würden; es ist nicht zum Lachen wie die Erfindungen eines Dichters, die wir mit dem Lohn unseres Gelächters beehren, und nicht zum Weinen, wozu wir auch willig sind, wenn es verdient wird, aber dies ist des Gleichgewichts dialektischer Genuß in Festlichkeit. Er kann nicht über uns klagen, denn wir haben ihn ja groß gemacht, und eigentlich sind es nur wir Götter, die im selben Augenblick seine Nichtigkeit sehen."

Der Mann im Experiment sieht es nicht so, denn in seiner Leidenschaft hält er Gott fest im Glauben und sieht in seiner eignen Vernichtung nicht, wie ich, bloß die negative Einheit des Komischen und Tragischen, sondern sieht seine eigne Aufrichtung, er sieht sich nicht durch die Wirklichkeit fallen, sondern durch Gottes Hand, und deshalb aufgerichtet. Religiös müßte ich mich anders ausdrücken, wenn ich da auch in einer fremden Zunge rede: Die Vorsehung, welche sich unendlich um jeden bekümmert, rüstet eine Persönlichkeit aus, welcher sie ungewöhnliche Kräfte gegenüber der Wirklichkeit gibt; aber, sagt die Vorsehung, damit hier nicht zuviel Schade geschieht, so binde ich diese Kraft in Schwermut, und verberge sie dadurch vor ihm selbst. Was er

vermag, soll er niemals zu wissen bekommen, aber ich will ihn brauchen; er soll nicht von einer Wirklichkeit gedemütigt werden, insofern ist er mehr bevorzugt als andre Menschen; aber in sich selbst soll er die Vernichtung mehr als andre Menschen vernehmen. Erst da soll er mich verstehen und allein da, aber dann auch sicher darin sein, daß er mich versteht. Experimentierend kann ich das wohl verstehen, aber sonst nicht, denn ich bin nicht beruhigt in Leidenschaft, sondern in Leidenschaftslosigkeit.

Die Reue ist ihm also dialektisch geworden und wird es, weil er von der Wirklichkeit die Aufklärung erwarten muß, was er eigentlich verschuldet hat. Der dialektische Leser wird natürlich viele Exempel solcher dialektischen Reue bilden können. Ich will nur eins hersetzen. David hatte beschlossen, daß Urias auf hinterlistige Weise aus dem Wege geräumt werden soll, damit Bathseba sein werde. Ich nehme an, daß er einen Boten mit der geheimen Ordre an den Feldherrn gesendet hat, ich nehme an, daß ein solcher Bote drei Tage brauchte, um das Lager zu erreichen. Die historische Wirklichkeit thut hier nichts. Was geschieht? Als David in derselben Nacht, wo der Bote abging, die Ruhe des Schlafes suchte, fand er sie nicht, aber die Angst fand er wach, sie packte ihn, und er sank in Reue — im nächsten Paragraphen kommt ja die Versöhnung. Nein halt! In demselben Augenblick sieht David, daß es doch möglich wäre, den Mord zu verhindern. Eilboten werden ausgesendet, und David bleibt zurück. Ich nehme an, daß fünf Tage hingehen. Fünf Tage, wieviel ist das. Das ist ja nichts für einen Paragraphen, es ist höchstens eine Partikel: inzwischen, die nur einen Satz beginnt; aber fünf Tage können einen Mann gut grauhaarig machen. Es ist ja doch ein großer Unterschied, ob man ein Mörder sein wollte oder es ist. Nun ist David in dem dialektischen Schweben und der Experimentierende der seinen Zustand schildern will, kann viele Paragraphen brauchen. — Indes sieht jeder leicht, daß dies ein

weit leichtrer Fall ist, als mein Experiment. Er wollte sich doch des Mordes schuldig machen, aber mein Mann will gerade retten, rein sympathisch begeistert wagt er das Äußerste, und sieh, er bekommt einen Mord auf sein Gewissen, oder richtiger, er kommt in die dialektische Not. Auch das ist hier mehr dialektisch als bei David, daß bei diesem das Komische gar nicht aufkommen konnte. Für David konnte es eine Milderung werden, wenn ihm glückte, den wirklichen Tod des Urias zu hindern, aber ein Spaß wird es niemals. Der Mann des Experiments aber kann fast lächerlich werden, wenn er nicht mit Hilfe der Idee pariert.

Die dialektische Form der Reue ist hier die, daß er nicht zur Reue kommen kann, weil noch unentschieden ist, was er bereuen soll; und er kann nicht Ruhe in der Reue finden, weil es ist, als sollte er beständig handeln, alles gut machen, wenn es möglich wäre. — Daß er dem nachgibt, ist das Dämonische; er soll bloß auf die Möglichkeit achten und die Reue rein herausnehmen. Insofern er in Spannung gehalten wird, weil es noch nicht entschieden ist, was er bereuen soll, ist er ironisch, insofern es geschieht, weil er beständig handeln soll, ist er rein sympathisch. — Noch ein drittes Moment ist in seiner reuevollen Situation. Im System bereut man einfürallemal in § 17 und geht dann über zu § 18. Aber soll für den wirklichen Menschen die Heilung eintreten, so muß der Augenblick kommen, daß man das Werk der Reue läßt. Das hat in einzelnen Augenblicken eine Ähnlichkeit mit Vergessen. Aber die Schuld vergessen ist neue Sünde. Hier ist die Schwierigkeit. Die Schuld festhalten ist die Leidenschaft der Reue, und stolz und begeistert verachtet sie das Gewäsch des Vergessens von Linderung und bekümmert mißtraut sie sich selbst; und der Mann im Experiment meint sogar das Mädchen damit zu ehren, ein verführerischer Gedanke, gerade weil er schmuck ist. Die Reue lassen, sie entfernen, daß man sie

nicht jeden Augenblick gleich nahe hat, ist notwendig für die Heilung. Ein solches innerliches, wirklich dialektisches Wassertreten bemerkt man nicht, wenn alles so ruhig abgeht, wie daß § 18 auf oder nach § 17 folgt.

Beilage.

Ein Seitenblick auf Shakespeares Hamlet.

Börne hat eine kleine Abhandlung über Hamlet geschrieben. Es ist nur eine letzte Äußerung von ihm, von der ich nicht einmal wissen kann, ob er ihr viel Wert beigelegt hat, es ist nur eine Äußerung, die mich beschäftigt. Überhaupt sind Börne, Heine, Feuerbach und solche Schriftsteller Persönlichkeiten, die für einen Experimentierenden großes Interesse haben. Sie wissen oft sehr gut Bescheid über das Religiöse, d. h. sie wissen mit Bestimmtheit, daß sie nichts damit zu thun haben wollen. Das ist ein großer Vorzug vor den Systematikern, die ohne zu wissen, wo das Religiöse eigentlich liegt, bald unterthänig, bald hoffärtig, aber immer unglücklich unternehmen, es zu erklären. Ein unglücklicher, ein eifersüchtiger Liebhaber kann ebensogut über das Erotische Bescheid wissen, wie der glückliche, und so weiß auch der Geärgerte in seiner Weise ebensogut Bescheid über das Religiöse wie der Gläubige. Da nun unsre Zeit selten einen Gläubigen in großem Sinn aufweist, so muß man immerhin sich freuen, daß es einige recht flinke Geärgerte gibt. Ist man nun so glücklich, bei einem Punkte, wo man recht bestimmte Erklärung wünscht, daß ein Gläubiger im strengen Sinn des siebzehnten Jahrhunderts und ein Geärgerter beide dasselbe sagen, so nämlich, daß der eine sagt: Das ist so und so, das weiß ich gut, deshalb will ich es nicht, und der andre: So und so ist es, deshalb glaube ich es, und ihre Erklärung ganz übereinstimmt, so kann man die Beobachtung getrost schließen. Zwei solche übereinstimmende Zeugen geben eine Gewißheit, welche die Juristen nicht kennen.

Börne sagt von Hamlet: „Das ist ein christliches Drama.“ Dies ist in meinen Gedanken eine besonders gute Bemerkung. Ich setze nur dafür: ein religiöses Drama, und will damit sagen, daß der Fehler ist, nicht daß es dies ist, sondern daß es dies nicht geworden ist, oder richtiger, daß es gar nicht ein Drama sein sollte. Wenn Shakespeare dem Hamlet nicht religiöse Voraussetzungen geben will, die sich gegen ihn in religiösem Zweifel zusammenschließen (womit das Drama aufhört), so ist Hamlet wesentlich ein Unentschloßner, und das Ästhetische fordert eine komische Auffassung. Seinen großen Plan, der Rächer zu sein, dem die Rache zusteht, hat Hamlet, wie er sagt, empfangen; sieht man ihn nun nicht im selben Augenblick religiös unter diesem Plan erlahmen (wobei die Szene inwendig wird und seine unpoetischen Bedenken eine in psychologischer Hinsicht merkwürdige Form der dialektischen Reue werden, indem die Reue gleichsam zu früh kommt), so fordert man rasche Handlung, denn dann hat er einzig nach außen zu handeln, wo ihm der Dichter keine Schwierigkeiten macht. Steht der Plan fest, so ist Hamlet ein Zauderfritze, der nicht zu handeln weiß; steht der Plan nicht fest, so ist er eine Art Selbstplager, der sich damit plagt, etwas Großes zu sein; keins von beiden beschäftigt tragisch. Rötscher hat ihn ganz richtig zu einem Reflexionskranken gemacht. Rötschers Entwickelung ist vortrefflich und hat zugleich ein andres Interesse für den, welcher zu sehen wünscht, wie die Systematiker genötigt werden, Existenz-Kategorien zu brauchen.

Wird Hamlet in rein ästhetischen Kategorien gehalten, so will man sehen, daß er die dämonische Kraft hat, einen solchen Beschluß auszuführen. Seine Bedenken interessieren gar nicht; sein Aufschieben und Zögern, sein Aussetzen und der selbstbetrügerische Genuß im erneuerten Vorsatz zur selben Zeit setzt ihn nur herab, so daß er kein ästhetischer Held werden kann, und dann wird er ja gar nichts. Wird er religiös angelegt, so interessieren

die Bedenken mehr, weil sie gewiß machen, daß er ein religiöser Held ist. Zuweilen hat man einen ganz äußerlichen Begriff von dem religiösen Helden. Im Katholizismus z. B., besonders im Mittelalter hat vielleicht mancher gelebt, der für die Kirche begeistert war, wie ein Römer für sein Vaterland, um der Kirche willen ein tragischer Held wurde, wie der Römer für sein Vaterland, und nun als religiöser Held gilt, also auf ganz ästhetische Kategorien hin durch das religiöse Examen ging. Nein, das Religiöse ist im Innern und deshalb haben die Bedenken hier ihre wesentliche Bedeutung.

Sollte Hamlet religiös aufgefaßt werden, so muß er entweder den Plan gefaßt haben, und der religiöse Zweifel hält ihn zurück, oder, was in meinen Gedanken das Religiöse besser beleuchtet (denn im erstern Fall könnte sich ja auch der Zweifel einmischen, ob er seinen Plan in der Wirklichkeit auszuführen vermöchte), er muß dämonische Kraft haben, um resolut und gewaltig seinen Plan auszuführen, und dann in sich zusammensinken und in das Religiöse dringen, bis er da Frieden findet. Ein Drama kann das natürlich nie werden, ein Dichter kann diese Aufgabe nicht brauchen, er müßte mit dem letzten beginnen und das erste durchscheinen lassen.

Man kann an einem einzelnen Punkte einen Zweifel, eine andre Meinung haben, und doch mit sich selbst einig sein in dem, was in ein und zwei und drei Jahrhunderten die Meinung war, daß Shakespeare unerreicht dasteht — ungeachtet der Fortschritte, welche die Welt machen soll, daß man immer von ihm lernen kann und immer mehr lernen, je mehr man ihn liest.

§ 5.

Held — Leiden — die Tragödie will durch Furcht und Mitleid die Leidenschaften reinigen — des Zuschauers Sympathie verschieden innerhalb der verschiednen Lebensanschauungen.

Der ästhetische Held ist groß im Siegen, der religiöse Held groß im Leiden. Wohl leidet nämlich auch der tragische Held, aber so, daß er zugleich im Äußern siegt. Dadurch wird der Zuschauer erhoben, während er Thränen für den Sterbenden hat.

Sollte der Mann im Experiment eine Art ästhetischer Held sein, so mußte er es in dem Dämonischen werden (hin zu dem Bösen) und so konnte er es auch werden; denn das Ästhetische ist nicht so materiell, daß es wesentlich auf Blutvergießen und die Anzahl der Gemordeten achtet, um danach zu bestimmen, ob einer Held ist. Es sieht wesentlich auf die Leidenschaft, nur daß es, abhängig vom Äußern, nicht bloß auf ihre Tiefe sehen kann, was dem Religiösen vorbehalten ist, wo ein Heller ebensoviel gilt, als Länder und Reiche. Sollte er Held sein, müßte er aus dieser Betrachtung handeln: Ich sehe, die Idee meiner Existenz strandet an diesem Mädchen, also muß sie fort; über ihren Untergang geht mein Weg zu einem großen Ziel. Es ist auch nicht schwer, ihm die eine oder andre glänzende Idee, die er verwirklichen will, zu konstruieren. Man müßte ihn da das Ziel erreichen und dann die Weltordnung die Vergeltung über ihn bringen sehen. Er müßte vor allem seiner selbst egoistisch sicher sein, und man bekäme seine Unerschrockenheit zu sehen und wie er übernatürlich würde, nicht wie der Religiöse es wird durch Opfer bringen, sondern wie der Dämonische in Richtung auf das Böse durch Opfer fordern. Aber vor allem dürfte er nicht, wie im Experiment, eine sympathische Natur sein, denn dann faßt die Ästhetik seine Kollision nicht, und vor allem dürfte er nicht für

die Hauptsache ansehen, daß er mehr leidet als sie, und sicher sein in dem Wunsch, daß der Schritt nicht der Untergang des Mädchens werde, sondern sein eigner. Das Mädchen im Experiment liegt wesentlich innerhalb des Ästhetischen. Das Ungewöhnliche, was eine ästhetische Heldin macht, würde hier sein, daß sie in sich selbst genug Idealität hätte, die Liebe festzuhalten, und in dieser Stärke zu etwas Außerordentlichem gesteigert würde, und so selbst die Nemesis über ihn wäre. Ein Mädchen von solcher Bonität konnte im Experiment nicht gebraucht werden, da es galt besonders ihn zu beleuchten und die Einheit des Komischen und des Tragischen als Gesetz für die Konstruktion zu haben. Ich wählte deshalb ein Mädchen von allgemeiner Art. Seine sympathische Natur soll von allen Seiten beleuchtet werden, und deshalb sollte er auch in die Pein kommen, sie mit der Idee brechen zu sehen, wie er es nennt, wenn sie auch nichts andres thut als sine ira et studio ohne ihre weibliche Liebenswürdigkeit zu verlieren, sich einen neuen Kavalier auf dem Ball des Lebens zu nehmen. Solches konnte ihm jeder voraussagen, aber das hilft nicht. Natürlicherweise hatte sie wie jedes Mädchen die Möglichkeit etwas Großes zu werden, aber um des Verhältnisses willen ließ sich das nicht ausführen. Er kommt dazu am meisten zu leiden, aber von ihr muß ich sagen, daß ihr im Experiment vom Dasein am meisten Unrecht geschieht, da sie immer in verkehrte Beleuchtung kommt dafür, daß sie sich mit ihm eingelassen hat, besonders da er sie durch den Betrug verhindert zu äußern, welche Sympathie wohl in ihr liegen könnte. Sie mag thun was sie will, selbst wenn sie wählte ihm treu zu bleiben, fällt eine komische Beleuchtung auf sie, weil er im Betruge existiert.

Leiden bekommt er genug, aber in bezug auf das Leiden hat das Ästhetische seine eignen Gedanken, auf Grund der Äußerlichkeit, in der es liegt. Die Ästhetik sagt ganz richtig, das Leiden selbst hat kein Interesse und keine Bedeutung; nur wenn

es in Beziehung zur Idee steht, beschäftigt es. Dies ist eine unzweifelhafte Wahrheit und deshalb ganz richtig, daß die Ästhetik solche Leiden wie Zahnschmerzen und Podagra verschmäht. Aber auch hier beschäftigt, was in § 1 berührt wurde, die Ästhetik nur ein unmittelbares Verhältnis, mit andern Worten, das Leiden muß von außen kommen, sichtbar sein, nicht in der Person selbst. Diese Betrachtung, von tüchtigen Ästhetikern vortrefflich entwickelt, ist nachgerade Gemeingut sogar für den geringsten Blattschmierer geworden: daß nicht jedes Leiden ästhetisch beschäftigt, z. B. nicht Krankheit.

Das ist ganz richtig, und das Resultat solcher Erwägungen ist: der ästhetische Held muß in sich selbst im Besitz der Bedingungen sein, um siegen zu können, gesund, kräftig sein u. s. w.; nun kommen die Schwierigkeiten von außen. Ich erinnre an eine kleine Polemik, die in Deutschland darüber geführt wurde, wobei sich die eine Partei auf die Griechen und die griechische Ästhetik gegen ein Schauspiel berief, indem man Blindheit als eine Art tragischen Motivs benutzt hatte. Die andre Partei berief sich dagegen auf Ödipus von Sophokles. Vielleicht hätte man sich besser auf Philoktet berufen, der eine Ausnahme von dem allgemeinen ästhetischen Begriff bildet, aber doch so, daß er ihn keineswegs umstoßen kann, eher selbst fällt.

Das steht also fest in der Ästhetik. Wenn ich nun das Ästhetische verlasse, so nehme ich die Äußerlichkeit fort und wiederhole das richtige Prinzip: nur das Leiden hat Interesse, das sich auf die Idee bezieht. Das bleibt in alle Ewigkeit wahr: wenn ein Verhältnis zur Idee nicht offenbar wird in Leiden, so ist es auf ästhetischem Gebiet zu verwerfen, auf religiösem zu verurteilen. Aber da das Religiöse nur nach der Qualität würdigt und auf alles eingehen kann, so kann eo ipso jedes Leiden Interesse bekommen, gerade weil jedes in Beziehung zur Idee treten kann. Man hat viel davon geredet, daß die Poesie mit dem Leben versöhne, eher müßte man sagen, sie empört einen gegen das Leben;

denn die Poesie ist in ihrem Abschätzen ungerecht gegen die Menschen, sie kann nur die Auserwählten brauchen, aber das ist eine mäßige Versöhnung. Ich will den Fall der Krankheit nehmen. Die Ästhetik antwortet stolz und ganz konsequent: Das kann nicht gebraucht werden, die Poesie ist kein Hospital. Das ist richtig, so soll es sein, es wird Pfuscherei, solches ästhetisch zu behandeln. Wenn man nun nicht das Religiöse hat, so ist man in Verlegenheit. Die Ästhetik gipfelt zuletzt in dem Grundsatz, den Fr. Schlegel ausgesprochen hat: Nur die Gesundheit ist liebenswürdig. So muß die Poesie auch in bezug auf die Armut, um nicht zu weinerlichen Dramen zu entarten, dekretieren: Nur der Reichtum ist liebenswürdig, oder conditio sine qua non, daß ich die Figuren brauchen kann; ich müßte denn ein Idyll bilden, aber auch da ist es nicht Armut.

Es ist wohl wahr, daß die Poesie, gastlich und liebreich wie sie ist, jeden einladet, sich in ihr zu verlieren, und so versöhnt zu werden, aber wenn sie sich nur mit den privilegierten Leiden beschäftigt, fordert sie doch mehr Kraft von denen, die in den unprivilegierten Leiden des Lebens versucht sind. Und hiermit hat sie sich bereits selbst untergraben; denn man kann doch nicht leugnen, daß der größer ist, welcher sich trotz des unprivilegierten Druckes des Lebens in die Poesie versenken kann, und doch muß sie sagen, daß sie ihn nicht brauchen kann, obschon er größer ist.

Sobald man die Poesie verläßt, die als eine freundliche Macht von göttlicher Herkunft keinen kränken, sondern ihr Bestes thun will, um zu versöhnen, sobald ich das ästhetische Prinzip aus der Umfriedigung der Poesie in die Wirklichkeit überführe, so ist ein solcher Grundsatz, wie daß Gesundheit allein liebenswürdig ist, der eines verächtlichen Menschen. Ein solcher ist verächtlich, weil er ohne Sympathie und in seinem Egoismus feige ist.

In dieser Not, wenn die Poesie nicht mit der Wirklichkeit versöhnt, zeigt sich das Religiöse und sagt: Jedes Leiden steht in

Beziehung zur Idee, und sobald das Verhältnis zur Idee da ist, hat es Interesse, sonst ist es verdammenswert, und das ist die eigne Schuld des Leidenden. Ob das Leiden darin besteht, daß man seine großen Pläne nicht ausführen kann, oder daß man bucklig ist, thut gar nichts zur Sache; ob darin, daß man durch treulose Liebe betrogen wurde, oder so unglücklich gestaltet ist, daß selbst ein guter Mensch nicht unterlassen kann zu lachen, und keiner sich in einen verlieben kann, das thut gar nichts zur Sache.

So habe ich experimentierend das Religiöse verstanden. Aber welches ist dies Verhältnis zur Idee, von dem die Rede sein kann? Es ist natürlich das Gottesverhältnis. Das Leiden ist im Menschen selbst, er ist kein ästhetischer Held, und das Verhältnis hat er zu Gott. Doch muß man zurückhalten, sonst wird das Religiöse so feurig, daß es bis zur entgegengesetzten Äußerlichkeit geht und sagt: „Lahme, Krüppel, Arme, das sind meine Helden, nicht die Begünstigten," was unbarmherzig von dem Religiösen wäre, das doch die Barmherzigkeit selbst ist.

Daß es so vom religiösen Standpunkt gesehen mit dem Leiden steht, weiß ich davon, daß ich zwei Menschen zusammenstellen kann, die dasselbe sagen. Feuerbach, der dem Gesundheitsprinzip huldigt, sagt, daß die religiöse Existenz (zumeist die christliche) eine beständige Leidensgeschichte ist; er bittet einen, bloß Pascals Leben zu betrachten, so hat er genug. Pascal sagt ganz dasselbe: Leiden ist des Christen natürlicher Zustand (wie Gesundheit des sinnlichen Menschen), und er war ein Christ und redete aus seiner christlichen Erfahrung.

Eine „Leidensgeschichte" hat auch ihre Bedeutung für den Leser gleich den ästhetischen Darstellungen. Die Bedeutung der Tragödie für den Zuschauer ist nach dem Wort des Stammvaters Aristoteles: δι' ἐλεου και φοβου περαινουσα την των τοιουτων παθηματων καθαρσιν. Wie ich vorher unter Wegnahme der ästhetischen Äußerlichkeit das Prinzip in dem Religiösen beibehielt,

so können auch diese Worte beibehalten werden, aber man muß sie näher verstehen. Der Sinn bei Aristoteles ist leicht genug. Es wird bei dem Zuschauer Empfänglichkeit für Affekte vorausgesetzt, und zu diesen verhilft die Tragödie, indem sie φοβος und ἔλεος weckt, aber nimmt dann wieder in dem so bewegten Zuschauer das Egoistische fort, so daß er sich in das Leiden des Helden versenkt, sich selbst über ihm vergißt. Ohne Furcht und Mitleid würde er als ein Klotz im Theater sitzen, aber sammelt er nur selbstische Furcht in sich, so sitzt er als ein unwürdiger Zuschauer da.

Das ist nicht schwer zu verstehen, aber hier ist ja bereits angedeutet, daß Furcht und Mitleid von bestimmter Beschaffenheit sein müssen, und daß nicht jeder, der Furcht hat und mitleidig ist, deshalb eine Tragödie sehen kann. Der rein sinnliche Mensch hat gar nicht Furcht vor dem, was den Dichter beschäftigt, also er fühlt weder Furcht noch Sympathie. Laß ihn einen Mann auf dem gespannten Seil bei Rosenborg-Schloß sehen, dann fürchtet er, und mit einem der hingerichtet wird, hat er Mitleid. Der Zuschauer der Tragödie soll also ein Auge für die Idee haben, dann sieht er das Poetische, und Furcht und Mitleid wird bei ihm von allen niederen egoistischen Bestandteilen gereinigt.

Aber der Religiöse hat wieder einen andern Begriff, von dem was Furcht weckt, und sein Mitleid ist deshalb an andrer Stelle. Krankheit und Armut beschäftigen den Ästhetiker nicht, er hat keine Sympathie mit diesen Leiden, er fühlt keine Gemeinschaft damit, wie Börne einmal sagt: „Er fühlt sich gesund und hat nicht Lust darauf zu hören." Dies letzte sollte Börne nicht gesagt haben, denn das berührt die Stellung in der Wirklichkeit, und dann ist es Borniertheit oder Verhärtung, solches nicht wissen zu wollen. Wird das Ästhetische in seiner reinen Idealität gehalten, so hat man mit solchem nicht zu thun, das ist richtig, und der Dichter beleidigt keinen. Darum ist es ein

Irrtum des Religiösen, wenn es der Poesie zürnt, denn die Poesie ist und bleibt liebenswürdig. Mit dem Zuschauer ist es natürlich anders. Da ist es natürlich Dummheit oder feige Verhärtung, wenn man nichts davon wissen will, daß Armut und Krankheit da ist, weil man selbst gesund ist; denn zeigt es der Dichter auch nicht, so weiß doch jeder, der zwei gesunde Gedanken vom Dasein gedacht hat, daß er im nächsten Augenblick in diesem Falle sein kann. Es ist nicht unrichtig von dem Zuschauer, sich in die Poesie verlieren zu wollen, das ist eine Freude, welche ihren Lohn hat; aber der Zuschauer darf nicht das Theater und die Wirklichkeit verwechseln, nicht sich selbst mit einem, der gar nichts andres ist als Zuschauer bei einer Komödie.

Im Religiösen soll nun wieder durch Furcht und Mitleid die Reinigung dieser Leidenschaften bewirkt werden. Aber die Furcht ist eine andre geworden und also das Mitleid auch. Lehrt der Dichter das Schicksal fürchten und Mitleid haben mit dem, der unter dem Schicksal leidet (nur daß es groß ist und in die Augen fällt) — so hat das für den Religiösen geringre Bedeutung, weshalb er auch alle Menschen, große und kleine gleichermaßen, den Schlägen des Schicksals ausgesetzt sieht, was der Ästhetiker nicht thut. Aber nun sagt er, was du fürchten sollst, ist die Schuld, und dein Mitleid muß bei dem sein, der da fällt, denn erst hier ist die Gefahr. Doch darf dein Mitleid sich nicht verlaufen, daß du über einen andern Menschen dich selbst vergißt. Er will den Hörer lehren, wie der Kirchensänger sagt: „Daß wir trauern möchten über unsre Sünden." Furcht und Mitleid sollen durch die Darstellung geweckt werden, diese Leidenschaften sollen auch von Egoismus gereinigt werden, aber nicht durch Versenken in das Beschauen, sondern dadurch, daß man sich selbst in einem Gottesverhältnis findet. „Das ist nämlich Egoismus," sagt der Dichter, „wenn du nicht den Schlag vergessen kannst, der dich traf, während du den tragischen Helden siehst;

es ist Egoismus, wenn du bei dem Anblick des Helden ein Schneider wirst, der bange nach Hause geh;" — „aber bei der eignen Schuld verweilen," sagt das Religiöse, „die eigne Schuld fürchten ist nicht Egoismus, denn grade damit ist man in einem Gottesverhältnis." Für den Religiösen ist Furcht und Mitleid andrer Art und wird nicht gereinigt, indem man sich nach außen wendet, sondern nach innen. Die ästhetische Heilung besteht darin, daß sich der Mensch, indem er sich in den ästhetischen Schwindel hineinschaut, für sich selbst verschwindet wie ein Atom, wie ein Staubkorn, das mit in Kauf geht bei dem gemeinsamen Los aller Menschen, der ganzen Menschheit, verschwindet wie ein unendlich kleiner Mitklang in der Sphärenharmonie des Daseins. Die religiöse Heilung besteht umgekehrt darin, daß sie die Welt, die Jahrhunderte, die Generationen, die Millionen Zeitgenossen zu etwas Verschwindendem macht, Jubel und Beifall und Heldenehre zu einer beirrenden Zerstreuung, das Fertigsein zu einem gaukelnden Sinnbetrug, so daß allein das Individuum selbst zurückbleibt, dieser einzelne Mensch, der in seinem Gottesverhältnis unter der Bestimmung schuldig — nicht schuldig steht.

So ist der Religiöse nach meiner experimentierenden Vergewisserung. Ich selbst sehe es nicht so, da ich nicht weiter als zur Einheit des Komischen und des Tragischen im Gleichgewicht des Geistes gehe. Ich sehe in der Armut das Tragische, daß ein unsterblicher Geist leidet, und das Komische, daß es sich um 2 Mark dreht. Ich habe die Vermutung, daß ich, wenn ich weiterginge, und mit dem Religiösen mich einließe, nicht in die Schwierigkeit käme, in Zweifel zu geraten, ob ich schuldig bin, deshalb halte ich mich außerhalb. Ich bin kein Geärgerter, durchaus nicht, aber ich bin auch nicht religiös. Das Religiöse beschäftigt mich als Phänomen, und als das Phänomen, welches mich am meisten beschäftigt. Und nicht um der Menschen sondern um meiner selbst willen thut es mir leid, daß die Religiosität ver-

schwindet, da ich Stoff zur Beobachtung wünsche. Ich trage kein Bedenken zu sagen, daß ich dazu auch gute Zeit habe; denn ein Beobachter hat Zeit genug. Anders mit dem Religiösen; wenn er redet, ist es nur ein Monolog; allein mit sich selbst beschäftigt redet er laut, das heißt predigen; hören welche darauf, so weiß er nichts von seinem Verhältnis zu ihnen, als daß sie ihm nichts schulden, denn was er auszurichten hat, ist, daß er sich selbst rettet. Ein solcher hochehrwürdiger Monolog, der christlich zeugt, wenn er in seiner Bewegtheit den Redenden, den Zeugenden bewegt, weil er von sich selbst redet, heißt eine Predigt. Welthistorische Übersichten, systematische Resultate, Gesten und Stimmmittel mit ihrer reflektierten Anwendung, um etwas auszurichten, sind ästhetische Reminiszenzen, die nicht einmal aristotelisch Furcht und Mitleid zu accentuieren wissen. Denn welthistorische Übersichten wecken nicht Furcht sowenig wie systematische Resultate, und starke Stimme erschüttert nicht die Seele, sondern höchstens das Trommelfell, und Schweißabtrocknen weckt nur sinnliches Mitleid mit dem Schwitzenden.

Der religiöse Redner, der durch Furcht und Mitleid diese Leidenschaften reinigt, thut nicht das Erstaunliche, daß er im Lauf der Rede die Wolken zur Seite reißt, um den offnen Himmel zu zeigen, den Gerichtstag vorn, die Hölle im Hintergrunde, sich selbst und die Auserwählten triumphierend; er thut das Einfachere, Einfältigere, das arme Kunststück, das so sehr leicht sein soll: er läßt den Himmel geschlossen sein, meint in Furcht und Zittern auch nicht selbst fertig zu sein, beugt sein Haupt, während das Urteil der Rede über Sinn und Gedanken ergeht. Er thut nicht das Erstaunliche, das fast seinem Auftreten Anspruch auf Begrüßung durch Beifall geben könnte, er donnert nicht, damit die Gemeinde durch seine Rede wach gehalten und gerettet werde; er thut das Einfachere, das Einfältigere, das arme Kunststück, das so sehr leicht sein soll, er läßt Gott den Donner und die

Macht und die Ehre behalten und redet so, daß wenn auch alles fehlschlägt, er doch sicher ist, daß ein Zuhörer da ist, der im Ernst bewegt wird: der Redner selbst; daß wenn alles fehlschlägt, doch ein Zuhörer da war, der gestärkt nach Hause geht: der Redner selbst; daß, wenn alles fehlschlägt und alle fortbleiben, doch einer da ist, der aus den schwierigen Verwickelungen des Lebens sich nach dem erbaulichen Augenblick der Rede sehnt: der Redner selbst. Er gibt nicht mit runder Hand von dem Überfluß des Mundes und der Kenntnisse, sondern ist genau auf die Einkünfte der Erbauung; genau rechnend achtet er darauf, daß die Ermahnung ihn selbst bindet, ehe sie zu einem andern geht, daß der Trost und die Wahrheit nicht von ihm weicht — damit er sie desto reichlicher mitteilen kann. Wenn du daher, sagt der Religiöse, ihn abseits auf einsamer Stelle sähest, verlassen von allen und überzeugt, daß er mit Reden nichts ausrichtet, wenn du ihn da sähest, du würdest ihn ebenso bewegt sehen wie jemals; wenn du seine Rede hörtest, du würdest sie mächtig wie immer finden, ohne Trug, ohne Berechnung, ohne geschäftiges Ausrichten, du würdest fassen, daß da einer ist, der erbaut wird, der Redner selbst. Er wird nicht überdrüssig zu reden; denn Prokuratoren und Redner, die weltliche Ziele haben oder weltliche Wichtigkeit bei ewigen Aufgaben, die werden müde, wenn sich nicht an den Fingern herzählen läßt, was sie ausgerichtet haben, wenn sie das listige Dasein nicht mit dem Sinnbetrug täuscht, als richteten sie etwas aus; aber der religiöse Redner hat auch immer seine Hauptaufgabe an sich selbst.

So wird nach meiner experimentierenden Vergewisserung das Religiöse durch Furcht und Mitleid zur Veredlung dieser Leidenschaften wirken. Jede andre Wirkungsweise bringt Verwirrung, indem sie halb ästhetische Kategorien herzubringt, indem sie den Redner ästhetisch wichtig macht und dem Zuhörer hilft in ästhetischer Verlorenheit in etwas Allgemeinem zu schwindeln.

Beilage.

Die selbstgemachten Leiden — Selbstplagerei.

Ästhetisch gesehen ist jeder Heautontimorumenos komisch. In dieser Hinsicht erzeugen die verschiednen Zeitalter verschiedne Typen. Unsre Zeit ist nicht die schlecteste, denn es ist als ob die ganze Generation sich mit der fixen Idee plagte, daß sie zu dem Außerordentlichen berufen wäre, daß jeden Augenblick eine Deputation aus dem Rat der Götter kommen müßte; denn vertraut wie sie ist mit der Zukunft der ganzen Menschheit als Aufgabe, ist es, als müßte sie gleich Hermann von Bremenfeldt jeden Augenblick fort, um den Göttern ins Ohr zu flüstern, was das Richtigste wäre. Und wie beklagenswert war es nicht, daß Hermann von Bremenfeldt den Kurfürsten von Sachsen nicht sprechen konnte! Dabei hat sie wie alle, die an einer fixen Idee leiden, eine große Geneigtheit, überall Spione und Verfolgung zu sehen, und wie gichtkranke Leute überall Zug fühlen, so fühlt sie überall Druck, Mißbrauch der Macht, und weiß die schwachen Lebensäußerungen des gemeinen Manes auf befriedigende Weise daraus zu erklären, daß er von der Regierung geknechtet wird, ungefähr wie wenn der Unruhige, daß er nichts fertig bringt, nicht daraus erklärt, daß er unruhig ist, sondern aus den vielen Geschäften, die auf ihn einstürmten. Doch genug hiervon.

Warum das Ästhetische ganz konsequent alle Selbstplagerei komisch behandelt, ist leicht einzusehen, grade weil es konsequent ist. Die Ästhetik hält den Helden in unverdorbnem Zustand vermöge des unmittelbaren Verhältnisses zwischen Kraft und Leiden (innen — von außen). Sie betrachtet deshalb jede Wendung nach innen als Desertion, und da sie den Deserteur nicht kann erschießen lassen, macht sie ihn lächerlich.

Das Religiöse liegt nun nicht in einem unmittelbaren Ver-

hältnis zwischen Kraft und Leiden, sondern in dem innerlichen, wenn dieses zu sich selbst kommt. Daß das „Selbst" hier betont wird, zeigt bereits hinlänglich, daß die Selbstplagerei hier anders zu betrachten ist. — Insoweit sie ästhetisch gesehen komisch ist, ist sie religiös gesehen, verdammlich. Die religiöse Heilung wird nicht durch Gelächter erreicht, sondern durch die Reue: daß die Selbstplagerei eine Sünde ist wie andre Sünde.

Aber so allgemein wie die Ästhetik kann das Religiöse die Selbstplagerei nicht abfertigen. Die Furcht des religiösen Menschen ist gerade Furcht vor sich selbst; die religiöse Heilung besteht vornehmlich darin, daß diese Furcht geweckt wird, und man sieht daraus leicht, daß hier die Sache schwieriger wird. Aber wie kommt der Mensch dazu sich selbst zu fürchten, wenn er nicht bei sich selbst die Gefahr entdeckt, worin er ist. Eine pfiffige Religiosität benimmt sich freilich anders. Sie sagt: „Man soll nicht selbst die Gefahren hervorrufen, unser Herr kann sie schon senden, wenn es not thut." Das läßt sich gut sagen, aber es geht nicht an, damit zu enden und Amen zu sagen, denn die Rede ist zweideutig. Ungeachtet des reliösen Ausdrucks, unser Herr, für den vielleicht ein andrer, um noch religiöser zu reden (als läge das Religiöse in gewissen Worten und Wendungen), sagen würde: unser Erlöser, sind die Kategorien doch halb ästhetisch. Obschon die Rede religiös ist, wird der Mensch nur in ein äußerliches Verhältnis zu Gott gestellt, nicht in ein innerliches Verhältnis zu sich selbst. Die Rede ist ungefähr so: Unser Herr kann wohl Gefahr und Elend in dein Haus bringen, er kann ja dein Vermögen, deine Geliebte, deine Kinder nehmen, und er würde es auch thun, wenn es dir dienlich wäre — also da er es nicht gethan hat, so ist da keine Gefahr. Das ist Ästhetik mit unechter religiöser Vergoldung. Religiös ist die höchste Gefahr, wenn man nicht entdeckt und nicht immer entdeckt, daß man in Gefahr ist, ob man im übrigen Geld und

das hübscheste Mädchen und liebenswürdige Kinder hat, und König im Lande oder ein Stiller im Volk ist, frei aller Sorgen.

Wie gesagt, es läßt sich gut sagen, aber man muß nicht Amen sagen und damit enden, denn sonst betrügt man. Das zeigt sich wieder, wenn man die Rede näher betrachtet. Also da ist ein Mann, recht ein Pamphilius des Glückes (dies Wort paßt vortrefflich in solche religiöse Rede), der umhegt und gepflegt ist, und ohne die Gefahr zu kennen, sich erbaut an der Betrachtung, daß unser Herr wohl . . . . wenn. . . . Welcher glückliche Ästhetiker, der zu aller Heiterkeit der Ästhetik einen religiösen Sicherheitsbrief bekommt! Jeder Mensch hat doch zunächst etwas, das man Phantasie nennt. Also unser Glücklicher hört davon reden, daß es Leiden und Elend in der Welt gibt. Nun, er ist willig zu geben und wird dafür gerühmt. Aber die Phantasie begnügt sich damit nicht. Sie malt ihm das Leiden fürchterlich aus, und in dem Augenblick, wo es am fürchterlichsten ist, schlägt der Gedanke zu, und eine Stimme sagt: Das könnte ja auch dir geschehen. Wenn ritterliches Blut in ihm ist, sagt er: Warum sollte ich vor andern verschont bleiben. (Das hat Tieck einmal in einer Novelle behandelt, wo ein reicher Jüngling über seinen Reichtum verzweifelt, nicht aus Spleen, sondern aus Sympathie mit den Menschen). Hiervon spricht die Rede gar nicht, und doch ist hier die Grenze zwischen der ästhetischen Verhärtung, die nichts davon wissen will, und der religiösen Erhebung durch Leiden. Daß eine solche Grenze ist, daß man sich nicht freikauft durch Armensteuer und etwas darüber, davon wurde nicht geredet: unser Pamphilius soll froh sein, bis unser Herr, wenn er es nötig findet, Leiden sendet. Was thut der Redner hier? Er betrügt. Statt ihn aus der Gefahr herauszubringen, hilft er ihm in religiöser Einbildung das Leben zu schwänzen. Jeder Versuch, die Empfänglichkeit dafür zu stopfen, daß man in Gefahr ist, ist ästhetische Irreführung nicht zur

Poesie, sondern zu dem Ästhetischen, welches der Wirklichkeit gegenüber Verhärtung ist.

Ist es ein mehr religiöser Redner, so bewegt er sich mit Leichtigkeit in dieser Schwierigkeit und hilft dem Zuhörer aus ihr heraus. Er redet mit dem Scherz der Religiosität von Schicksal und Wandel: unserm glücklichen Pamphilius wird etwas bange, und der Redner hat ihn nicht betrogen. Nun wird er durch die Sicherheit des Glaubens erbaut, und die religiös begeisterte Rede ruft sich selbst und ihm zu: Ein Frommer ist immer froh. Dies ist das stolzeste Wort, das auf Erden gesagt ist, wenn es nämlich so ist, daß keiner, keiner auf Erden noch im Himmel so weiß, was es heißt in Gefahr sein, wie der Religiöse weiß, daß er immer in Gefahr ist. Wer daher auf einmal mit Wahrheit sagt: Ich bin immer in Gefahr und immer froh, der sagt auf einmal das verzagteste und das hochgemuteste Wort, das gesprochen ist. Und ich, der ich nur Beobachter bin, poetice et eleganter ein Aufsichtsbeamter, ich will mich bereits glücklich preisen, wenn ich mich vor einem solchen neigen darf, oder um in meinen Kategorien von mir selbst zu reden: Haben mir auch die Götter das Große versagt, das unendlich höher ist, als das, was ich vermag, so haben sie mir eine nicht gewöhnliche Gewandtheit geschenkt auf die Menschen zu achten, so daß ich weder den Hut abnehme, ehe ich den Mann sehe, noch ihn vor dem unrechten abnehme.

Es gibt manchen Mann, der immer lustig gewesen ist und doch so niedrig steht, daß ihn sogar die Ästhetik komisch nimmt. Es kommt also darauf an, daß man nicht froh ist auf der unrechten Stelle; und wo ist die rechte Stelle? Die ist: in der Gefahr. Über einer Tiefe von 70000 Faden, viele viele Meilen von aller menschlichen Hilfe froh sein — ja, das ist groß. Auf dem Lande zu schwimmen in Gesellschaft mit Watenden ist nicht das Religiöse.

So sieht man leicht, was religiös unter Selbstplagerei ver-

standen wird. Es gilt, bei sich selbst die Möglichkeit der Gefahr und bei sich selbst jeden Augenblick ihre Wirklichkeit entdecken (das würde die Ästhetik Selbstplagerei nennen, und der ästhetische Vortrag mit unechter religiöser Vergoldung will darin hindern), aber es gilt zu gleicher Zeit froh zu sein. Wo liegt also die Selbstplagerei? Sie liegt auf dem halben Wege. Sie liegt nicht in dem ersten, denn dann rede ich ästhetisch, sondern sie liegt in dem zweiten, daß man nicht zur Freude hindurch dringen kann. Und das ist nicht komisch, sagt der Religiöse, es ist auch nicht um ästhetische Thränen zu wecken, denn es ist verdammlich, und man soll hindurch; jeder, der nicht durchkommt, hat es selbst verschuldet, denn hier ist kein hartherziger Vater, wie für das unglückliche Liebespaar in der Tragödie, hier ist nicht die Übermacht des Feindes, unter welcher der Held im Trauerspiel erliegt, hier ist nicht Verräterei dessen, dem man am meisten traute, so daß der Ausgezeichnete in der Schlinge gefangen wird, hier ist nur einer, der Verräter sein kann: man selbst, und nächst ihm, wenn auch unendlich ferner, der Redner, der einen zurückhält, anstatt einem auf die Tiefe zu helfen, wo 70000 Faden sind. Und wenn er dort ist, und nicht mehr der helfen kann, die er höher als sein Leben liebt (wie man es in der Fabel des Schauspiels kann), sondern nur in dieser Bekümmerung entdeckt, daß er 140000 Faden unter sich hat, da kann er doch noch eins, er kann der Geliebten zurufen: „Wenn du nun nicht froh wirst, so wisse, so wisse, es ist deine eigne Schuld."

Ob auch viele meinen, eine solche Darstellung wäre wie eine Landplage und das Allerthörichtste wäre, solchen Redner zu bezahlen, weil er einen unglücklich mache, so ist das nicht meine Meinung. Froh wollte ich ihn bezahlen und unbeirrt, wenn ich selbst so werden könnte, Geld dafür nehmen, aber nicht meinen, ihn zu lohnen oder gelohnt zu werden, weil für solche Unter-

weisung Geld kein Maßstab ist und nicht einmal so viel wert, daß man polemisch, wie Sokrates that, den Accent darauf legt, indem man es nicht nehmen will.

So viel über Selbstplagerei. Es ist äußerst einfach, jeder weiß es, und gerade darin sehe ich die Einheit des Komischen und Tragischen, wenn ich bedenke, daß jeder weiß, was ein Mensch ist, und der Beobachter: was jeder ist.*) Dietrich Menschenschreck ist komisch, weil seine Kourage eine eingebildete Möglichkeit ist und deshalb seine Wirklichkeit sich in Leere auflöst. Aber jene Möglichkeit für jeden Menschen ist keine eingebildete Möglichkeit, sondern eine reale Möglichkeit; er kann, sagt der Religiöse, das Höchste werden, weil er auf das Höchste angelegt ist. Es ist tragisch, daß er es nicht ist, aber komisch, daß er es gleichwohl ist, denn jene von Gott selbst angelegte Möglichkeit kann er nicht auslöschen. Jeder weiß so, daß der Mensch unsterblich ist, der Beobachter weiß, was jeder ist, und doch bleibt jeder ja unsterblich. Seine Unsterblichkeit war also keine eingebildete Möglichkeit, wie D. Menschenschrecks Kourage; und auf der andern Seite: wer in allen Schrecken des Lebens trotz der List der Zeit und der Gewohnheit den Glauben an die Unsterb-

*) Ungeachtet ich sonst nicht Äußerungen von Rezensenten wünsche, könnte ich sie im Anschluß hieran fast wünschen, wenn sie ohne mir zu schmeicheln, auf die derbe Wahrheit hinausliefen: „Daß was ich sage jeder weiß, jedes Kind, und der Gebildete unendlich mehr.“ Wenn nämlich nur feststeht, daß jeder es weiß, so ist mein Standpunkt in Ordnung, und ich will schon mit der Einheit des Tragischen und des Komischen auskommen. Wüßte es einer nicht, so könnte mich der Gedanke aus meinem Gleichgewicht reißen, daß ich ihn möglicherweise die nötigen Kenntnisse lehren müßte. Heil dem 19. Jahrhundert. Jeder weiß es. Welcher Fortschritt seit jenen Zeiten, wo nur wenige es wußten. Sollte das Gleichgewicht vielleicht fordern, daß man annimmt, daß zum Ersatz keiner da ist, der es thut?

lichkeit sich gegenwärtig hält, er wird nicht mehr unsterblich als jeder andre.

Der Mann des Experiments ist etwas von einem Selbstplager. Seine erste Bewegung ist gut und korrekt; aber er ängstigt sich am Ausfall und gewinnt nicht schnell genug die Freude, um dann wieder diese Bewegung zu wiederholen. Doch ist der Moment, in dem ich ihn darstelle, ja auch seine Krisis; es ist möglich, daß es ihm leichter wird, wenn er vernünftig genug ist, sein ganzes Leben als einen solchen Kursus anzusehen, und sich darin findet, ein Zauberer unter denen zu sein, die hurtig fertig sind, ein Nachzügler unter denen, die unendlich weiter gehen. — Daß ihm das Mädchen auf die Tiefe hilft, darüber ist kein Zweifel, und von meinem Standpunkt gesehen, muß ich sagen, daß sein ganzes Verhältnis zu ihr ein glückliches Verhältnis ist; denn der Mann ist immer glücklich in der Liebe, der ein Mädchen bekommt, das gerade darauf berechnet ist, ihn zu entwickeln. So war Sokrates glücklich verheiratet mit Xanthippe; er hätte in ganz Griechenland keine so passende gefunden; denn der alte Großmeister der Ironie brauchte eine solche, um sich zu entwickeln. Hat daher Xanthippe oft Schlimmes in der Welt hören müssen, so glaube ich, daß sie im Gegenteil den Triumph hat, daß das Oberhaupt der Ironie, der um Haupteslänge die Menge der Menschen überragt, keinem Menschen so viel verdankt, wie der Haushaltung seiner Xanthippe, wo Sokrates ironisch pro summis in ironia honoribus disputierte, und sich darüber die ironische Tüchtigkeit und das Gleichgewicht andisputierte, mit dem er die Welt überwand. — So paßt das Mädchen gerade für ihn, wie es sich im Experiment gehört. Sie ist liebenswürdig genug, ihn zu bewegen, aber auch schwach genug, ihre Macht gegen ihn zu mißbrauchen. Das erste bindet ihn, das andre hilft ihm auf die Tiefe, aber rettet ihn auch. Wäre das Mädchen geistiger entwickelt und weniger weiblich liebenswürdig gewesen, hätte sie viel Hochherzigkeit und, da er mitten

im Betrug saß, zu ihm gesagt: Lieber, du betrübst mich mit deinem Trug; ich verstehe dich nicht und weiß nicht, ob du leichtsinnig genug bist, mich verlassen zu wollen, weil du in die Welt hinaus willst, oder ob du mir etwas verbirgst und vielleicht besser bist als du scheinst; aber das sei nun wie es sein mag, ich sehe ein, du mußt deine Freiheit haben, ich fürchte für mich selbst, wenn ich sie dir nicht gäbe, und ich liebe dich doch zu hoch, um sie dir zu versagen. So nimm sie ohne Vorwurf, ohne Zorn zwischen uns, ohne Dank von deiner Seite, aber mit dem Bewußtsein von meiner Seite, daß ich das Beste gethan habe, was ich thun konnte: wäre dies geschehen, so war er gebrochen; er wäre vor Scham in die Erde gesunken, denn mit seiner Leidenschaft kann er vortrefflich alles Böse tragen, wenn er sich besser weiß, aber er könnte nicht vergessen, daß er Schuldner einer solchen Hochherzigkeit wurde, deren Größe er gerade mit dämonischem Scharfsinn entdecken würde. Das wäre unrecht gegen ihn gewesen, denn von seinem Standpunkt meinte er es auch gut. Im Experiment wird er nicht vor einem Menschen gedemütigt, sondern vor Gott.

Wer sonst Lust und Sinn hat, experimentierend mit Kategorien zu rechnen, ohne Aufzüge, Gegenden, viele Personen zu brauchen „und dann Kühe", wird sehen, wie viel neue Konstruktionen sich von diesem Punkte aus bilden ließen, wenn man ihn oder sie etwas verändert, und sehen, was daraus für ihn und für sie folgte, wie er mußte sein, um sie zu brechen (wenn er sie z. B. grausam für sein Leben verantwortlich machte und sie erschreckte, so daß sie es nie verwand), was er gar nicht kann, oder wie beide beschaffen sein mußten, um beide gebrochen zu werden (wenn er z. B. keine religiösen Voraussetzungen hatte, und vielleicht in seinem Stolz verzweifelnd ihre Vereinigung mit einem Selbstmord feierte), während nun beiden geholfen ist. Romanleser machen natürlich andre und größre Forderungen und glauben,

wenn sich alles nur um zwei dreht, muß es langweilig sein, was es auch ist, wenn es sich nicht zugleich um die Kategorien dreht. Wenn das ist, kann bereits einer unterhaltend sein, und 6 Billionen 477 378 785 Menschen können sich auch nicht um mehr drehen. Ein Romanleser ist natürlich nur in Bewegung, wenn etwas los ist, wie man bei einem Auflauf sagt. Aber gesetzt nun, der Auflauf drehte sich um nichts, so wäre doch nichts los.

§ 6.

Nichts bereuen ist die höchste Weisheit — Sündenvergebung.

In Gespann mit solchen negativen Grundsätzen wie: Nichts bewundern, nichts erwarten u. s. w. geht das negative Prinzip: Nichts bereuen, oder wenn man lieber ein andres Wort brauchen will, das vielleicht nicht so ethisch anstößt: Sich's nicht verdrießen lassen. Das Geheimnis dieser Weisheit ist eigentlich, daß man ein ästhetisches Prinzip schminkt und ihm das Aussehn eines ethischen gibt. Von einem ethischen Standpunkt ästhetisch verstanden ist es ganz wahr, denn den ganzen Umfang des Ästhetischen soll der freie Geist gerade nicht so hoch achten, daß er es sich verdrießen läßt. So wenn einer arm würde, so heißt es richtig: Sich nichts verdrießen lassen ist die höchste Weisheit, das will sagen: Handle aus der Kraft des Ethischen. Der Grundsatz bedeutet da: Beständig die Brücke des Vergangnen abbrechen, um beständig im Augenblick handeln zu können. Hast du nach bester Überlegung einen Plan gefaßt, und scheint der Ausfall dann zu zeigen, daß dein Plan verkehrt war, so gilt es sich nichts verdrießen zu lassen, sondern in sittlicher Kraft zu handeln. Es ist unleugbar, daß durch solches Zurücksehen viel Zeit verschwendet wird, insofern kann das Prinzip zu preisen sein.

Aber war der Plan nicht nach bester Erwägung, war Trug darin, was dann? Gilt da auch: Nichts bereuen, um nicht auf-

gehalten zu werden? Das beruht darauf, welchen Aufenthalt man fürchtet. Wenn es die Hemmung und Verhinderung ist immer tiefer zu sinken, die man fürchtet, dann wäre es ja am besten, zu rufen: Nichts bereuen, und das Wort des Dichters nulla pallescere culpa von der Frechheit zu verstehen, die vor der Schuld nicht erblaßt; aber dann ist der Grundsatz im höchsten Grade unsittlich. Indessen gibt es manche Menschen, die mit der Hast der Angst durch das Leben stürzen. Sie fürchten nichts mehr als das Dialektische, und wenn sie sagen: Nichts bereuen in Hinsicht auf das Vergangne, so können sie ebenso in Hinsicht auf das Künftige sagen: Nichts überlegen. Nicht unwitzig sagt' so ein lustiger Bursche bei Scribe, daß, da er nie einen Plan gemacht hat, er auch nie die Bekümmerung gehabt habe, ihn mißglückt zu sehen; Frauenzimmer handeln auch oft so ohne Überlegung und kommen sehr gut davon. Auf eine andre Weise handelt zuweilen gerade ein sehr Kluger ohne Überlegung oder in Desperation, um einen Maßstab zu bekommen. Wenn man fest sitzt und weder aus noch ein weiß, wenn alles so tötend relativ geworden ist, daß es ist, als sollte man erstickt werden, so kann es zweckmäßig sein, plötzlich auf einem einzelnen Punkte zu handeln bloß um Bewegung und Leben in all das tote Fleisch zu bringen. Ein Untersuchungsrichter z. B., wenn der Verstand stille steht und alles gleich wahrscheinlich ist, beginnt plötzlich die Untersuchung gegen einen einzelnen Menschen, nicht weil er am meisten Verdacht auf ihn hat, denn ein entscheidender Verdacht fehlt ihm gerade; er verfolgt diese willkürliche Spur mit aller Leidenschaft: zuweilen geht da das Licht auf, aber an andrer Stelle. Wenn man nicht weiß, ob man gesund oder krank ist, und dieser Zustand sich in der Schwebe hält, thut man gut, plötzlich etwas Desperates zu wagen. Aber obschon man ohne Überlegung handelt, ist da doch eine Art Überlegung.

Sonst gilt es, mit vorausgehender Überlegung und nach-

folgender Reue das Dialektische auszuhalten. Erst wer in Überlegung das Dialektische erschöpft hat, erst der handelt, und erst wer in Reue das Dialektische erschöpft, erst der bereut. Insofern scheint es unerklärlich, daß der gewaltige Denker Fichte annehmen konnte, daß dem Handelnden keine Zeit bliebe zum Bereuen, und um so mehr als dieser energische und in edlem griechischen Sinn aufrichtige Philosoph einen starken Begriff davon hatte, daß das Handeln des Menschen nur im Innerlichen ist. Vielleicht erklärt es sich jedoch daraus, daß er in seiner Energie gerade nicht darauf aufmerksam wurde (wenigstens nicht in der frühern Zeit), daß dieses innerliche Handeln wesentlich ein Leiden ist, und deshalb das höchste innerliche Handeln des Menschen das Bereuen ist. Aber das Bereuen ist nicht eine positive Bewegung nach außen oder hinzu, sondern eine negative Bewegung nach innen, nicht ein Thun, sondern ein Sich-widerfahren-lassen.

Es gibt drei Existenzsphären: die ästhetische, die ethische, die religiöse. Das Metaphysische ist die Abstraktion, und es gibt keinen Menschen, der metaphysisch existiert. Das Metaphysische, das Ontologische ist, aber es ist nicht da; denn wenn es da ist, ist es in dem Ästhetischen, in dem Ethischen, in dem Religiösen, und wenn es ist, ist es die Abstraktion von oder ein Prius vor dem Ästhetischen, dem Ethischen, dem Religiösen. Die ethische Sphäre ist nur Durchgangssphäre, und deshalb ist ihr höchster Ausdruck die Reue als ein negatives Handeln. Die ästhetische Sphäre ist die der Unmittelbarkeit, die ethische, die der Forderung (und diese Forderung ist so unendlich, daß der Mensch stets bankrott macht), die religiöse ist die der Erfüllung, aber wohl zu merken nicht eine solche Erfüllung, wie wenn man Geld in einen Stock oder einen Beutel füllt; denn die Reue hat gerade unendlich Platz gemacht, und daher der religiöse Widerspruch: auf einmal über 70000 Faden Wasser liegen und doch froh sein.

Wie die ethische Sphäre ein Durchgang ist, den man jedoch

nicht einfürallemal durchgeht, wie die Reue ihr Ausdruck ist, so ist die Reue das am meisten Dialektische. Kein Wunder daher, daß man sie fürchtet, denn gibt man ihr einen Finger, so nimmt sie die ganze Hand. Wie Jehovah im Alten Testament die Sünde der Väter an den Kindern heimsucht, so geht die Reue zurück und setzt beständig den Gegenstand ihrer Untersuchung voraus. Die unendlich vernichtende Macht der Reue sieht man am besten daraus, daß sie auch sympathetisch dialektisch ist. Darauf achtet man selten. Ich will hier nicht von solchen Jämmerlichkeiten reden, wie eine einzelne Handlung bereuen und dann wieder ein lustiger Bursch sein, oder sagen, man habe es gethan und Glauben finden, ungeachtet jede solche Äußerung hinlänglich beweist, daß er keinen Begriff von dem Sinn hat; aber selbst tüchtigere Entwickelungen der Reue übersehen die dialektische Seite in bezug auf das Sympathetische. Ein Exempel, um es zu beleuchten. Ein Spieler ist zur Besinnung gekommen, die Reue packt ihn, er entsagt allem Spiel; obschon er dem Abgrund nahe war, hält ihn die Reue doch, und es scheint zu glücken. Wie er nun so zurückgezogen lebt, möglicherweise gerettet, sieht er eines Tags, daß man aus der Seine einen Toten zieht: einen Selbstmörder, und dieser war ein Spieler, wie er gewesen war, und hatte, das wußte er, dagegen gekämpft, einen Kampf der Verzweiflung gegen die Lust. Mein Spieler hatte diesen Menschen geliebt, nicht weil er ein Spieler war, sondern weil er besser war als er. Was dann? Romane und Novellen braucht man nicht zu konsultieren, aber selbst ein religiöser Redner würde vielleicht die Erzählung früher abbrechen und sie damit enden lassen, daß mein Spieler, erschüttert von dem Anblick, heimging und Gott für seine Rettung dankte. Halt! wir sollen erst eine kleine Erklärung haben, ein Urteil über den andern; jede Existenz, die nicht gedankenlos ist, ist eo ipso indirekt urteilend. Mein Spieler ist nun ein Mensch, der das alte Wort verstanden hat: De te

narratur fabula; dieses de te ist ihm das heiligste Gesetz des Daseins, weil es der Bund der Humanität ist; also welches Urteil soll er fällen? er kann es nicht unterlassen. Wollte ein religiöser Redner, der statt zu denken doch reden kann, menschenfreundlich und tief gerührt ihm mit halben Kategorien helfen, so ist mein Spieler gereift genug, das Blendwerk zu sehen — also er soll hindurch. In dem Augenblick, wo er urteilen soll, steht er vor dem demütigen Ausdruck einer Prädestinationslehre (der hochmütige Ausdruck ist bei dem Ästhetischen mit unechter religiöser Vergoldung), wenn er auf seine eigne Rettung hofft. Wer nicht Sympathie aber Wasserscheu hat, findet es natürlich ungereimt, daß man sich eines andern Menschen Schicksal so nahe gehen läßt; aber es nicht thun ist Mangel an Sympathie und ist nur entschuldbar insofern es Dummheit ist. Das Dasein muß ja doch Gesetze haben, die ethische Ordnung der Dinge ist kein Hurlumhei, wo einer gut vom verkehrtesten und ein andrer schlecht vom besten davonkommt. Aber nun das Urteil. Die Meinung ist natürlich nicht, daß ihn Verdammungslust reizt. Aber er kann nicht durch einen Zufall gerettet werden, das ist Gedankenlosigkeit, und sagt er von dem andern: Er sank trotz seines guten Willens, so sinkt er selbst, und sagt er: Der andre wollte also nicht, so schauert es in ihm, weil er doch das Gute in ihm sah und weil es scheint, als machte er sich selbst besser.

Ich habe absichtlich die Sache auf die Spitze gebracht. Mit Hilfe des Dialektischen bei der Reue in bezug auf das Sympathetische, kommt jeder Mensch, wenn er nicht dumm ist, schnell auf den Grund. Wenn ich auch kein Spieler bin, so ist jenes Phänomen genug, falls ich nicht ein Engel bin. Habe ich noch so wenig Schuld auf meinem Gewissen, habe ich nur ein klein Bißchen Gedanken in meinem Gehirn, so brechen alle menschlichen Spinnweben, alles Rettungsgeschwätz zwischen Krethi und Plethi wie ein Zwirnsfaden, bis ich das Gesetz des Daseins

finde. Ein Mann, der unverdrossen durch das Leben geht auf die Kategorie hin, daß er kein Verbrecher aber auch nicht rein ist, ist natürlich komisch, und man muß dem Ästhetischen helfen, daß es ihn zu komischer Behandlung erhält, wenn er sich in das Religiöse einschleicht, um da mitzusein.

Es ist schnurrig genug, einen Schriftsteller zu sehen, der zwar nicht auf die Dialektik der Reue in Richtung auf das Sympathetische aufmerksam ist, aber doch auf etwas Ähnliches, auf eine Äußerung der Sympathie, wenn er dann dieses Leiden zu heilen sucht, indem er die Krankheit noch schlimmer macht. Börne erklärt im Ernst und nicht ohne eine gewisse Bewegung bei dem Gedanken, wie leicht man in kleineren Städten ein Menschenfeind wird oder wohl gar ein Gotteslästerer und Empörer gegen die weise Regierung der Vorsehung, daß in Paris die statistischen Übersichten über die Leiden und Verbrechen dazu beitragen, daß man von jenem Eindruck geheilt wird — wie sie vermutlich auch dazu beitragen, daß Börne ein Menschenfreund wird. Ja, was die statistischen Übersichten für eine kostbare Erfindung, eine herrliche Frucht der Kultur, ein charakteristisches Gegenstück zu dem antiken: De te narratur fabula sind. Schleiermacher sagt so begeistert, daß Wissen die Religiosität nicht beirrt, und daß der Religiöse nicht dasitzt durch einen Blitzableiter gesichert und Gott spottet; aber mit Hilfe der statistischen Übersichten lacht man über das ganze Dasein. Und wie Archimedes in seine Berechnungen vertieft saß und nicht merkte, daß er totgeschlagen wurde, so, denke ich, sitzt Börne vertieft in die statistischen Werke und merkt nicht — was sage ich, i weit entfernt eine so empfindliche Natur wie Börne, wird wohl merken, wenn ihr das Leben zu nahe tritt, aber solange man selbst vom Unglück befreit ist (denn von der Sünde kann sich ja Börne leicht helfen mit Hilfe einer unsokratischen Unwissenheit), so schuldet man ja seinem Wohlbefinden Mittel zu haben, durch die man die Furcht fern-

hält. Vor dem Armen kann man ja seine Thür schließen, und sollte einer vor Hunger umkommen, so kann man ja in der Statistik nachsehen, wie viele jedes Jahr vor Hunger sterben — und ist getröstet.*)

Einem experimentierenden Psychologen ist mit statistischen Übersichten nicht gedient; aber dann braucht er auch nicht einen so ungeheuren Konflux von Menschen.

Ich habe nun wieder experimentierend ein Problem für das Religiöse zurechtgelegt: die Sündenvergebung. Unmittelbarkeit und Sündenvergebung in ein unmittelbares Verhältnis zu setzen, kann wohl manchem einfallen; sie können wohl auch davon reden, warum nicht! Sie können wohl auch andre bewegen, ihnen zu glauben, daß sie etwas solches erlebt hätten, und können wohl

---

*) Als Beispiel einer bemerkenswerten Art Mystifikation, wobei man Sympathie mit Egoismus verwechselt, will ich die Stelle abschreiben (Sämtl. W. Bd. 8, S. 96). Er redet von dem Gefährlichen bei dem Wohnen in kleinen Städten und fährt dann fort: „Große Verbrechen geschehen so selten, daß wir sie für freie Handlungen erklären, und die Wenigen, die sich ihrer schuldig machen, schonungslos verdammen." (Das ist indes nicht nötig, wenn man nicht egoistisch feige oder sehr dumm ist. Und die göttliche Majestät läßt sich nicht imponieren wie ein Kriegsgericht bei einer Meuterei, das allen Verschonung bringt, weil man nicht alle hinrichten kann.) . . . . „Aber ganz anders ist es in Paris." (Da glaubt man nämlich an die rettende Kraft der Meuterei.) „Die Schwächen der Menschen erscheinen dort als Schwächen der Menschheit," (ja, laß sie es haben, sie ist, besonders wenn Börne spricht, eine fingierte Größe, die er ungeniert en canaille behandeln kann, denn B. wird gewiß nicht von der schwierigen Frage geniert, wie sich das Geschlecht aus den Individuen ergibt und umgekehrt); „Verbrechen und Mißgeschicke" (das eine so gut wie das andre) „erscheinen als heilsame Krankheiten, welche die Übel des ganzen Körpers diesen zu erhalten, auf einzelne Glieder werfen." (Und B. bildet sich ein, als Demagoge verfolgt zu werden! Er ist ja so aristokratisch, daß er offenbar über die Rede des Volkstribunen spottet, daß der ganze Körper leide, wenn ein Glied leidet). „Wir erkennen dort (in Paris)

auch manche bewegen, dasselbe thun zu wollen, und dann zu meinen, daß sie es gethan, warum nicht! Die einzige Schwierigkeit dabei ist, daß es eine Unmöglichkeit ist. Bei der leiblichen Bewegung des Menschen kann man nicht so frei spaßen, und wenn jemand sagen wollte, daß er auf einem Arme ginge, oder wohl gar, daß alle so gingen, so würde man bald entdecken, daß er ein Schwindler ist, aber die Schwätzer in der Geisteswelt sind ungenierter.

Ein unmittelbares Verhältnis zwischen Unmittelbarkeit und Sündenvergebung will sagen, daß die Sünde etwas Einzelnes sei, und dieses Einzelne nimmt die Vergebung fort. Aber das ist nicht Sündenvergebung. Ein Kind versteht ja die Sündenvergebung nicht, denn das Kind glaubt, daß es ein rares Kind

---

die Naturnotwendigkeit des Bösen." (Gott bewahre, wie groß ist doch alles in Paris, da ist nichts in gewöhnlicher Weise, sondern alles wie in der Tiergartenzeit); „und die Notwendigkeit ist eine beßre Trösterin als die Freiheit" (besonders für den, der aufgehört hat zu trauern, und also keinen Trost braucht). „Wenn in kleinen Städten ein Selbstmord vorfällt, wie lange wird nicht davon gesprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt!" (Doch glaube ich wird man schneller fertig, als wenn man Vernunft in diese Weisheit bringen sollte. Armes Paris! Wenn es nicht auch so ist, daß wenn ein Kujon, der sich im Menschengewimmel versteckt wie ein Kind unter der Schürze der Mutter etwas schreibt, worin er nicht wie sonst witzig unterhaltend ist, sondern belehrend, es ihm gerade so geht, wie dem Selbstmörder und er nicht beachtet wird.) . . . . „Liest man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geschehenen Selbstmorde . . . . wie so viele aus Liebesnot sich töten, so viele aus Armut, so viele wegen unglücklichen Spiels, so viele aus Ehrgeiz — so lernt man Selbstmorde als Krankheiten" (ja nach dem obigen als heilsame Krankheiten) „ansehen, die wie Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindsucht alljährlich in einem gleichbleibenden Verhältnis wiederkehren!" — Und wenn man das gelernt hat, so ist man ein Menschenfreund geworden, ein Frommer, der Gott nicht spottet, oder wohl gar sich gegen seine weise Ordnung empört. Denn in Paris wohnt die Frömmigkeit, und Börne ist Seelsorger!

ist, wenn bloß das gestern nicht gewesen wäre, und das nimmt die Vergebung fort, und das Kind ist ein rares Kind. Aber soll die Sünde durchgreifend sein, welche Entdeckung man der Reue schuldet, welche immer der Vergebung vorangeht, so will das ja gerade sagen, daß die Unmittelbarkeit als das gesehen wird, was nicht gültig ist, aber damit sie so gesehen wird, muß sie doch wohl überwunden sein.

Aber wie benimmt man sich, etwas konkreter verstanden, um in solcher Idee zu existieren? denn etwas herzusagen ist nicht schwer. — Ich sehe wohl, daß die Spekulanten und prophetischen Seher, welche die Zukunft der ganzen Menschheit betrachten, mich höchstens für einen Seminaristen ansehen werden, der vielleicht tauglich ist, einen katechetischen Kommentar zu einem Lehrbuch für Volksschulen zu schreiben. Das mag so sein, das ist immer etwas. Nur daß mich nicht die Seminaristen ihrerseits ausschließen, weil sie doch unendlich mehr wissen, und wenn ich mich schließlich begnügte, ein Schulkind zu sein, der erleuchtete Seminarist sagt: Das ist ein recht dummer Junge, er thut so thörichte Fragen. Mich geht das sehr wenig an, ich möchte mich nur einmal im Gespräch jenem griechischen Weisen nähern können, der sein Leben ließ für das, was er verstanden hatte, und es mit Freude wieder wagen würde, um mehr zu verstehen, da er es für das Schlimmste ansah, in einem Irrtum zu sein; und ich bin gewiß, Sokrates würde sagen: Sicherlich ist das, wonach du fragst, eine schwierige Sache, und ich habe mich immer verwundert, daß so viele glauben können, sie verstünden solche Lehre; aber noch mehr hat mich verwundert, daß verschiedne sogar weit mehr verstehen. Mit diesen möchte ich mich wohl unterhalten, und obschon ich sonst nicht dafür bin, das Gastmahl auszurichten und die Musikanten zu bezahlen, wollte ich doch zu einem solchen zusammenschießen, um in ihre hohe, nicht bloß übermenschliche, sondern gleichsam übergöttliche Weisheit eingeweiht zu werden. Denn Gorgias und

Polos und Thrasybulos und die übrigen die zu meiner Zeit Buden auf dem Markt in Athen hatten, waren doch nur übermenschliche Weise, den Göttern gleich; aber von diesen, welche die Götter überfliegen, und wohl deshalb nicht bloß Geld, sondern auch Anbetung nehmen, müßte man etwas lernen können.

Das Schwierige bei der Sündenvergebung ist, wenn sie nicht auf dem Papiere entschieden wird oder durch die Versicherungen eines lebendigen Wortes, das bald in Freude, bald in Thränen bewegt ist, entschieden werden soll: daß man sich selbst so durchsichtig wird, bis man weiß, daß man auf keinem Punkte vermöge der Unmittelbarkeit existiert, ja sogar, daß man ein andrer Mensch geworden ist, denn sonst ist die Sündenvergebung mein Standpunkt: die Einheit des Komischen und des Tragischen.

Aber da die Unmittelbarkeit wohl etwas Einzelnes ist, aber auch etwas höchst Zusammengesetztes, so ist mit der einen Schwierigkeit (sie aufzuheben) und mit der andern ihr gleichen (daß die Unmittelbarkeit sogar als Sünde geltend gemacht wird) das Signal zu den schwierigsten Fragen gegeben, welche sämtlich in der einen befaßt werden: wie eine Unmittelbarkeit wiederkommt (oder ob die Aufhebung der Unmittelbarkeit für den existierenden Menschen bedeutet, daß er gar nicht da ist*); wie eine solche neue Unmittelbarkeit von der frühern verschieden ist, was verloren und ge-

---

*) Während man hundertmal liest, die Unmittelbarkeit ist aufgehoben, sieht man nicht eine einzige Äußerung darüber, wie der Mensch dann existiert. Daraus könnte man schließen, daß der Schreiber einen zum Narren hat und selbst in aller Stille in Unmittelbarkeit lebt, während er davon lebt, daß er schreibt, die Unmittelbarkeit ist aufgehoben. Vielleicht ist das System nicht so schwierig zu verstehen, aber die Aneignung wird so schwierig, weil alle Zwischenbestimmungen übersprungen sind, wie man plötzlich ein metaphysisches Ich-Ich wird, wie weit das ausführbar, wie weit es erlaubt, wie weit nicht das ganze Ethische beiseite gesetzt ist, wie weit nicht die ewige Wahrheit des Systems eine kleine Lüge zur Voraussetzung hat, mit der es die Eingeweihten

wonnen ist, was die erste Unmittelbarkeit thun kann, aber die andre nicht darf, was die erste Unmittelbarkeit liebt, die andre nicht lieben darf, welches die Weisheit der ersten Unmittelbarkeit ist, welche die andre nicht hat, welches ihre Freude, die der andern fehlt u. s. w., denn das ist eine sehr weitläufige Sache. Im andern Fall ist es leicht gethan, wenn man nicht die sokratische Furcht vor einer Verirrung, aber die moderne Dummdreistigkeit hat zu meinen, wenn man es bloß sagt, so ist man es: gleichwie man im Märchen ein paar Worte spricht und ein Vogel ist.

Aber das Problem selbst, die Idee der Sündenvergebung liegt außerhalb der Aufgabe des Experiments, denn seine Person ist nur eine dämonische Figur in Richtung auf das Religiöse, und das Problem übersteigt meinen Verstand sowohl als meine Gaben. Ich will mich nicht davonschleichen mit der Bemerkung, daß hier nicht der Ort wäre, als fehlte mir der Ort und die Zeit, auch vielleicht der Platz auf dem Papier, da ich vielmehr so denke: Hätte ich es erst verstanden, so fände ich wohl Ort und Zeit und Platz für die Darstellung.

---

dispensiert, etwas Entscheidendes selbst bei dem Allerentscheidensten zu denken. Ein unmittelbares Genie kann Dichter, Künstler, Mathematiker u. s. w. werden, aber ein Denker muß ja wissen, wieweit es ethisch verantwortlich ist, sich metaphysisch einzuschließen, den Anspruch des Daseins bei seinen beglückenden vielen Gedanken, bei seinem eingebildeten Ich-Ich respektieren, aber nicht den Anspruch des Daseins an sein menschliches Du, gleichviel ob das Dasein zu Lust und Freude und Genuß ruft, oder zu Furcht und Zittern; denn gedankenlos darauf nicht aufmerksam werden, ist ebenso mißlich. Und kann er es gedankenlos übersehen, so setzt ein Experiment einen solchen Denker hin nach Griechenland: er wird ausgelacht in jenem auserwählten Lande, glücklich durch seine herrliche Lage, glücklich durch seine reiche Sprache, glücklich durch seine unerreichte Kunst, glücklich durch den frohen Sinn des Volkes, glücklich durch seine schönen Mädchen, glücklich allermeist durch seine Denker, die suchten und strebten sich selbst und sich selbst im Dasein zu verstehen, ehe sie versuchten, das ganze Dasein zu erklären.

Schlußwort.

Mein lieber Leser! — doch zu wem rede ich? Es ist vielleicht gar keiner übriggeblieben. Es ist mir wohl umgekehrt wie jenem edeln Könige gegangen, den die Trauerbotschaft Eile lehrte, dessen hastigen Ritt zu der Geliebten in Todesgefahr das unvergeßliche Lied unvergeßlich macht, wenn es von den hundert Knappen singt, die ihm von Skanderburg folgten, den fünfzehn, die mit ihm über die Randbollheide ritten, aber da er über die Ribabrücke kam, da war der Herr allein — so ist es wohl aus entgegengesetztem Grunde mir umgekehrt gegangen: da ich von einem Gedanken gefesselt nicht von der Stelle kam, sind alle von mir geritten. Im Anfang hielt wohl der wohlwollende Leser seinen schnellen Renner an und meinte, daß ich auf einem Paß-gänger ritt, aber da ich gar nicht von der Stelle kam, wurde das Roß (des Lesers nämlich), oder der Reiter ungeduldig, und ich blieb allein zurück: ein Sonntagsreiter, an dem alle vorbeireiten.

Für mich ist da gar kein Grund zu hasten, ich habe die Zeit und den Tag für mich selbst, und kann ungestört und ohne einen zu inkommodieren mit mir selbst von mir selbst reden. Nach meiner Anschauung ist der Religiöse der Weise. Aber wer sich einbildet, es zu sein und ist es nicht, der ist ein Thor; und der, welcher eine Seite des Religiösen sieht, ist ein Sophist. Von diesen Sophisten bin ich einer, und wäre ich auch im stande, die andern zu verzehren, würde ich doch nicht fetter, was unerklärlich ist wie bei den magern Kühen in Egypten, doch sind die Sophisten nicht fette Kühe, sondern magere Heringe. Ich sehe das Reli-giöse von allen Seiten und insofern habe ich beständig eine Seite mehr als der Sophist, der nur eine Seite sieht; aber was mich zum Sophisten macht, ist, daß ich nicht religiös werde. Der Kleinste in der Sphäre der Religiosität ist unendlich größer als der größte Sophist. Meinen Schmerz darüber haben die Götter

gelindert, indem sie mir manche schöne Betrachtung vergönnten, und mich mit einem gewissen Witz waffneten, der mir genommen würde, wenn ich ihn gegen das Religiöse brauchte.

Die Sophisten lassen sich in drei Klassen bringen: 1) Die, welche von dem Ästhetischen ein unmittelbares Verhältnis zu dem Religiösen bekommen. Die Religion wird da Poesie, Geschichte; der Sophist selbst ist für das Religiöse begeistert, aber dichterisch begeistert, in dieser Begeisterung ist er willig, jedes Opfer zu bringen, sogar das Leben zuzusetzen, aber er wird nicht religiös. Auf dem Höhepunkt des Ansehens verwechselt er sich selbst und läßt sich verwechseln mit einem Propheten und einem Apostel. 2) Die, welche von dem unmittelbaren Ethischen in ein unmittelbares Verhältnis zu dem Religiösen treten. Für sie wird die Religion eine positive Pflichtlehre, statt daß die Reue das höchste Werk des Ethischen ist und gerade negativ. Der Sophist bleibt unerprobt in der unendlichen Reflexion, ein Tugendmuster in einer positiven Fassung. Hier liegt seine Begeisterung, und ohne Trug macht er sich eine Freude daraus, andre für dasselbe zu begeistern. 3) Die, welche das Metaphysische in ein unmittelbares Verhältnis zu dem Religiösen bringen. Die Religion wird hier Geschichte, welche fertig ist; der Sophist ist fertig mit der Religion und wird in seinem Maximum Erfinder eines Systems. — Warum die Sophisten von der Menge der Menschen bewundert werden, ist, daß sie sich nicht um sich selbst bekümmern im Vergleich mit der poetischen Intuition, in die sie sich verlieren, oder in ihrem Streben nach einem positiven Ziel, das den andern winkt, oder im Vergleich mit dem ungeheuren Resultat, das sie erwerben, indem sie das Fertige zusammenstellen. Aber das Religiöse liegt gerade darin, daß man sich religiös unendlich um sich selbst bekümmert und nicht um Gesichte; unendlich um sich selbst, und nicht um ein positives Ziel, das endlich und negativ ist; unendlich um sich selbst, und also sich nicht für fertig hält, was negativ

und Verlorenheit ist. — Das weiß ich, aber ich weiß es im Gleichgewicht des Geistes und bin deshalb ein Sophist wie die andern, denn dieses Gleichgewicht ist eine Versündigung gegen die heilige Leidenschaft des Religiösen. Aber dieses Gleichgewicht in der Einheit des Komischen und des Tragischen, das die unendliche Bekümmerung um sich selbst im griechischen Sinn ist (nicht die unendliche religiöse Bekümmerung um sich selbst), ist nicht ohne Bedeutung für die Beleuchtung des Religiösen. In gewissem Sinn bin ich weit ferner von dem Religiösen als die drei Klassen Sophisten, die alle damit schon begonnen haben; aber in anderm Sinn bin ich näher, weil ich deutlicher sehe, wo das Religiöse ist, und also nicht darin fehlgreife, daß ich etwas Einzelnes herausgreife, sondern darin fehle, daß ich nicht zugreife.

So habe ich mich selbst verstanden. Genügsam mit dem Geringeren, hoffend, daß mir vielleicht einmal das Große vergönnt wird, bin ich froh über das Dasein, froh über die kleine Welt, die meine Umgebung ist. Einige meiner Landsleute meinen wohl, daß Kopenhagen eine langweilige und eine kleine Stadt sei. Mir erscheint es vielmehr, erfrischt vom Meer, an dem es liegt, und ohne selbst im Winter die Erinnerung an den Buchenwald zu verlieren, als der glücklichste Aufenthaltsort, den ich wünschen könnte. Groß genug, um eine größre Stadt zu sein, und klein genug, daß die Menschen keinen Marktpreis haben, kann der statistische Trost, den man in Paris über so und so viel Selbstmörder hat, kann die statistische Freude, die man in Paris über so und so viel Ausgezeichnete hat, sich nicht störend eindrängen. Gerade weil die Individuen nicht ganz im Preise gefallen sind, als gingen so und so viel Dutzend auf einen Menschen, gerade weil das Volk glücklicherweise zu schwerlernend ist, um diese halbstündige Gelehrsamkeit zu fassen, die nur Verzweifelten und Verblendeten schmeichelt, gerade deshalb ist das Leben in dieser Hauptstadt so unterhaltend für den, der sich weiß über die Menschen

zu freuen, was besser aushält und reichere Ausbeute gibt, als wenn man ein Tausend Menschen dazu bewegt, eine halbe Stunde über einen selbst zu jubeln. Wer sich gar nichts vornehmen wollte, könnte doch, wenn er ein offnes Auge hat, ein genußreiches Leben führen, indem er auf andre achtet; und wer seine Arbeit hat, thut wohl, darauf zu achten, daß er nicht zu sehr gefesselt wird. Aber wie traurig, wenn viele vergessen, was nichts kostet, kein Eintrittsgeld, keine Ausgaben für Gesellschaften, keine Unbequemlichkeit und Plage, was dem Reichsten und dem Ärmsten gleich wenig kostet, und der reichste Genuß ist; wenn sie die Unterweisung verpaßten, die man nicht von einem Lehrer bekommt, sondern von einem beliebigen Menschen im Vorübergehen, von einem Unbekannten im Gespräch, von jedem bei zufälliger Berührung. Was man vergebens in Büchern sucht, darüber geht einem plötzlich ein Licht auf, wenn man ein Dienstmädchen mit einem andern Dienstmädchen sprechen hört; ein Ausdruck, den man vergebens aus seinem eignen Hirn pressen wollte, vergebens in Wörterbüchern suchte, den hört man im Vorbeigehen: ein Landwehrmann braucht ihn und träumt nicht davon, welch reicher Mann er ist. Und wie der, welcher in dem großen Walde geht, froh über das Ganze bald einen Zweig abreißt, bald ein Blatt, zuweilen sich nach einer Blume bückt, nun auf einen Vogelschrei hört: so geht man unter der Volksmenge, verwundert über die wunderbare Gabe der Sprache, greift nun den, nun jenen Ausdruck im Vorbeigehen auf, freut sich daran und wird nicht so undankbar, zu vergessen, wem man ihn schuldete; so geht man unter den Menschen, sieht jetzt eine Äußerung eines Seelenzustandes, nun eine andre, lernt und lernt und wird immer lernbegieriger. So läßt man sich nicht von Büchern betrügen, als käme das Menschliche so selten vor, so liest man nicht in Zeitungen davon; das Beste bei der Äußerung, das Liebenswürdigste, der psychologische kleine Zug wird doch zuweilen nicht aufbewahrt.

Einige meiner Landsleute meinen, daß die Muttersprache nicht tauglich wäre, schwierige Gedanken auszudrücken. Das scheint mir eine seltsame und undankbare Meinung. Ich fühle mich glücklich in der Gebundenheit an meine Muttersprache, gebunden wie vielleicht nur wenige es sind, gebunden wie Adam an Eva, weil keine andre Frau da war, gebunden weil es mir eine Unmöglichkeit war, eine andre Sprache zu lernen, und damit unmöglich ist, stolz und vornehm auf das Angeborne herabzusehen, aber auch froh, an eine Muttersprache gebunden zu sein, die reich in innerer Ursprünglichkeit ist, wenn sie die Seele erweitert, und wohlig im Ohre klingt mit ihrem süßen Klange; eine Muttersprache, die nicht verfangen in schwierigen Gedanken stöhnt, und nicht pustet und angestrengt klingt, wenn sie vor dem Unaussprechlichen steht, sondern in Scherz und Ernst sich damit beschäftigt, bis es ausgesprochen ist; eine Sprache, die nicht fern sucht, was nahe liegt, noch in der Tiefe, was zur Hand ist, weil das glückliche Verständnis des Gegenstandes aus und ein geht wie ein Elf, und die glückliche Bemerkung wie ein Kind an den Tag bringt, ohne es recht zu wissen; eine Sprache die heftig und bewegt ist, so oft der rechte Freier mannhaft die weibliche Glut der Sprache zu entflammen weiß; selbstbewußt und siegreich im Gedankenstreit, so oft der rechte Herrscher sie anführt; geschmeidig wie ein Ringer, so oft der rechte Denker sie festhält und den Gedanken auch; eine Sprache, die nicht ohne Ausdruck für das Große, das Entscheidende, das Hervortretende, eine wohlthuende, anmutige, holdselige Vorliebe für Zwischengedanken und Nebenbegriffe und Eigenschaftsworte hat, für das Flüstern der Stimmung, das Summen des Übergangs, die Innerlichkeit der Biegungen und die geheime Freudigkeit des verborgnen Wohlstandes; eine Sprache, die Scherz so gut wie Ernst versteht: eine Muttersprache, die ihre Kinder mit einer Fessel bindet, die „leicht zu tragen — ja, aber schwer zu brechen ist."

Einige meiner Landsleute meinen, es sei eine alte Erinnerung,

von der Dänemark zehre. Das scheint mir eine seltsame und undankbare Meinung, die keiner billigen kann, der lieber freundlich und froh als verdrießlich und widerwillig sein will, denn nur dies zehrt. Andre meinen, daß Dänemark eine maßlose Zukunft bevorstehe; einige, welche sich verkannt oder nicht anerkannt meinen, trösten sich einer künftigen besseren Generation. Aber selbst wenn es so wäre, daß die Nachwelt ihn preist, das ist doch Ungerechtigkeit und Vorurteil, die Nachwelt deshalb besser als die Zeitgenossenschaft zu nennen, weil sie besser von ihm urteilt. So groß ist der Unterschied zwischen einem Geschlecht und dem andern nicht, gerade das Geschlecht, das er tadelt, ist in demselben Fall, daß es preist, was ein früheres Geschlecht tadelte. — Einige meiner Landsleute meinen, daß in Dänemark Schriftsteller sein ein armes Lebensbrot und ein kümmerlicher Beruf sei. Sie meinen das nicht bloß von einem solchen zweideutigen Verfasser wie ich, der nicht einen einzigen Leser ganz hat und nur wenige bis in die Mitte des Buches, an den sie deshalb gar nicht denken; sie meinen, daß es auch bei den Ausgezeichneten so sei. Nun, das Land ist ja nur klein. Aber war es eine so geringe Anstellung, in Griechenland Obrigkeit zu sein, ungeachtet es Geld kostete? Gesetzt es wäre so, gesetzt es würde so, daß es das Los der Schriftsteller in Dänemark wäre, jährlich etwas Bestimmtes bezahlen zu müssen für ihr Arbeiten im Verfassen: nun wohl, wenn es auch so wäre, daß die Fremden sagen müßten: In Dänemark ist es eine kostbare Sache, Verfasser zu sein, dort gibt es deshalb auch nicht haufenweise Schriftsteller, aber man hat da auch nicht, was wir „Stübenfänger" nennen; die sind der dänischen Litteratur so unbekannt, daß die Sprache keinen Ausdruck dafür hat.

Wenn es geschähe, was ich nicht angenommen habe, daß ich einen Leser hätte, der aushielte und also auch dies läse, was ich mir nicht gedacht habe, denn dann hätte ich es nicht geschrieben, und wenn er davon mit andern spräche, so würden vielleicht

einige von meinen Landsleuten sagen: Achtet nicht auf einen solchen Schriftsteller, hört ihn nicht, er ist ein Verführer. Und einer von ihnen würde vielleicht so fortfahren: „Einen Verführer denkt man sich gewöhnlich nur in Beziehung zum Weibe, und auch da denkt man ihn sich meist verhüllt in wilder dämonischer Leidenschaft und hinterlistig. Aber das ist nicht die gefährliche Art Verführer, selbst nicht für das Weib. Er kann auch gut ein junger Mensch mit viel Phantasie und geistiger Begabung sein. Er begehrt keines Weibes Gunst, und diese Gleichgültigkeit ist nicht eine Hülle für die heimliche Leidenschaft, weit entfernt; er stellt keinem Mädchen nach, aber er ist ein Schwärmer. Er tritt nicht zum Tanz mit den jungen Mädchen an, sondern sucht seinen Platz in dem Zimmer neben dem Tanzsaal und im Winkel der Wohnstube. Wenn da die Mädchen etwas müde sind vom Tanzen, oder wenn die Abenddämmerung eintritt, und die Arbeit ruht, und der Gedanke umherflattern will, da sitzt er, nun ist seine Zeit. Sie hören auf seine Rede und durch seine Phantasie lockt er sie hin in verführerische Ideale und spannt die Erwartung der verlangenden Seele und die Forderung der Ahnung. Selbst begehrt er nichts. Und sie suchen wieder die Lust des Tanzens oder die Arbeit nimmt wieder ihren Anfang, aber in der Stille grübeln sie doch über das Erhabene, das er aussprach, und sehnen sich danach, wieder die bethörende Täuschung einzusaugen. Er selbst bleibt unverändert, denn seine Freude ist nur das Sehnen der Rede und des Gedankens nach dem Ideal. Und wenn er redet, ist es ihm, als wäre eine tiefe Trauer in seiner Seele, in Schwermut kommt er sich vor wie ein blinder Greis, den die Rede gleich einem Kinde durch das Leben leitet. So hören die Mädchen auf ihn und in kurzem sind sie verführt; sie suchen vergebens was er beschrieb, suchen es vergebens bei ihm, vergebens bei sich selbst, und doch verlangen sie nach dem Gespräch und altern, indem sie darauf hören. Und wenn die alte Tante etwas

früher zu ihnen sagte: Kinder nehmt euch doch in acht, hört nicht auf ihn, er ist ein Verführer, dann lächelten sie und sagten: Er, er ist der beste Mensch und in seinem Verkehr so behutsam, so zurückhaltend, als sähe er uns nicht oder als wäre er bange vor uns, und was er sagt, ist so schön, o so schön! Ein solcher Verführer kann ein Dichter sein. Solche Macht hat dieser Verfasser nun wohl nicht, gleichwie er es auch nicht auf die Frauen abgesehen hat, aber er ist doch in anderer Sphäre ein Verführer.

„Wesentliches hat er nicht zu sagen, darin ist er nicht gefährlich und deshalb warne ich nicht vor ihm, denn wie ein tiefsinniger philosophischer Freund mir sagte: Wer mit echt spekulativem Blick ihn betrachtet, sieht mit einem halben Auge, daß er, selbst betrogen vom Leben, weil er nur Beobachter ist, nicht der Betrüger, sondern der Betrug wurde, der objektive Betrug, die reine Negation. Nur in einer Zeit, wo die Gemüter so stark bewegt sind, da es doppelt gilt: Wer nicht dafür ist, der ist dagegen, nur in einer Zeit, wo das Leben durch die bevorstehenden großen Krisen und Entscheidungen gesteigert ist und die Menschen auch durch Unbedeutendes Schaden nehmen können, kann man sich versucht fühlen, mit einem Wort vor ihm zu warnen, wenn es sonst nötig ist. Er ist in andrer Sphäre ein Verführer. In Spott gehüllt und dadurch täuschend ist er in seinem Innersten ein Schwärmer. Er sitzt auch immer gern nahe den Versammlungen, er liebt auch die stilleren Augenblicke, wenn das Ohr der unerfahrenen Jünglinge gern die falsche Weisheit trinkt. Selbst berauscht in Träumen und gestärkt von Einbildungen, abgestorben als Beobachter, will er jedem vorgaukeln, daß der Einzelne unendliche Bedeutung habe und dies die Gültigkeit des Lebens sei. Darum hört nicht auf ihn, er will euch dazu verführen, in einer Gärungsperiode quietistisch stillzusitzen, in der müßigen Vorstellung, daß jeder auf sich selbst achten soll; er will euch bewegen, die großen Aufgaben im Stich zu lassen, die vereinte Kräfte for-

dern, aber auch allen reichlich Lohn geben. Sieh, weil er das nicht verstanden hat, weil ihm Ernst und Positivität fehlt, deshalb ist seine Existenz nur Augenverblendung, seine Rede doch kraftlos und ohnmächtig wie die eines Gespenstes, und all seine Darstellung doch nur, wie der Dichter sagt, wie die Perlenfarben an einer alten Pforte, wie der Schnee in einer Sommerrinne. Aber ihr, die ihr Lebende seid und Kinder der Zeit, merkt ihr nicht, daß das Dasein zittert, hört ihr nicht die Kriegsmusik, vernehmt ihr nicht die Hast des Augenblicks, der auch der Stundenzeiger nicht folgen kann? Woher dies Brausen außer daß es in der Tiefe kocht? woher diese fürchterlichen Wehen, wenn die Zeit nicht schwanger wäre? Glaubt ihm deshalb nicht, hört nicht auf ihn, denn er würde wohl in seiner spottenden und ausgesponnenen Weise, die sokratisch sein soll, sagen, daß man von den Wehen nicht direkt auf die Ausbeute der Geburt schließen könne, und ein gespannter Unterleib auch Trommelsucht bedeuten könne, oder ganz andres, woran Sueton erinnre, wenn er von einem römischen Kaiser sagt: Vultus erat nitentis.

„So bekümmert euch gar nicht um ihn, laßt euch von ihm nicht beirren, er hat sich nicht legitimieren können vor der Zeit, er ist nicht der Mann, im allermindesten die Forderungen der Zeit zu erfassen, nicht im stande einen einzigen Vorschlag zu machen, oder mit positivem Ernst über die großen Aufgaben des Augenblicks bekümmert zu sein; aber reizt ihn nicht, denn dann könnte er möglicherweise gefährlich werden; laßt ihn gehen als das was er ist, ein Spötter und ein Schwärmer in uno, ein Spießbürger in toto, ein Betrüger, die reine Negation. Thut ihr das, so ist er kein Verführer." Ach, ach, ach, welches Glück, daß da kein Leser ist, welcher ganz ausliest; und wenn es doch wäre — der Schade, daß man sich selbst überlassen bleibt (wenn dies das einzige ist, was man wünscht), ist ja wie die Strafe der Molboer, da sie den Aal ins Wasser warfen. Dixi.

200
211
241/2
254/2
258

266/4
269
313
315
310
325
382 ff